<36615502640017

Die

Sagen des Spessarts,

gesammelt

von

Adalbert von Herrlein.

Aschaffenburg, 1851.

Verlag von C. Krebs.

Druck von Aug. Osterrieth
in Frankfurt a. M.

O Spessart, edler Forst, du bist
Der Wälder Preis zu jeder Frist!
Wie weit umher in Land und Gauen
Auch forschend rings die Augen schauen,
Mit deinen Buchen, deinen Eichen
Läßt sich kein and'rer Wald vergleichen.
Wie Säulen schlank im Tempelraum
Stehn deine Stämme, Baum an Baum,
Und deine Wipfel wölben sich
Zum weiten Dom andächtiglich.
Und drüber lacht der Sonne Schein,
Und ihrer Strahlen hell Gefunkel
Blitzt durch das kühle Laubesdunkel
Und wirkt grüngoldne Lichter drein.
Es führet deiner Bäume Pracht
Der Strom weithin als edle Fracht,
Der Main trägt sie auf mächt'gem Floß
Zum Rhein, der in den salz'gen Schooß;

Denn dort das Schiff auf weitem Meer,
Das rüstig fährt im Sturm einher,
Hoch in der Luft die Masten stolz,
Gezimmert ist's von deinem Holz;
Die Eich', aus der sein Rumpf gebaut,
Sie wuchs dort, wo der Spessart blaut.

An Zauber reich zu allen Zeiten
War dieses ganze Waldrevier.

Waldfräulein v. Zedlitz.

I. Aschaffenburg.

Hier ist, was je ein Aug' entzückt!
Die Matten licht, die Büsche grün,
Der Riesenbäume Baldachin,
Die bunten Blumen mannichfalt,
Der Weiher still von Schilf umwallt,
Darauf der Schwan stillrudernd gleitet,
Der Reiher seine Federn spreitet.
Und tausend Stimmen in den Bäumen,
Und tausend Schimmer in den Räumen,
Und Wohlgeruch und Duft und Glanz,
Und goldner Sonnenstrahlen Tanz,
Die, wie anmuthige Gedanken,
Im lindbewegten Laube wanken.

Waldfräulein.

1. Der Name Aschaffenburg.

Die Mainufer in der Nähe der jetzigen Stadt Aschaffenburg waren ehemals nichts als Wald. Als die erste Ansiedelung sich ausdehnte, bedurfte man Land zum Feldbaue; das Abholzen des dichten Urwaldes durch die Axt würde eine Arbeit gewesen sein, der die Ansiedler kaum gewachsen waren: sie steckten deshalb den Wald in Brand. Das ganze Aschaffthal ward von Bäumen entblößt, die Asche lag aber so dick darin, daß der Bach ganz davon bedeckt war. Die Ansiedler nannten ihn deßhalb Asgaffa oder Ascaffa von den altdeutschen Worten asga, Asche und affa, Fluß, sonach Aschenbach. Die Aschaff floß zu jener Zeit durch die Stadt und die Stadt, die er durchschnitt, ward Aschaffenburg genannt.

---

2. Die Riesenpflüge.

In uralter Zeit war der Main überall in mehrere Arme getheilt. So floß ein Arm da vorbei, wo jetzt Aschaffenburg steht, und ein anderer ging oberhalb Nilkheim ab und vereinigte sich unterhalb Leider wieder mit

dem erstern. Bei Dettingen theilte sich der Fluß gar in drei Theile; der eine floß links an Kleinwelzheim vorbei, der zweite in dem jetzigen Mainbette, so daß Kleinwelzheim auf einer Insel gestanden wäre, und der dritte ergoß sich über die Pfaffenwiesen am Häuseracker-Hof vorbei Der Letzte war der stärkste, worauf die Schiffe nothdürftig fortkommen konnten; der Weg von dem nun ausgetrockneten Hümmelsee nach Großwelzheim heißt deshalb noch heut zu Tage der Schiffsweg.

Damals war das ganze Mainthal mit Sümpfen bedeckt und der Landwirthschaft unzugänglich; nur der Ur, dessen Hörner noch hie und da aufgefunden werden, hauste in den Weiden- und Erlenwäldern, die an den Ufern und auf den Inseln des Maines wucherten. Die Höhen des Mainthals waren von riesenhaften Männern bewohnt. Um den großen Theils guten Boden des Mainthals dem Ackerbaue zu gewinnen und eine ordentliche Schifffahrt möglich zu machen, unternahmen es diese Männer, ein einziges Flußbette herzustellen. Zu diesem Ende lockerten sie den Grund in dem einen Arme mit Riesenpflügen tief auf und der Strom ergoß sich nun in den einen und die übrigen legten sich allmählich trocken; aber die alten Flußbetten sind noch heute sichtbar.

Von den Pflügen wurden zum ewigen Gedächtnisse eine Schaar und eine Segge aufbewahrt; sie hängen in dem Hofe des Schlosses zu Aschaffenburg.

3. Das Benediktiner-Kloster in Aschaffenburg.

Die Römer hatten bald nach Christi Geburt ihre Vorposten bis in die Mitte des Spessarts, der ihnen ein Theil des großen hercynischen Waldes war, vorgeschoben; zu Aschaffenburg stand eines ihrer Kastelle. Im vierten und fünften Jahrhunderte wurden sie von dem rechten Rheinufer verdrängt, Hunnen, Vandalen, Franken, Alemannen und andere Völker besetzten die Gegend und vertilgten mit der Römer Herrschaft auch die Blüthe des Landes. Ihre stolzen Vesten wurden zertrümmert, ewiger Hader und Kampf unter den Franken und Alemannen lichtete die Bevölkerung, daß nur wenige Familien übrig blieben — und der Wald wucherte auf's Neue, wo früher reiche Ernten gereift waren.

Auch zu Aschaffenburg waren das Kastell und die Ansiedlungen der Römer zerstört worden. Im achten Jahrhunderte stand an der Stelle der Stadt nur ein halbzerstörter kleiner Dianentempel und die Rabensburg oder Ravensburg mit einigen unter ihrem Schutze errichteten Hütten. Die Burg war aus den Trümmern eines Römerwerkes, das unfern des Kastell's, jedoch durch eine tiefe Schlucht davon getrennt, lag, erbaut worden und hatte ihren Namen von den vielen Raben, welche die Ruinen bevölkerten.

Der heilige Bonifacius, der allen deutschen Volksstämmen das Evangelium verkündete, kam auch nach Aschaffenburg. Er ließ den römischen Dianentempel auf dem Badberge, wo jetzt das Stadtgerichtsgebäude steht, herrichten

und weihte ihn zu einer christlichen Kirche, der ersten in Aschaffenburg. Sie wurde dem hl. Martinus gewidmet, deßhalb führt auch heute noch die Stadt den hl. Martinus mit dem bischöflichen Ornate angethan in ihrem Siegel.

Ein Bild der Göttin Diana aus geschlagenem Kupfer, welches sich in dem Dianentempel gefunden hatte, wurde später auf den Thurm zwischen den Thoren versetzt, der davon den Namen „Dinges-Thurm" erhielt.

Die St. Martins-Kapelle, arm wie sie war, hatte keinen eigenen Geistlichen. In dem Felsen, worauf der Pavillon im schönen Thale steht, befand sich damals gegen den Main zu eine Grotte, welche nun zugemauert ist, dort wohnte ein frommer Einsiedler, der die priesterlichen Weihen empfangen hatte und den Gottesdienst in der St. Martins-Kapelle versah. Die Kapelle, wenn auch baufällig, bestand bis zum Jahre 1770, wo sie in einen Pferdestall umgewandelt wurde; aber die Pferde, welche man in den neuen Stall eingestellt hatte, schlugen und tobten dergestalt, daß sie zu Grunde gingen — und es gab in dem Stalle keine Ruhe, bis der Kanonikus, dem die Benutzung des Stalles zustand, in der Stiftskirche den St. Martinsaltar gestiftet hatte.

Dieser Altar stand bis zum Jahre 1813, wo er abgebrochen wurde, um Platz für das Denkmal des Kurfürsten Friedrich Karl Joseph zu gewinnen.

Karl der Große weilte gern an den Ufern des Maines, an dem seine Burgen und Paläste, seine Meierhöfe, seine Jagdschlösser lagen. Auch die Ravensburg diente dem Kaiser und seinem Jagdgefolge zur Wohnung, wenn

er sich durch die Jagd im Spessart von seinen schweren Regierungssorgen erholen wollte, und der Kaiser liebte den Spessart sehr, und nannte ihn darum vorzugsweise seinen Wald. Der Spessart erstreckte sich damals bis an die Mauern der St. Martins-Kapelle und der Ravensburg.

Bei einer dieser Jagden im Spessart war der Kaiser von seinem Gefolge abgekommen; nur ein Knappe war in seiner Nähe. Je mehr sie sich Mühe gaben, zu einem der kaiserlichen Jagdschlösser zu gelangen oder das Gefolge aufzufinden, desto mehr wurden sie irre; die Nacht brach herein und der Kaiser mußte sich entschließen, sie im Forste zuzubringen. Die Verirrten banden ihre Rosse an zwei Lindenbäume und streckten sich unter ihr Blätterdach, der Kaiser that aber das Gelübde, daß er da, wo ihm der erste Mensch begegnen würde, ein Kloster stiften wolle. Dann schlief er ruhig ein. Bei dem ersten Strahl der Sonne wurde er durch die Schläge einer Axt geweckt; ganz in seiner Nähe war ein Mann mit Holzfällen beschäftigt. Der Kaiser, der sich tief im Spessart glaubte, hatte nur einige hundert Schritte von der Ravensburg übernachtet.

An jener Stelle baute der Kaiser, der kurz vorher das Benediktiner-Kloster zu Neustadt am Maine gestiftet hatte, gleichfalls ein Benediktiner-Kloster und Aschaffenburg hatte nun einen geregelten Gottesdienst, der die erste Veranlassung zur Vergrößerung der Stadt gab. Der Kreuzgang des neuen Klosters wurde um die Lindenbäume geführt, die dem Kaiser und seinem Knappen Schutz gewährt hatten. Im Verlaufe der Zeit starben die Bäume ab; es wurden aber immer neue nachgepflanzt, auch dann noch, als das Benediktiner-Kloster längst in das Collegiatstift

zu den hl. Peter und Alexander umgewandelt war. Die letzten Bäume waren im Jahre 1574 gesetzt worden, wie dieses die Inschrift am Kreuzgange „Tiliae sunt pactae 1574“ beweist. Der eine fiel im Jahre 1811, der andere im Jahre 1841 durch den Sturmwind. Jetzt streben dort wieder ein Paar junge Linden empor.

Der Holzhauer, dessen Axtschläge den Kaiser geweckt, ging auch nicht leer aus. Karl schenkte ihm die Ravensburg und schlug ihn zum Ritter, und das Geschlecht der Edlen von Ravensburg blühte bis tief in das dreizehnte Jahrhundert.

4. Die wandernden Reliquien.

Außer andern Reliquien besaß die Stiftskirche zu Aschaffenburg zwei kostbar gefaßte Köpfe von den eilftausend Jungfrauen, die von Köln mit großem Gepränge nach Aschaffenburg geschafft worden waren. Das Gedächtniß der hl. Jungfrauen wurde jedes Jahr feierlich in der Stiftskirche begangen, im Verlaufe der Zeit aber hatte man ihrer vergessen und die Feier unterlassen. Im Jahre 1183, an dem abgekommenen Festtage, als die Stiftsherrn im Frühchore versammelt waren, kamen hinter dem Hochaltare zwei stattlich gekleidete Jungfrauen hervor, schritten durch das Chor, neigten ihre Häupter rechts und links gegen die Stiftsherrn und verschwanden aus der Kirche. Erstaunt standen die Stiftsherrn und konnten sich die Erscheinung nicht erklären, da äußerte Einer der älteren

die Vermuthung, es möchten vielleicht die beiden Jungfrauen sein, deren Gedächtniß man früher so sehr in Ehren gehalten, aber später so vernachlässigt habe, daß an dem Tage ihres Festes Niemand ihrer gedenke. Man sah unter den Reliquien nach, fand aber die Häupter der beiden Jungfrauen nicht mehr. Auf eine Anfrage in Köln erhielt man die Nachricht, daß an dem bezeichneten Tage morgens zwei als Reliquien gefaßte Köpfe auf dem Altare der Kirche zur hl. Ursula gefunden worden seien.

---

5. Das Nachläuten.

In dem harten Winter vom Jahre 1185 auf 1186 verirrte sich eines Abends ein Graf von Rieneck auf dem Wege von Lohr nach Aschaffenburg und ritt mit seinem Knappen die ganze Nacht im Walde herum, ohne die Stadt Aschaffenburg, welche ihnen ganz nahe lag, finden zu können. Glücklicher Weise wurden sie von den Wölfen, welche damals gar nicht selten waren, nicht angefallen, allein Kälte und Ermüdung hatten Beide fast gänzlich aufgerieben, als es endlich Tag wurde. Um ähnlichen Unfällen vorzubeugen und dem verspäteten oder verirrten Wanderer anzudeuten, wo er die Stadt zu suchen habe, ordnete der Churfürst Conrad I. im erwähnten Jahre 1186 an, daß allabendlich im Sommer um 9 Uhr, im Winter um 8 Uhr eine Viertelstunde auf dem Glockenthurm am Markte, dem Dingesthurm geläutet werden solle. Als der Dingesthurm im Jahre 1777 abgebrochen wurde, ging die Ver-

pflichtung zum Läuten der Nachtglocke auf die Pfarrkirche zu U. L. F. über, wo sie heute noch erfüllt wird. — Eine ähnliche Verfügung erließ der Churfürst Conrad I. auch in Beziehung auf die Stadt Lohr, woselbst mit der Rathhaus-Glocke von Michelstag bis Mittfasten jeden Abend um 8 Uhr eine Viertelstunde lang geläutet wird.

---

6. Der Pilgerbrunnen und das St. Elisabethen-Hospital.

An einem heißen Sommertage wanderte ein Pilger auf der Straße, die aus dem Spessart nach Aschaffenburg führt. Sein abgenütztes Gewand zeugte von einer weiten Reise und die Muscheln an seiner Kleidung verkündeten, daß er über die See gekommen. Sein Antlitz war noch jugendlich, aber trotz der brennenden Sonne lag eine krankhafte Blässe darauf; mühsam schlich er an seinem Stabe dahin. Als er an das Stadtthor kam, konnte er sich kaum mehr aufrecht erhalten — und als er sich endlich die steile Straße herauf bis an die Stiftskirche geschleppt hatte, sank er ohnmächtig zusammen. Man hob ihn mitleidig auf und bot ihm einen Becher Wein zur Stärkung, allein er schlug ihn aus, da es gegen sein Gelübde sei, und bat um einen Trunk frischen Wassers. Die obere Stadt hatte damals keinen Brunnen und es dauerte lange, bis man seinem Wunsche willfahren konnte; als er sich erfrischt, wankte er mit freundlichem Danke weiter. Da ritt der Burggraf des Wegs; er sah auf den ersten

Blick, daß der Pilger von einem bösen Fieber befallen worden, und bot ihm, dessen edle Züge doppelt sein Herz rührten, eine Herberge in seiner Burg an. Der Pilger mußte sie annehmen, denn seine Füße trugen ihn nicht mehr — und kaum angelangt in der gastlichen Burg sank er auf das Krankenlager, von dem er erst nach Monaten erstand.

Während er vom Fieber bis in das Mark durchrüttelt und abwesenden Geistes da lag, hatte er in des Burggrafen einziger Tochter Elisabeth eine treue Pflegerin gefunden. Sie wich nicht von dem Krankenlager und so fiel der erste klare Blick aus des wiedergenesenden Pilgers Augen auf die Jungfrau, die ihm wie ein Engel des Himmels erschien. Der Schritt von der Dankbarkeit zu der Liebe war bald gethan und diese wuchs mit der rückkehrenden Lebenskraft des Pilgers; das Fest seiner völligen Genesung ward von einem verlobten Paare gefeiert, dem der Burggraf mit Freuden seinen Segen gab: der Pilger war der tapfere Junker von Schönborn. Bei einem Jagen auf den Höhen des Westerwalds hatte er unbedacht einen Speer geschleudert und dieser einen Mann auf den Tod getroffen, und zur Abbüßung dieser unfreiwilligen Missethat hatte er eine Pilgerfahrt zu dem Grabe des Herrn gelobt, und war nun auf der Rückkehr zu dem väterlichen Schlosse.

Dem Verlöbnisse folgte eine glückliche Ehe. Der Junker von Schönborn vergaß aber im fernen Westerwalde, auf dem seine Burg lag, der Stätte nicht, wo er sein Glück gefunden. Vor der Stiftskirche ließ er einen Brunnen errichten und eine reiche Quelle von dem nahen Berge

dahin leiten; zum Gedächtnisse des Pilgers, der hier sich nach einem Trunke frischen Wassers gesehnt hatte, heißt er noch heute der Pilgerbrunnen. Und als des Junkers Weib die Erbin der reichen Güter ihres Vaters geworden war, stiftete er zu Aschaffenburg ein Spital, das er unter die Obhut der Schutzheiligen seines Weibes, der heiligen Elisabeth, stellte.

Erst nach Jahrhunderten errichtete das edle Geschlecht der Schönborn in der Stadt sich ein stattliches Wohngebäude, das jetzt noch seinen Namen trägt.

---

7. Die Nonnen im schönen Thale.

Im Jahre 1218 stifteten die Herren von Kugelnberg ein Frauenkloster zur hl. Maria im Hain oder Hagen, einem Dorfe, das zunächst bei Aschaffenburg lag. Die Stadt beschränkte sich damals auf den Hügel vom Schlosse bis zur Stiftskirche; unfern des Thores befand sich ein stiftisches Hofgut, das von allen städtischen Giebigkeiten und Diensten befreit war und deshalb den Namen Freihof erhielt — und dann kam das Dorf Hagen, das, wenn es noch stünde, an das jetzige Sandthor grenzen würde. Das Kloster im Hagen, von Cisterzienserinnen bewohnt, blieb hier nicht lange, denn schon im Jahre 1240 wurde es aus der Nähe der Stadt und nach Schmerlenbach verlegt und zugleich strengeren Regeln unterworfen. Während der Jahre 1218 bis 1240 waren indessen mehrere Nonnen gestorben und diese fanden keine Ruhe in ihren einsamen

verwahrlosten Gräbern. Die alte Klosterkirche ward zerstört und auf ihren Trümmern die Kapelle zum h. Grabe erbaut, und auch diese ist seit mehr als zweihundert Jahren eine Ruine; der Klostergarten ward in einen Wildpark umgewandelt und bildet nun den freundlichsten und romantischsten Theil des schönen Thales: die Nonnen aber wandeln immer noch einzeln oder zu zweien, selbst am hellen Tage auf der Stätte, wo sie lebten und starben.

---

8. Die Sandkirche zu Aschaffenburg.

Dein Gnad und Huld hat gar oft schon
Aschaffenburg erfahren,
Ach Mutter rein sammt deinem Sohn,
Wollst unser Stadt bewahren.
Altes Kirchenlied.

In der letzten Hälfte des dreizehnten Jahrhunderts war eine böse Zeit für Deutschland. Es war kein Kaiser im Reiche, aber desto mehr Zank und Streit und überall lagerte Kriegsvolk; auch den Wald vor den Thoren von Aschaffenburg hatte ein Haufen eingenommen.

Eines Tages sahen die Kriegsknechte drei weiße Lilien unter den Büschen blühen. Die Lilien waren so wunderschön, daß sie selbst dem verwilderten Kriegsvolke auffielen; sie brachen sie ab: am folgenden Tage waren wieder drei Lilien erblüht — und als auch diese abgebrochen worden waren, am dritten Tage abermals drei. Die Söldner, die in fernen Landen daheim waren, gruben die Erde auf, um die Blumenzwiebeln heraus zu nehmen und das sel-

tene Gewächs in ihre Heimath zu verpflanzen, sie fanden aber keine Zwiebeln, sondern ein Muttergottesbild. Das Bild wurde in die Stiftskirche gebracht, allein am andern Morgen fand es sich wieder dort, wo es ausgegraben worden war. Es wurde nun eine kleine Kapelle darüber gebaut; diese konnte bald die Zahl der Andächtigen nicht mehr fassen, weshalb man im Jahre 1273 ein größeres Gebäude, die Sandkirche zur weißen Lilie, errichtete, die in den Jahren 1517 und 1757 erneuert und in den letzterem Jahre auch durch Zuziehung des Sandpforten-Thurmes mit einem Glockenthurme versehen, aber immer auf der ersten Stelle erbaut wurde. Der Hochaltar befindet sich eben da, wo das Bild aufgefunden wurde. Das Bild ist noch in dem Zustande, wie es aus der Erde hervor ging, denn ein Anstrich, der es verschönern sollte, fiel augenblicklich wieder ab. Das wunderthätige Bild hat seitdem vielen Frommen, die ihre Zuflucht zu ihm nahmen, Trost und Hilfe gebracht.

---

9. Der Spuck im Schloßgarten.

Im Anfange des sechszehnten Jahrhunderts saß Uriel von Gemmingen auf dem erzbischöflichen Stuhle zu Mainz. Er war ein gelehrter, durch viele fürstliche Tugenden ausgezeichneter Herr, aber sehr zum Jähzorn geneigt und in diesem seiner selbst nicht mächtig. Dieser Jähzorn führte sein Ende auf eine traurige Weise herbei. Ein altes Manuscript erzählt:

„Es sei dieser Erzbischof ein genauer Herr gewesen, der das Seinige trefflich zu raht gehalten; als er nun einsmals einen Seiner Kellermeister des Nachts zu Aschaffenburg erwischte, daß er Wein aus dem Keller gestohlen, hab er sich darob so sehr erzürnt, daß er den ohngefehr bei Handen liegenden Büttner-Schlägel ergriffen, und damit des ungetreuen Knechts Kopf dermaßen zerschlagen, daß derselbe darüber todt zur Erden gefallen. Es habe ihn aber diese That hernach dermaßen gereuet, daß, als Er etliche Tage darauf zu Mainz angelangt, er vor großer Betrübnis seinen Geist aufgegeben; oder sich doch also gestellet, als ob er gestorben wäre, und seye also an seiner Statt der Kellermeister mit fürstlichem Pomp zur Erde bestattet worden; Er selbst aber seye in ein Carthäuser-Kloster gegangen, und habe allda, als in einem frembden Lande, da ihn niemand gekannt, sein übriges Leben in steter Buße zugebracht.“

Von dieser Zeit an war es im Schlosse zu Aschaffenburg nicht mehr geheuer; der Geist des erschlagenen Kellermeisters, der in seinen Sünden dahingefahren, wanderte. Das alte Schloß wurde, nachdem Kurfürst Johann Schweickhardt das neue erbaut hatte, im Jahre 1767 abgebrochen, aber der Spuck zog sich in den Garten des neuen Schlosses. Um dem vermutheten Betrug auf die Spur zu kommen, ließ der Großherzog Carl im Schloßgarten, zunächst am Keller-Eingange, wo der Spuck am häufigsten sein Unwesen trieb, eine Schildwache aufstellen, allein man fand mehrere Schildwachen bei der Ablösung ohnmächtig und halbtodt und zog deshalb den Posten wieder ein.

---

10. Der Schwedenkönig Gustav Adolph zu Aschaffenburg.

Am 16. Oktober 1631 hatte der Schwedenkönig die Stadt Würzburg eingenommen und am 18. den Marienberg erstürmt, und zog nun mit seinem siegreichen Heere auf beiden Mainufern gegen den Rhein. Miltenberg war nach kurzer Gegenwehr gefallen und jetzt kam Aschaffenburg an die Reihe. Die Schweden hatten zu Würzburg und Miltenberg bös gehaust; Plünderung, Zerstörung und Brandschatzung waren überall in ihrem Gefolge, ja nach der Erstürmung des Marienbergs hatten sie weder Mann noch Weib verschont und sogar die Priester, von dem Altare hinweggerissen und erschlagen. Darum war Aschaffenburg voller Schrecken und wer nur immer abkommen konnte, floh mit seiner Habe aus der Stadt. Die Behörden entwichen nach Mainz, die Stiftsherrn in die spanischen Niederlande und die Jesuiten nach Frankreich: nur die Kapuziner hielten getreulich aus. Der Pater Guardian, Bernardus aus Trier, ließ durch seine Geistlichen die Stiftskirche, so wie die Pfarrkirche zu U. L. F. und andre Kirchen besetzen und nahm sich auch des weltlichen Regimentes an. Endlich am 25. November nahte Gustav Adolph. Der Pater Guardian, begleitet von dem Stadtrathe, überreichte ihm jenseits der Mainbrücke knieend die Schlüssel der Stadt und bat um Gnade für dieselbe. Der König war wohl etwas befremdet ob des Stadtkommandanten in der Kutte, aber er bewunderte den Muth des Mannes und es freute ihn das Vertrauen,

welches dieser ihm kund gab. Freundlich sprach er mit dem Guardian und fragte nach seiner Wohnung, und nachdem ihm dieser sein bescheidenes Klösterlein gezeigt hatte, sicherte ihm der König zu, daß er vor Allem bei ihm einkehren werde. Während des Einzugs ging der Guardian neben dem Rosse des Königs einher; der König erkundigte sich nach allen Verhältnissen der Stadt und erfuhr nun, daß die mainzischen Beamten und die geistlichen Herren die Stadt verlassen hätten. Der König war am Schlosse angelangt. Da sprach er: „Ein feines Schloß! Wenn Räder daran wären, würden wir es nach Schweden führen lassen. Da es aber nit transportirt werden mag und der Mainzer Bischof und seine Diener es auch nit zu bewahren gewillt waren, so sind wir gemeint, das Schloß dem Kriegsvolke preis zu geben." Da entgegnete der Guardian: „Eure Majestät wolle geruhen, sich zu überzeugen, daß das Schloß mit mehr als hundert Rädern versehen ist — und dabei deutete er auf das Mainzer Wappen, das oberhalb aller Fenster des Hauptgeschosses und auch sonst am Schlosse angebracht ist — „es fehlt darum nur die Bespannung." „Pfäfflein, Pfäfflein" sprach der König, „du gefällst uns; du bist eben so schlau, als herzhaft. Um deinetwillen wollen wir der Stadt und dem Schlosse Gnade angedeihen lassen."

Darauf zog der König in das Kloster, wo ihn alle Kapuziner feierlich empfingen; später nahm er seine Wohnung im Schlosse. — Die Stadt mußte zwar eine erkleckliche Brandschatzung oder s. g. „schleunige Hülfe" erlegen, wurde aber im Vergleiche gegen andere Städte sehr glimpflich behandelt.

11. Die versunkene Glocke.

In der Pfarrkirche zu St. Agatha hingen neben einander zwei Glocken, die Eine Marianne, die Andere, die von Silber war, Susanne geheißen. Im dreißigjährigen Kriege raubten die Schweden die silberne Glocke, luden sie in ein Schiff und wollten sie den Main hinabführen. Als sie an das Ende der Stadt kamen, nämlich an den Felsen, auf dem jetzt der Pavillon im schönen Thale steht, wo aber früher die Stadtmauer gegen den Main zog, sprang die Glocke aus dem Schiffe in den Main, wo sie noch liegt. So oft nun die Glocke Marianne geläutet wird, ruft sie:

Bimbam, bimbam, wo ist die Schwester Susann'?

Und die feine Silberstimme der Glocke im Main antwortet:

Bimbam, bimbam, da bin ich, Schwester Mariann'.

Diese Worte hören freilich nur die Golden-Sonntags-Kinder, die frommen Herzens und gläubigen Sinnes sind: ein Liedchen von der Susanne singen aber noch alle kleinen Kinder. Es lautet:

Kling klang Glorian
Uns're Schwester Susann'
Liegt im Main
Am grauen Stein,
Kehrt nimmer heim.

12. Der gespenstige Küfer.

In dem Keller des Schönborner Hofes zu Aschaffenburg, unter dem Baue, welcher zunächst des Freihofes liegt, befand sich ein großes Weinlager. Der Küfer, welcher dasselbe zu beaufsichtigen hatte, war so diensteifrig, daß er alles Andre darüber vergaß; er hämmerte oft an den Fässern herum bis tief in die Nacht. So trieb er's einst auch an dem h. Weihnachtsabend, und die Leute, die in die h. Christmette gingen, und die, welche heraus kamen, hörten ihn noch im Keller klopfen. Deshalb hebt er jetzt noch, wenn es zur h. Christmette läutet, zu klopfen an und man kann das unheimliche Hämmern hören, so lange die heilige Christmette währt.

---

13. Die verlornen Heiligenbilder.

Vor dem Hauptthore des Schlosses Johannisburg zu Aschaffenburg standen ursprünglich jenseits des Grabens ein Portal und darauf die steinernen Bildsäulen des h. Martin, des Patrons des Erzstiftes Mainz, und des h. Johannes des Täufers in kunstreicher Arbeit. Der Kurfürst Emmerich Joseph ließ vor etwa 70 Jahren das Portal der freieren Aussicht wegen abbrechen, die Bildsäulen wurden beseitigt und im Laufe der Zeit hatte man ihrer vergessen.

In einer der schönen Spätsommernächte des Jahres 1811 ging ein alter Fischer aus der Weinschenke heim, in

der er täglich seinen Schoppen zu trinken pflegte. Die Weinschenke befand sich in dem Eckhause zwischen der Karlsstraße und dem Viehberge, und der Fischer wohnte in der Fischergasse; er nahm seinen Weg aber nicht den Viehberg hinunter am Maine hin, sondern an dem Bauhofe und Schlosse vorbei durch die neue Anlage. Von dem Bauhofe zieht sich eine Mauer gegen das Schloß und darin ist ein zugemauerter Thorbogen. Als der alte Fischer dahin kam, stand vor dem Thorbogen ein Bischof im vollen Ornate mit Inful und Stab; der erhob die Hand und sprach: „In diesem Gewölbe liegen die Bildsäulen des h. Martin und des h. Johannes, die vom Schloßthore abgebrochen worden sind. Sie sollen nicht länger gleich altem Gerümpel im Moder liegen, sondern wieder hervor ans Tageslicht — und du sollst dieses mein Gebot verkünden!“ Darauf war er verschwunden.

Des folgenden Morgens überlegte sich der Fischer die Geschichte. Die Nacht war hell gewesen und der Fischer hatte den Bischof deutlich gesehen und seine Worte wohl vernommen, allein die Erscheinung war so schnell vorüber — und gerade an diesem Abende hatte der Fischer mehr als einen Schoppen getrunken: er war darum nicht sicher, ob ihm nicht der Wein einen Streich gespielt, und beschloß, vor der Hand über die Sache zu schweigen. Sie ging ihm indessen den ganzen Tag im Kopf herum und erst am Abende in der lustigen Gesellschaft des bekannten Weinhäuschens vergaß er ihrer.

Zur gewöhnlichen Stunde, es war nicht die frühste, ging er heim. Er dachte an nichts, als an den guten, wohlfeilen Wein, den er getrunken. Der Eilfer war

zwar damals noch nicht im Faß, aber der voraussichtliche reiche Herbst zwang zum Fortschaffen der Weinvorräthe. Als der Fischer am Bauhofe vorbei war, blickte er doch scheu nach dem zugemauerten Thorbogen — und der Bischof stand wieder dort und sprach dieselben Worte.

Jetzt konnte der Fischer nicht mehr zweifeln, daß er wirklich eine Erscheinung aus einer andern Welt gesehen. Wäre es nicht späte Nacht gewesen, er hätte gleich die Anzeige gemacht; so mußte er sich schon bis zum andern Tage gedulden. — Im Strahle der Morgensonne sehen indessen alle Dinge anders aus, als beim Sternenlichte. Der Fischer bekam am andern Tage wieder Zweifel und er trug sie so lange herum, bis es wieder Nacht war.

Und zum dritten Male ging der Fischer am Thorbogen vorüber und zum dritten Male stand der Bischof davor, jetzt aber zürnenden Antlitzes. Er sprach: „Wenn du mein Gebot wieder nicht verkündest, so ist dieser Tag dein letzter!"

Da hatte alles Zögern ein Ende. Der Fischer machte augenblicklich die Anzeige. Das vermauerte Gewölbe, das früher zu einem Kohlenbehälter gedient hatte, wurde aufgebrochen und es fanden sich darin die Bildsäulen des h. Martin und des h. Johannes in unversehrtem Zustande.

Sie wurden im schönen Thale unfern der Kirchen-Ruine aufgestellt und dort stehen sie noch, freilich jetzt sehr verstümmelt.

14. Die Kindsmörderin.

Im Jahre 1759 stürzte sich ein Mädchen, das in einer unbewachten Stunde überrascht worden war, mit ihrem neugebornen Kinde in den Main, um sich und den Zeugen ihrer Schande in den Wellen zu begraben. Der Trieb der Selbsterhaltung, dem sie im Augenblicke der Todesgefahr unbewußt folgte, führte sie wieder an das Ufer — das arme Kind aber war ertrunken.

Das Aschaffenburger Schöffengericht verurtheilte sie als Kindsmörderin zur Abhauung der Hand, öffentlicher Enthauptung und Einscharrung unter dem Galgen; das Obergericht aber befahl, daß sie wegen ihres stets tadellosen Lebenswandels und weil sie nur in der Verzweiflung die That begangen, vor Tagesanbruch und ohne Zuschauer nicht auf dem Richtplatze, sondern auf dem Ziegelberge mit dem Schwerte gerichtet werden solle, und daß sie nicht die Hand des Scharfrichters berühre, sondern Einer der Stadtdiener ihr die Augen verbinde, worauf ihre Leiche auf dem Kirchhofe zu beerdigen sei.

Das Urtheil ward vollzogen, das verführte Mädchen, das übrigens nicht den höheren Ständen angehörte, starb von Vielen bemitleidet und es ward zu ihrem Andenken auf einer Weinbergs-Mauer am Ziegelberg ein steinernes Kreuz errichtet. Das Kreuz wurde vor einigen Jahren erneuert, das Fußgestelle ist noch das alte, die Inschrift aber ist durch Steinwürfe so verstümmelt, daß sie nicht mehr gelesen werden kann.

15. Das Crucifix in der kleinen Allee zum schönen Busche.

In der s. g. kleinen Allee, die von der Stadt Aschaffenburg zum schönen Busch führt, und zwar zunächst des Letztern, steht ein steinernes Crucifix, vor dem ein Ritter in vollem Harnisch kniet, jedoch baarhaupt; neben ihm liegt der Turnierhelm. Das Fußgestelle hat die Inschrift:

> Anno 1627 den 6. Februarii ist an diesem Ort erbärmlicher vnd vnversehener Wéise mit vier tötlichen Schossen von . . . . ermordet worden der Wohlerwürdige vnd Wohledle herr Johann Walter von Kerpen St. Johannesordens Ritter in dem 25 Jahr seines alters. Dessen Seele der allmächtige Gott genedig vnd barmhertzig sein wolle vnd haben seine sämmtliche trauwerige Herrn Brüder zur ewigen gedechtnus der an ihren liebsten Herrn Bruder seelichen verübten schandtlichen mortalıt dies Epitaphium allhier aufrichten lassen so geschen anno 1628.

Die Namen auf der oben mit Puncten bezeichneten Stelle sind an dem Postamente theils ganz herausgemeiselt, theils so verstümmelt, daß sie nicht mehr lesbar sind. Was die Mörder (sie sollen aus edlen Geschlechtern gewesen sein) zu der That vermochte, ist unbekannt; als sie geschehen, lief das unbeachtete Roß des Erschlagenen nach Aschaffenburg und gab hiedurch Kunde, daß sein Reiter verunglückt sei. Man folgte den Spuren seiner Hufe im frischen Schnee und fand die Leiche des Ritters

und dabei auf den Knieen den Einen seiner Mörder, den tiefe Reue an der Flucht verhindert hatte.

Die Leiche des Ritters wurde nach Lohr geführt, wo sein Bruder Johann Ludwig von Kerpen Oberamtmann war, und daselbst beerdigt. In der Pfarrkirche befindet sich sein Grab und darauf ein Grabmal, das den Ritter vorstellt mit seinem adeligen Wappen, und der Umschrift:

> ADM RDO praenobili et generoso heroi Joanni Waltero a Kerpen Dno. in Illingen equiti melitensi proditorie a duobus nefariis Satellitibus prope Aschaffenburgum necato 6. Februarii ao 1627 et hic 12. ejusdem tumulato favoris ergo hoc monumentum moesti posuerunt fratres. *)

Unten sind weiter folgende Verse eingehauen:

> Teuto fui patria, proavis illustris et armis,
> Ordine eques Melitae, cultor et imperii.
> Corda dedit Mavors, Mvsa artes, signa Joannes,
> Roma fidem, tumulum Lhora, Polusque thronum. **)

---

*) Dem wohlerwürdigen, ehrenfesten und wohledlen Helden Johann Walter von Kerpen, Herrn zu Illingen, Maltheser-Ritter, der verrätherischer Weise von zwei verruchten Knappen bei Aschaffenburg am 6. Februar 1627 ermordet und am 12. desselben Monats hier begraben wurde, haben aus Liebe dieses Grabmal errichtet seine trauernden Brüder.

**) Deutschland hat mich geboren, ruhmvoll waren meine Ahnen und Waffen; ein Ritter war ich von Maltha und ein Schirmer des Reichs. Den Muth gab mir Mars, die Künste die Musen, die Feldzeichen Johannes, Rom den Glauben, Lohr das Grab, der Himmel den Sitz.

16. Das Siechen-Kapellchen.

Ehe die Chaussee gebaut war, ging die Landstraße von Aschaffenburg nach Frankfurt über Leider. Zwischen diesem Orte und Aschaffenburg stand eine Herberge. Die Wirthschaft ging der nahen Stadt wegen schlecht, aber der Wirth ward täglich wohlhabender. Man wunderte sich wohl darüber; da er und seine Familie indessen sehr ehrbar und fromm waren, so fiel Niemanden etwas Unrechtes ein: er konnte ja einen Schatz gefunden haben. Einen Schatz hatte er nicht gefunden, aber die Schätze andrer Leute wußte er zu finden: die Herberge war eine Räuber- und Mörder-Höhle. Da nur wenige Reisende darin einkehrten, und diese meist geringe Leute waren, die der billigeren Zeche wegen vor der Stadt übernachteten, so konnte der Wirth bei seinen Gästen nicht viel holen; dagegen war die vorüberziehende Handelsstraße sehr belebt und nicht selten kamen Reisende mit vielem Gut zur Nachtzeit vorbei und diese fielen gewöhnlich in die Hände des Wirthes und seiner Leute. Er hatte nämlich Schnüre über den Weg gespannt und diese an eine Glocke im Hause befestigt; berührte nun der Reisende, wie es unvermeidlich war, die Schnur, so läutete die Glocke und die Wirthsleute überfielen den Wandrer, mordeten ihn und beraubten ihn seiner Habe. Die Leiche wurde im Keller vergraben und alle Spuren der That sorgfältig verwischt.

Das ging eine geraume Zeit so fort. Einst fiel auch ein Ritter in die Hände der Räuber. Er wurde ermor-

det, wie die Andern und im Keller verscharrt. Sonst pflegten die Wirthsleute auch die Kleider der Erschlagenen und ihre kenntliche Habe zu vergraben, der Ritter trug jedoch einen Harnisch, der zu kostbar war, als daß sich die Räuber davon hätten trennen können. Sie ließen ihn nach Frankfurt bringen, um ihn dort zu verkaufen; man erkannte ihn, spürte den Verkäufern nach und kam bald darauf, wer sie waren und daß sie den Harnisch auf redliche Weise nicht erworben haben konnten. Die Herberge ward durchsucht und es fanden sich die verscharrten Leichen mit vielem geraubten Gute. Den Raubmördern geschah ihr Recht, die Herberge ward zerstört, daß kein Stein auf dem andern blieb und von dem aufgefundenen Raubgute, dessen Eigenthümer nicht mehr zu ermitteln waren, wurde zur Sühne der vielen Verbrechen an der Stätte der Herberge eine Kapelle erbaut.

Wie allmählig das Gedächtniß der begangenen Missethaten erlosch, verfiel auch die Kapelle; es standen zuletzt nur noch einige Trümmer ihres Chors. Im Anfange des sechszehnten Jahrhunderts erbauten die Aschaffenburger, ohne Zweifel mit Bewilligung der Gemeinde Leider, auf deren Gemarkung die Kapelle stand, wegen der häufig wiederkehrenden Pest neben den Trümmern der Kapelle ein Siechenhaus und verwendeten diese Trümmer zu einer neuen Kapelle, die jetzt noch steht und eigentlich das Chor der alten ist. Bei den vielen Kriegszügen, welche durch das Mainthal Statt fanden, ward das Siechenhaus zerstört; die Stadt hatte, nachdem sich die Pest verloren, keinen Grund, dasselbe aufs Neue zu errichten und so verschwand es bis auf die Fundamente, die man noch hie

und da beim Pflügen findet. Die Siechen-Kapelle aber ward auf Rechnung des Siechenfondes, des ältesten Armenfondes der Stadt, bis auf unsere Tage unterhalten.

17. Am guten Mann.

Am linken Mainufer, wo der Bach aus dem schönen Busch kommt und sich in den Fluß ergießt, ist sumpfiges Land. Der Weg von Leider nach Stockstadt führt dort hindurch und wird eben wegen des sumpfigen Landes gefährlich, noch mehr aber, weil der Graben nur an einer schmalen Stelle überschritten werden kann. Einem verspäteten Wanderer kann leicht ein Unfall begegnen, wenn er von dem rechten Wege abkommt. In jener Gegend lebt aber ein guter Geist, der den Verirrten zurecht weist. Er hat nichts Auffallendes in seiner Erscheinung, sieht vielmehr mit seinem Schlapphute, seiner blauen Jacke und seinen kurzen ledernen Beinkleidern einem Landmann völlig ähnlich — und da er sich dem Wanderer nur gleichsam zufällig nähert, als wenn er eben auch des Wegs ginge, so mag er schon Manchen geführt haben, ohne daß dieser den wohlthätigen Geist in ihm erkannte. Von diesem guten Mann heißt die Stelle: „am guten Mann."

18. Das Hungerbrünnchen.

Der Bischberg (ehemals Bischofsberg, weil der Erzbischof zu Mainz viele Weinberge daselbst hatte) liegt zwar in der Gemarkung von Schweinheim, die Weinberge sind aber großentheils den Aschaffenburgern und der Bischberg gehört noch heute zum Steuerbezirke der Stadt. An diesem Hügel, im ersten Weinberge von der Stadt aus gerechnet, links des Wegs nach Obernau, befindet sich in einer Mauer ein steinernes Bild der schmerzhaften Muttergottes, das mehrere hundert Jahre alt ist. Wenn unterhalb dieses Bildnisses ein Brünnlein hervor sprudelt, tritt eine Hungersnoth ein. Die Quelle hat sich glücklicher Weise eine lange Reihe von Jahren nicht gezeigt, deshalb denkt man selten mehr daran und der Name des Hungerbrünnchens, den sie führt, wird häufig auf eine Quelle übertragen, die weiter unten gegen Obernau zu ihr klares Wasser ergießt. Diese Quelle ist zwar das Vorzeichen eines nassen oder trocknen Jahres, jenachdem sie im Frühjahre stärker oder schwächer fließt, aber den Namen Hungerbrunnen erhält sie mit Unrecht.

Eine halbe Stunde weiter mainaufwärts, gleich oberhalb Obernau, ist ein trockner Graben, der Hungergraben genannt. Wenn aus dem Gebüsche dieses Grabens eine Quelle hervor bricht, deutet es gleichfalls auf ein Hungerjahr, und im Jahre 1816 ist diese Quelle das letzte Mal geflossen.

19. Der Eitel.

In Aschaffenburger Mundart. *)

Newerm Weg nach Schweihê leiht der Reihof. In uralte Zeite warsch ĕ Spital, wo die Pestkranke neî kumme seî, hernochert hawe die Saldote ihre Blessirte neî gethâ. Selle Mol war der Eitel Verwalter in dem Haus; wann Aener neî kumme is, do is fer'n voraus bezahlt worn: is er ball gestorbe, hot der Eitel sein Profit dervô gehott.

Der Eitel war ĕ beser Mann, der nornst ufs Geld gesehe hot. Is Aener von dĕ Kranke recht elend gewese, da hot der Eitel nit abgewart, bis er dodt wor, un hot'n lewendig begrahwe.

Der Eitel is ĕ beser Mann gebliewe, bis an seî End. Wie er gestorbe wor, hot's 'm kê Ruh im Grab gelosse; im Reihof hot 'r gewewert, un wann'r äm 'n Duck hot âthû kenne, hot ersch gethâ. Die Leit, die wo Nachts am Reihof vorbei gange sein, hott ĕr err geführt, daß sĕ die ganz Nacht hawe rum dappe miße. Wann sĕ gemehnt hawe, sĕ wern uf'm schene Weg, war'n sĕ uf ĕre sumpige Wiese un sein dief neî gesunke un manch Mol sein sĕ so verblendt worn, daß sĕ de Hohlweg nit gesehe hawe un sein nunner gesterzt un hawe dĕ Hals gebroche.

Ĕ Mol is in der dunkeln Nacht ĕ frommer Mann aus der Stadt uf Schweihê gange. Wie er am Reihof wor,

*) ^ bezeichnet einen Nasenlaut, ˘ einen verschwommenen Laut; das a und o hat häufig den Beiklang von o und a.

is ĕ annerer Mann zu 'm kumme, der wor schwarz, wie ĕ ehrlicher Borgerschmann angezoge. Aber der is nit uf 'm Erdsbott'm gange, der is in den Lifte geschwebt, un der Mann, der aus der Stadt kumme is, hot deswege ĕ große Angst kriegt. Des Gespenst führt den Mann um 'n Hof rum un er hot mitgehe misse, wann ĕe ach nit gewollt hot; newer der Mauer is 'n offe Grab gewese un do hot Aener drin gelege, der hot ĕ schwarz Gesicht gehott un ĕ schwarz Dodtehem â. Do segt des Gespenst: „Den hab' ich lewendig begrahwe in seine Dodsinde, für den loß ĕ heilige Meß lese, daß 'r aus 'm Feier kimmt!" Do druf is des Gespenst, wie ĕ Raach vergange. Der Mann hot sich ufgerafft un is hêm gange un hot den annern Dag ĕ heilige Meß lese losse var den lewendig Begrabene. Der Schrecken is awer dem Mann so in de Glieder gefahrn, daß er drei Dag druf gestorbe is.

Am allerärgste warsch awer im Reihof selberscht. Wann Aens in Keller kumme is, is 'm ĕ feierige Hund entgege geloffe, daß er var lauter Schrecke ball gestorbe is; uf dem Speicher hots gebollert, als wann des wille Heer drobe wär un nit ĕmol des Vieh im Stall hot Ruh gehott, es is so geplogt worn, daß es sich von der Kette losgerisse hot un in dĕ Hof geloffe is. Die Leit hawe's nimmer im Haus aushalte kenne un hawe ihr Zuflucht zu ĕm Kapeziner genumme. Der Kapeziner is kumme, hot gebeth un hot gerufe: „Eitel, erschein!„ Do hot des ganz Haus gewackelt, die Fenster hawe geklappert un der Wind hot durch alle Stuwe gebroscht. Ĕ ferchterliche Stimme rift: „Do bin ich!" Der Kapeziner segt: „Eitel, kannst dĕ erlest wären?" „Ne," segt der Eitel, „mei

Sinde sein zĕ groß un ich muß davor ewig in der Hell brote.“ Druf segt widder der Kapeziner: „So verschwer ich dich uf neine neinzig Johr in dĕ Schornstê, und verbiet dĕr, die Leit zu ploge!“ Do druf hot der Geist geflucht un ’n Spectakel verfihrt, daß ĕ sich Alle geferchtt hawe — awer er hot doch gefolgt. Im Advent Nachts um 12 Uhr hot mĕr manch Mol sein Kopp aus ’m Schornstê raus gucke sehe.

Uf ’m Weg geht der Eitel als noch um. Erst vorme Jahr sein drei Bauersch-Mederchher in der Woch nach Allerheiligen Nachts von Schweihê nach Aschaffenborg gange. ’S is Vollmond un glockehell gewese, wie beim Dag. In der Hohl is ĕ Weilche ĕ Mann vor’n hergange: uf ĕmol war er weck. — Ĕ Paar Monat vorher is aach Nachts ĕ Mann von Schweihê in die Stadt gange un hot sei Fraa abhole wolle, die mit’m Dampschiff hot kumme solle. Er hot aach ’n Mann vor sich hergehe sehe, un weil er gemehnt hot, er krögt Gesellschaft, hot er über’n gesagt: „Gehn mĕr minanner, guter Freind?„ „In Gott sein mĕr All gute Freind,“ segt der Anner, un is verschwunne.

II. Das Aschaffthal.*)

1. Der Teufelsritt.

Meine gülденen Dukaten,
Sagt, wo seid ihr hingerathen?
Heine.

In Soden wohnten einmal Leute, die gaben sich mit Schatzgraben ab. Gefunden mußten sie noch nicht viel haben, denn sie waren arm an Gut und Geld und nur reich an Hoffnungen, und oft getäuscht wühlten sie dennoch unermüdlich in der Erde.

Auf einem Berge zwischen Soden und Schweinheim hatten sie auch einen Schatz aufgespürt; ob sich eine Gluth dort gezeigt, ob ein Lichtchen geleuchtet oder ein Flämmchen getanzt hatte, weiß man nicht, ihrer Sache aber waren die Leute gewiß und darum machten sie sich einst gegen Mitternacht auf und gruben nach dem Schatze. Wer Schätze graben will, muß schweigen können; auf das erste unbedachte Wort sinkt der Schatz tief hinunter in die Erde, wo ihn keines Menschen Arm mehr erreicht.

*) Die Thalgebiete mußten, um einer zu großen Zersplitterung vorzubeugen, mitunter weiter gegriffen werden, als es die Lage mit sich bringt.

2*

Das wußten die Sodener wohl, und schweigend schafften sie, daß sie bald ein tiefes Loch ausgegraben hatten. Auf einmal gab's einen dumpfen Klang; der Spaten hatte auf Eisenblech gestoßen, das konnte nichts anders, als eine Truhe und in der mußte der Schatz sein. Sie machten Anstalt, die Truhe heraus zu bringen: eben schlug es zwölf Uhr. Da hörten sie Hufschläge, die schnell näher kamen, und ein Haufen Reiter sprengte daher grad auf die Schatzgräber zu, und im Galopp sauste er über ihren Köpfen weg. Die Schatzgräber waren keine Leute, die gleich davon liefen, wenn was Unheimliches kam, sie ließen sich darum auch von den Reitern nicht beirren; konnten sie ihnen doch nichts thun, so lange sie nur still schwiegen. Bald darauf kam noch Einer geritten, aber auf einem Besen. Es war ein altes Männlein mit dünnen schlotternden Beinen, das sich gar sehr abarbeitete, um weiter zu kommen; es ging aber nur langsam vorwärts. Der Besenreiter fragte die Schatzgräber wiederholt, wohin die Reiter geritten seien, bekam jedoch keine Antwort. Da sagte er: „Ihr braucht mir gerade keine Antwort zu geben, ihr grobes Volk! Die Reiter hol' ich doch ein." Und nun hob er einen Galopp an, wie ein kleiner Knabe und humpelte so hinein in den Wald. Einem der Schatzgräber kam die Reiterei so possirlich vor, daß er hell auflachte und herausplatzte: „Ja, Blasen!" — Klatsch! hatte er eine ungeheure Ohrfeige, daß er umfiel und der Schatz war verschwunden und ist heute noch nicht wieder aufgefunden worden, der Berg aber, wo er sich gezeigt, heißt jetzt noch der Teufelsritt.

---

2. Im Backofen.

Wenn man zwischen dem Erbig und dem Erbsenraine, zweien Bergen in der Nähe von Schweinheim, hinausgeht, kommt man in eine tellerförmige Vertiefung, welche jetzt „im Backofen" heißt.

Dort wohnte vor vielen Jahren ein Bäcker, der war kein ehrlicher Mann. In der theuern Zeit mischte er Sand unter das Mehl und betrog auch sonst die Leute, wo er konnte. Er ward reich, aber unrecht Gut gedeiht nicht. Als die Schweden kamen, ward sein Haus verbrannt, er verlor seine ganze Habe und starb als ein Bettler.

Viele Jahre vergingen, es dachte kein Mensch mehr an den bösen Bäcker. Da fuhr einmal ein Mann hinaus in das Feld, um seinen Acker zu zackern, der gerade an den Platz stieß, wo das Bäckershaus gestanden hatte. Der Mann war guten Muths und pfiff und sang. Wie er im besten Pflügen ist, hört er ein eifriges Schaffen und eine Stimme, die ruft: „Misch' das Brod, Frau, daß wir bald einschießen können" — und ähnliche Reden. Der Mann bleibt stehen und hört dem Treiben eine Weile zu, fürchtet sich aber nicht; er pflügt den Acker hinauf und hinunter, und als er wieder hinkommt, wo sich die Stimme hören läßt, ruft er fröhlich: „Na, backt mir auch einen schönen Kuchen!" Es ist freilich nur sein Spaß und er denkt nichts Arges dabei; als er aber mit seinem Pfluge wieder herunter kommt, liegt am Ende der Furche ein schöner Kuchen.

Jetzt wirds dem Mann doch unheimlich. Er fährt mit seinem Pfluge heim, nimmt aber unwillkührlich den Kuchen mit. Daheim erzählt er seiner Frau die Geschichte; es wird ihr ganz gruselig, allein der Kuchen riecht gar so gut und sie kann sich nicht enthalten, davon zu essen und der Mann ißt mit. — Nach dreien Tagen waren Beide todt.

3. Das Muttergottesbild zu Schweinheim.

In der Capuzinerkirche zu Mainz stand seit zweihundert Jahren ein Muttergottesbild. Als in den Jahren 1792 und 1793 die Franzosen unter dem Generale Cüstine zu Mainz wirthschafteten, benützten sie die Capuzinerkirche als Pulvermagazin und warfen Alles hinaus, was ihnen im Wege stand; dieses Loos traf auch das Muttergottesbild. Fromme Leute flüchteten es nach Hochheim und da blieb es bis zum Jahre 1803, wo es Aschaffenburger Schiffer abholten und nach Aschaffenburg brachten. Hier stand es ein ganzes Jahr in einem Hause der Fischergasse; es wurde dann der Kirche zu Schweinheim überlassen. In der Nacht nach der Aufstellung des Bildes sah der Nachtwächter die Kirchenfenster hell erleuchtet. Er glaubte, der Kirchner möchte vergessen haben, nach der Abendandacht die Kerzen auszulöschen und ging zu seiner Wohnung und weckte ihn. Der Kirchner versicherte, daß er diesen Abend wie immer die Kerzen ausgelöscht habe; der Nachtwächter ließ aber nicht ab und der Kirchner ging mit ihm gegen die Kirche; schon von fern sahen sie die helle Beleuchtung.

Da wurde es dem Kirchner ganz angst, denn er wußte gewiß, daß er die Kerzen ausgelöscht habe. Endlich entschloß er sich doch, die Kirchenthüre zu öffnen; als sie hinein traten, war keine Kerze angezündet und Alles war dunkel. — In der folgenden Nacht hörte der Nachtwächter einen Knall, wie von einem Flintenschusse, in der Kirche. Er machte zwar keinen Lärmen, am andern Tage wurde es aber doch bekannt und es kamen viele Leute zur Kirche, um zu sehen, was da vorgegangen. Da fand man endlich, daß der Himmelskönigin der Scepter fehle, der irgendwo verloren worden war. Ein neuer Scepter machte die Vernachlässigung gut und man hat seitdem nichts mehr gesehen und gehört.

---

4. Der verhinderte Meineid.

Ein junger Bauersmann zu Schweinheim hatte vertrauten Umgang mit einem Mädchen von da und wollte sie heirathen. Ehe aber die Kirche den Bund geheiligt hatte, ward das Mädchen Mutter; ihr Verlobter brach nun allen Umgang mit ihr ab, weigerte sich durch die Ehe gut zu machen, was er ihr Böses gethan, und widersprach sogar, der Vater zu dem Kinde des Mädchens zu sein.

Das Mädchen war genöthigt, zur Rettung ihrer Ehre eine gerichtliche Klage gegen ihren Verführer anzustellen. Im Vertrauen, daß er nicht so gottlos seyn werde, einen falschen Eid zu schwören, schob sie ihm den Eid zu, daß er nicht der Vater ihres Kindes sei.

Schweinheim gehörte damals zu dem Unteramte Bessenbach, der Beamte hielt aber jede Woche einen Gerichtstag zu Schweinheim im Rathhause ab.

An dem bestimmten Tage erschienen die Klägerin und der Beklagte im Rathhause. Das Schwören kam zu jener Zeit nicht so häufig vor, als in der unserigen; die Abnahme eines Eides war deshalb eine sehr feierliche Handlung. Auch in dem Rathhause zu Schweinheim war ein mit schwarzem Tuche bedeckter Tisch aufgestellt worden, worauf sich zwei brennende Kerzen und zwischen ihnen das Bild des Gekreuzigten befanden. Der Richter belehrte den Beklagten über die Heiligkeit des Eides und die schweren Folgen des Meineides, allein es rührte ihn Alles nicht und er bestand darauf, daß er den Eid ableisten könne, und es ward zur Abnahme geschritten. Eben hatte der Beklagte dem Richter nachgesprochen. „Ich schwöre" — da stürzte von der Zimmerdecke der Verputz herunter und gerade auf den Beklagten. Vor Schrecken brach er zusammen und lag unter Schutt und Staub halb vergraben. Er war unverletzt aber sein Gewissen war ergriffen. Ehe er sich noch erhob, rief er: „Ja, ich bin's, ich bin's; ich hätt' falsch geschworen. Lise, ich heirathe dich!" — und so geschah's auch.

---

5. Der Bürgermeisters-Fuchs.

In Schweinheim war einmal ein Bürgermeister, der hatte rothe Haare, wie der, den man Ischarioth nennt,

und war auch nicht viel besser. Den Herrn hatte er zwar nicht verrathen, aber desto mehr die Gemeinde, und mancher Thaler, der in den Gemeinde-Säckel hätte kommen sollen, hatte den Weg in seinen eigenen gefunden. Die Leute, wenn sie von dem Bürgermeister sprachen, sagten nur: „der Fuchs" und sie nannten ihn so nicht blos der rothen Haare wegen. Endlich starb er. Nach ihm kam ein anderer Bürgermeister, aber wie das Sprichwort sagt: es kommt selten was Besseres nach, und der neue Bürgermeister war noch schlimmer, als der alte. Eines Tags, es war schon tief in der Nacht, saß der neue Bürgermeister mit dem Schulzen auf dem Rathhause und pflog mit ihm Raths, wie sie der Gemeinde ein X für ein U machen könnten. Da springt mit einem Male die Stubenthüre weit auf und herein tritt ein großer Fuchs mit einem langen Schwanze. Er schaut den Bürgermeister und den Schulzen, denen der Angstschweiß ausbricht, eine Weile starr an, dann spricht er mit einer Stimme nicht wie ein Fuchs, sondern wie ein Bär: „Zur Strafe meiner Diebereien muß ich jetzt, wie ihr mich seht, herum wandern. Wenn ihr so fortfahrt, so gehts euch auch so. Bessert euch — bessert euch!" Und fort war er. Der Bürgermeister und der Schulz ließen sichs nicht umsonst gesagt seyn, und gingen etwas in sich, aber der große Fuchs soll sich doch von Zeit zu Zeit wieder haben sehen lassen. — Weil nun dieser Fuchs ein Leben ohne Ende hat, so pflegt der Jäger, wenn bei einem Treibjagen ein Fuchs die Schützenlinie hinaufläuft und überall hübsch gefehlt wird, zu sagen: „Das muß der Bürgermeisters-Fuchs sein!"

6. Das Obernauer Kapellchen.

Zu Obernau lebte ein Mann, den Gott reichlich mit Gütern gesegnet hatte. Er genoß aber seinen Reichthum nicht mit dankbarem Herzen gegen den Geber, sondern trachtete nur darnach, immer mehr Geld aufzuhäufen; er schlief kaum, um nur früh und spät bei der Arbeit zu sein.

An Mariä Geburt hatte er sich vorgenommen, des folgenden Tages Ohmet zu mähen. Um gewiß nicht zu spät zu kommen, stand er lange vor Tags auf und begab sich hinaus auf seine Wiese, die an den Wald stieß. Unter einer Eiche dängelte er im hellen Mondscheine seine Sense. Es war noch nicht Mitternacht vorbei und es wurde der Feiertag durch seine Habsucht entweiht.

Als er noch bei dem unheiligen Werke war, kam ein Nachbar vorüber, mit dem er in langer Feindschaft lebte. Der Nachbar hatte bis spät in die Nacht in einem nahen Dorfe gezecht, und der Kopf war ihm warm. Da war der Streit schnell entbrannt; sie warfen sich rauhe Worte und Schimpfreden zu, von Worten kam es zu Thätlichkeiten und der Nachbar erschlug den reichen Mann mit seiner eigenen Sense.

Zur Sühne der doppelten Unthat stifteten die Verwandten des Erschlagenen ein Muttergottesbild, welches an dem Eichbaume, dem Zeugen des Mordes, aufgestellt wurde. Keiner ging vorüber, der nicht ein Vaterunser für die Seele des Erschlagenen betete. Als der Jahrestag der That herannahte, hörten die Frommen in der Nähe des Bildes von unsichtbaren Händen dängeln und dieses wie-

derholte sich jedes Jahr acht Tage vor und acht Tage nach Mariä Geburt. Es wurde nun ein Kapellchen unter der Eiche erbaut und das Muttergottes-Bild dort aufgestellt. Das ist das Obernauer Kapellchen an dem Wege von Obernau nach Geilbach — und dort hört man das wundersame Dängeln noch jedes Jahr acht Tage vor und acht Tage nach Mariä Geburt.

---

7. Die wunderbare Rettung.

Im dreißigjährigen Kriege wurde auch Obernau (damals Obernheim) von einem Besuche der Schweden bedroht. Den Schweden war ein böser Ruf vorausgegangen; sie sollten Niemanden verschonen, wessen Alters und Geschlechts er auch sey. Deshalb entflohen bei ihrer Annäherung alle Einwohner mit ihren Kindern und ihrer besten Habe. Nur eine alte Frau blieb zurück; sie war so schwer mit der Gicht behaftet, daß sie nicht gehen und nicht einmal das Fahren vertragen konnte. Sie empfahl sich dem Schutze der Muttergottes, ließ sich in ein großes Gebund Stroh einhüllen und in einen Scheuer-Winckel legen. Die Schweden kamen, zogen aber nach einigen Tagen wieder ab. Als die Obernauer zurückkehrten, fanden sie die Frau noch am Leben und unverletzt. Sie ließ später aus Dankbarkeit für den Schutz der Muttergottes ein Bild derselben anfertigen und unter dem Bogen des Thores, durch welches man nach Aschaffenburg geht, aufstellen. Da steht es noch.

8. Der Schloßberg.

Der Frühling kommt, die Fluren zu begrünen,
Dem Sommer folgt der Herbst, sie abzutödten;
Die Lüfte weh'n noch, wie sie vormals wehten —
Doch nicht um Burgen mehr, nur um Ruinen.
Friedr. Krug v. Nidda.

In alter Zeit schaute von einem Vorsprunge des Spessarts zwischen Soden und Ebersbach ein festes Schloß in das Mainthal herab. Es ist schon lange her und es dampfte damals noch die Saline im nahen Sodener Thale und zwischen Sulzbach und Obernau stand noch das alte Dorf Reuchelsheim. Die Saline ist spurlos verschwunden und die Salzquelle nur noch ein schmutziger Dümpfel, Reuchelsheim verging schon vor Jahrhunderten und es blieb nichts übrig, als die Pfarrkirche, die Margarethen-Kirche, und auch diese nebst der dabei befindlichen Einsiedlerwohnung ward im Jahre 1787 abgebrochen — und von dem Schlosse sind nur noch kaum erkennbare Reste vorhanden. Wie das Schloß geheißen, weiß man nicht; die Namen Schloßberg, Altenburg oder Sodenburg, womit man das Schloß bezeichnet, sind nicht seine Namen, sondern eben nur Bezeichnungen. Wer das Schloß bewohnte, ist gleich unbekannt: reiche Leute müssen es aber gewesen sein, denn der Schloßberg birgt einen großen Schatz in seinem Innern.

Der Schloßberg ist mit Wald bewachsen. Eine arme Frau kam einst dahin, um sich dürres Holz zu suchen; sie trug dabei ihr jüngstes Kind, das kaum ein Jahr alt war,

auf dem Arme. Da sah sie in den Ruinen einen großen Haufen glühender Kohlen. Sie setzte ihr Kind nieder und raffte so viel Kohlen, als sie fassen konnte, in ihre Schürze, trug sie bei Seite und leerte sie aus: klingendes Gold bedeckte den Boden. Eilends lief die Frau zu der Kohlengluth zurück; aber der Kohlenhaufen war fort — und auch das Kind. Alles Suchen, alles Jammern war vergeblich, das Kind blieb verschwunden. In der Angst ihres Herzens lief die Frau zu dem Herrn Pfarrer nach Sulzbach und klagte ihm ihr Elend. Der Herr Pfarrer stellte ihr vor Augen, wie sehr sie sich versündigt habe, daß sie aus Habsucht ihres Kindes vergessen und rieth ihr, durch Wohlthätigkeit, wozu ihr nun die Mittel gegeben, einigermaßen wieder gut zu machen, was sie verbrochen, und nach einem Jahre an demselben Tage sich auf den Schloßberg zu begeben: vielleicht finde sich dann wieder das Kind. Die Frau that, wie ihr geheißen worden und nach einem Jahre zu derselben Stunde betrat sie die Ruine. Da kam ihr das verlorene Kind entgegen, blühend wie eine Rose; wo es gewesen, erfuhr sie nicht, denn das Kind konnte noch nicht sprechen. Der Schatz hat sich seitdem nicht mehr gezeigt.

---

9. Die Kirchweihe zu Roßbach.

> Man muß den Teufel nicht an die Wand malen,
> Sprichwort.

An der Kirchweihe saßen die jungen Bursche zu Roßbach beisammen und sprachen bei einem Glase Wein von Die-

sem und Jenem. Es war bereits Nacht und unfreundliches Wetter; die Schneeflocken tanzten in der Luft, wie wenn sie auch Kirchweihe hätten und der Wind machte den Spielmann und blies die höchsten Töne. Bei solchem Wetter ist es Einem nirgends wohler, als vor dem warmen Ofen — und die Erzählungen von Hexen, Gespenstern und sonstigem Spuck machen sich von selbst. So kamen auch die Roßbacher Bursche auf dergleichen Geschichten und es wurde manchem ganz schuckerig, aber der Hans machte sich nichts daraus, sondern sagte: „Ich fürchte mich vor nichts. Wenn mir auch was begegnen sollte, so ists ein guter Geist oder ein böser; der gute thut mir nichts, und mit dem bösen werd' ich fertig. Auf die Gefahr geh' ich zu jeder Zeit und überall hin, mag der Ort auch noch so verrufen sein.“ „Ei, sagten die Andern, wenn Du's Herz hast, so geh' nach Hausen und hole uns eine Stütze Wein; der Wirth zu Hausen soll vom besten Sodener Neuen haben.“ Hans ließ sichs nicht zwei Mal sagen, sondern machte sich alsbald auf den Weg.

Als Hans fort war, sprach Veit: „den Hans wollen wir beizen für sein großes Maul! Ich hab' zu Haus eine Ochsenhaut; die will ich umhängen und mich auf die Höhe stellen. Wenn der Hans zurückkommt, tret' ich ihm in den Weg — was gilt's, ich jag' ihn in den Wald!“

Von Roßbach nach Hausen ist eine kleine halbe Stunde. Der Weg führt über einen mäßigen Berg, auf der Höhe ist's aber eben. Dort ist eine größere Oedung, dick besät mit Steinen; nur einzelne verkrüppelte Kiefern und Wachholderbüsche vermag der unfruchtbare Boden zu ernähren. In der Mitte der Oedung dicht am Wege steht ein ur-

alter steinerner Bildstock, dessen Bild aber verloren gegangen ist; man nennt ihn das Pulzbild, warum weiß man nicht. Der Ort ist unheimlich genug, und es mag sich das Haar schon etwas heben, wenn man in einer dunkeln, stürmischen November-Nacht da vorüber geht. Hinter diesen Bildstock stellte sich Veit; er hatte die Ochsenhaut um sich geschlagen und deren Kopf mit den Hörnern über seinen Kopf gezogen, so daß er dem, den man nicht gern nennt, ähnlicher sah, als einem Christenmenschen.

Es dauerte nicht lange, so kam Hans von Hansen zurück. Veit trat ihm stillschweigend in den Weg. Hans rief: „Wer da? Bist du ein guter Geist oder ein böser?" Veit gab keine Antwort. Da ergriff Hans das kleine Beil, das er zu sich gesteckt hatte, und führte einen Streich auf das Haupt des vermeintlichen Gespenstes, daß es lautlos zusammen sank. Hans kümmerte sich nicht weiter darum, sondern setzte seinen Weg nach Roßbach fort und brachte den Neuen seinen Kameraden. Nachdem er ihnen eingeschenkt, erzählte er, daß ihm am Pulzbild ein Geist begegnet, der ihm auf sein Anrufen keine Antwort gegeben; dem habe er aber mit seinem Beile eins auf den Kopf versetzt, daß er liegen geblieben. Die Bursche, voll Schrecken, daß der Spaß einem Kameraden vielleicht das Leben gekostet, eilten mit Laternen an das Pulzbild, fanden aber von Veit und seiner Haut keine Spur, und Veit ward auch nimmer gesehen.

Ob bei dem Verschwinden Veits die Hand des Bösen mit im Spiele war, weiß man nicht; möglich wär's aber schon, denn er hats nicht gern, wenn ihm Jemand in sein Handwerk pfuscht.

10. Bei den drei Kreuzen.

O harte Noth, o grausam Lieben.
Waldfräulein.

Auf seiner Burg unweit des jetzigen Dorfes Haibach hauste der Junker von Haydebach. Er war ein junger leichtsinniger Fant, aber wohlgestaltet und in allen ritterlichen Künsten sehr erfahren: es hob sich darum auch manches Mieder höher, wenn der Junker im seidenen Wams, die fliegende Feder auf dem Sammtbarett vorübersprengte. Und der Junker hatte keinen Stein in der Brust, sondern ein wachsweiches Herz, das er an jedes schöne Frauen-Antlitz verlor, es mochte vom hohen Burgsöller oder aus dem schmalen Hüttenfenster schauen.

Zwei der Hintersassen des Junkers hatten bildschöne Töchter, Marie und Gertrude geheißen. Sie waren Nachbarskinder und miteinander aufgewachsen und liebten sich wie Zwillingsschwestern. Der Junker hatte noch keine gesehen; einst aber, als er nach Aschaffenburg reiten wollte, nahm er unfern des Wegs eine weibliche Gestalt wahr, so schlank und so sauber angethan, daß er sie sich näher betrachten mußte. Er ritt zu ihr, die Gras für ihr Vieh absichelte, hin, und grüßte sie freundlich. Da erhob sich Marie und vor ihm stand die holdseligste Maid, die mit hohem Erröthen die Augen kaum aufzuschlagen wagte. Sie kannte den Junker wohl und oft schon hatte sie ihm seufzend nachgesehen, wenn er an ihres Vaters Hütte vorüber ritt, und beklagt, daß sie kein Edelfräulein sei: vielleicht hätte sie dann der Junker als seine eheliche

Hausfrau heimgeführt. Der Junker war entzückt über Mariens Liebreiz und die Unschuld, die aus jedem Blicke leuchtete, aus jedem Worte sprach; aber er war klug genug, um einzusehen, daß er mit einem so frommen Kinde zart umgehen müsse, und darum ritt er nach kurzer Zwiesprach seines Weges. Aber er hatte bald ausgekundschaftet, welche Gänge Marie zu machen pflegte, und da auch sie ihm nicht auswich, so fanden sie sich zufällig in den nächsten Tagen wieder; bald waren ihre Zusammenkünfte nicht mehr zufällig.

Marie hatte anfangs ihrer Freundin Gertrude nicht gesagt, was zwischen ihr und dem Junker vorgegangen, denn die erste Liebe wird sorgfältig eingeschlossen in den Heiligen-Schrein des jungfräulichen Herzens; als aber der Junker ihr ewige treue Minne gelobt hatte, als sie sich bereits im Geiste als Burgfrau auf Haydebach wandeln sah, da konnte ihr Herz die Fülle ihres Glückes nicht mehr in sich verschließen, sie machte die Freundin zur Vertrauten ihrer Liebe, ihrer Hoffnungen. Gertrude war ein gutes Mädchen, aber nicht frei von der Eitelkeit, die in jedem Frauenherzen einen Winkel findet. Sie hielt sich für schöner, als Marien, und Marie sollte nun eine Edelfrau werden und Gertrude ihre Magd: das waren Gedanken, welche Gertruden quälten bei Tag und bei Nacht. Marie ahndete nichts davon und lud sogar ihre Freundin ein, sie zu ihren Zusammenkünften mit dem Junker zu begleiten.

Der Junker hatte zwar für Marie gefühlt, was er Liebe nannte, allein seine Liebe war eben nicht sehr edler Natur und an das Heirathen der Bauerndirne dachte er

ohnehin schon gar nicht. Zudem war Marie so tugendsam, daß ihm wohl klar werden mußte, sie sei der Verführung unzugänglich und deshalb war sein Gefühl schon ziemlich kühl geworden. Gertrudens Schönheit war dem Junker neu, die Lebhaftigkeit ihres Geistes sagte dem Leichtfertigen mehr zu, als Mariens stille Tugenden, und da Gertrude ihm auf halbem Wege entgegen kam, so verstanden sie sich bald und wußten sich zu finden, ohne daß Marie dabei war.

Marien konnte die Untreue ihres Buhlen nicht lange verborgen bleiben; es kamen ja die Bestellungen nicht mehr, die des Junkers Bub so schlau auszurichten gewußt hatte. Verlassen von dem Geliebten, betrogen von der Freundin, getäuscht in ihren schönsten Hoffnungen, verwandelte sich ihre Seele ganz, das Lamm ward zum Tiger. Ihr voller Haß warf sich auf die treulose Freundin, die ihr den Buhlen durch ihre Künste geraubt, denn den Geliebten weiß das schwache Frauenherz immer zu entschuldigen. Marie wollte nur erst Gertruden in heimlicher Zusammenkunft mit dem Junker überraschen und dann Rache an ihr nehmen — wie, das wußte sie selbst noch nicht.

An einem schönen Abende schlich die abgehärmte Marie schweren Herzens dem Hügel zu, wo der Junker sie zum ersten Male angesprochen, wo sie später so oft in seinen Armen geruht hatte. Sie hatte den Buben des Junkers mit Gertruden verkehren und diese bald darauf mit einer Sichel, wie wenn sie Gras machen wollte, sich entfernen gesehen. Sie konnte versichert sein, daß Gertrude eine Zusammenkunft mit dem Junker habe, und darum war

sie ihr auch mit Grastuch und Sichel gefolgt. An dem so wohl bekannten traulichen Plätzchen sah sie den Junker nicht, wohl aber Gertruden, die träumend auf dem Raine saß. Maria konnte sich nicht halten; mit der Röthe des Zorns auf den blassen Wangen — die Rosen der Jugend hatte der Kummer abgestreift — stürzte sie auf die verhaßte Freundin hin. Sie warf Gertruden ihre Falschheit, ihren Verrath an der Freundschaft vor, sie nannte sie eine gefallsüchtige leichtfertige Dirne und erhob in der Hitze sogar die Hand mit der Sichel, um Gertruden einen Schlag zu versetzen. Da ergriff der Zorn auch Getruden, sie wich dem Schlage nicht aus, sondern schlug dagegen — und die scharfen Sicheln durchbohrten zwei Herzen, die sich so lange Jahre in inniger Liebe zugethan gewesen.

Als der Junker kam, fand er zwei kalte, blutige Leichen, deren Hände fest verschlungen waren; sie hatten sich versöhnt, ehe sie aus dem Leben geschieden.

Die Kunde des Doppelmordes durchlief schnell die Umgegend und bald bezeichnete man den Junker als dessen Urheber. Es war zwar nicht zu leugnen, daß die Mädchen sich wechselseitig den Tod gegeben, allein der Junker mußte sie hiezu, vielleicht durch Zauberkünste, verleitet haben. Er erhielt eine Ladung vor das peinliche Gericht. Daß kein Beweis einer Schuld gegen ihn vorlag, die dem irdischen Richter verfallen, wußte er wohl, allein es war ihm auch eben so bekannt, daß man ihn, wie es in solchen Fällen üblich, einem Gottesurtheile unterwerfen werde. Seine Hände waren rein vom Blute, aber sein Herz nicht rein von der Schuld, denn sein Leichtsinn, seine Treulosigkeit hatte zwei fromme Mädchen zum Morde

geführt; wie konnte er erwarten, daß Gott seine Unschuld bezeugen werde? Er folgte dem Gebote des peinlichen Gerichtes nicht, sondern verließ nächtlicher Weile seine Burg und pilgerte nach Rom und von dort an das heilige Grab.

Jahre waren verflossen. Die Burg und die Güter des Junkers waren Lehen des Stiftsprobstes zu Aschaffenburg gewesen und der Junker der Letzte seines Geschlechtes; als er verschollen war, hatte der Stiftsprobst das Lehen eingezogen und die Burg brechen lassen. — Wo Maria und Gertrude geendet, waren zwei steinerne Kreuze errichtet worden, worauf Sicheln eingehauen. Niemand dachte mehr an den Junker. Da fand man eines Tages zwischen den zwei Kreuzen einen Pilger mit grauem Haupte, der zu schlafen schien. Er stand nicht mehr auf, denn er schlief den ewigen Schlaf. Als man ihn näher betrachtete, erkannte man in ihm den Junker von Haydebach; nicht das Alter, aber die Reue und die Fährlichkeiten der langen Pilgerschaft hatten sein Haar gebleicht und seine Lebenskraft gebrochen. Ein drittes Kreuz ward den beiden andern zugesellt: der Tod versöhnt und einigt Alles.

Wenn man von Haibach den Weg nach der Schellenmühle geht, kommt man gleich am Eingange in das Haibacher Gemeinde-Gehölz an einem kleinen Hügel vorbei, der kein Mauerwerk, aber deutlich erkennbar einen Burggraben zeigt. Dort hauste der Junker von Haydebach. Und wenn man von Haibach erst den Fahrweg verfolgt, der weiter unten zwischen dem Gottelsberge und dem Büchelberge nach Aschaffenburg führt und dann dort, wo der

Fußpfad links abgeht, diesen beschreitet, so kommt man unfern eines kleinen Hügels an einen Acker, worauf ein Kreuz und das Fußgestelle eines zweiten stehen; das sind die Ueberreste der drei Kreuze, die zum Gedächtnisse der beiden Mädchen und des Junkers errichtet wurden. Sie werden bald der alles verheerenden Zeit gänzlich erliegen, aber die Gewanne heißt und wird noch lange heißen „bei den drei Kreuzen".

---

11. Der Schatzgräber auf dem Lufthofe.

Kannst nicht ruhen, kannst nicht rasten,
Ist das Glück dir noch so hold;
Kauerst stets vor deinem Kasten
Zählst und zählst dein Geld und Gold.
Friedr. Güll.

Auf der Markung von Winzenhohl, wo sie an die Markungen von Haibach und Straßbessenbach stößt, lag vor Alters ein stattlicher Hof. Der Wind hat dort überall freien Lauf und der Hof wurde deshalb der Lufthof genannt.

Der Lufthöfer Bauer war ein fleißiger, frommer Mann. Darum war er auch gesegnet, es schlug ihm alles zu Glücke und er ward sehr reich. Da fiel sein Herz ab von dem Herrn und hängte sich an den Mammon. Was er besaß, so viel es auch war, genügte ihm nicht mehr und er strebte immer nach größeren Reichthümern.

Es ging damals die Rede, daß vor vielen Jahren aus dem Schmerlenbacher Kloster ein großer Schatz an Gold und andern Kostbarkeiten geraubt und in dem Keller des

Lufthofes vergraben worden sei. Der Räuber, auch ein Besitzer des Lufthofes, sei gestorben, ehe er die vergrabenen Reichthümer habe benutzen können und darum liege der Schatz noch im Keller. Und wirklich hörte man in einer Keller-Ecke von Zeit zu Zeit unter Stöhnen und Seufzen das ungenossene Geld zählen.

Der Lufthöfer Bauer bekam eine große Begierde nach dem Schatze. Tag und Nacht dachte er daran, was es für ein Glück für ihn wäre, wenn er das viele Geld und Gut bekäme; seine Habsucht wuchs mit jeder Stunde und endlich konnte er ihr nicht mehr widerstehen und grub in einer Nacht zur h. Adventszeit in der Keller-Ecke nach, wo sich das Geldzählen hören ließ. Lange war seine Mühe vergebens; der Schweiß rann in Strömen von seiner Stirne und die Anstrengung trieb ihm das Blut in die Augen: er ließ aber nicht nach und endlich stieß sein Spaten auf Metall und es kam eine eiserne Truhe zum Vorschein. Der Schatzgräber wollte sie fassen: da sprang ihm ein zottiges Unthier entgegen, Schwefelgestank verpestete die Luft und der Schatzgräber fiel besinnungslos zu Boden. — Als er nach geraumer Zeit wieder zu sich kam, lag er auf der Kellertreppe und seine Arbeit war nicht mehr sichtbar. Gelähmt an allen Gliedern, verdrehten Hauptes und todtmatt konnte er sich nicht mehr erheben; auf sein Jammern kam sein Gesinde herbei und brachte ihn auf sein Lager, wo er bald verschied.

Seine Leute ahndeten, was vorgegangen war und es mochte Niemand mehr auf dem Hofe bleiben. Kinder hatte der Hofbauer nicht und so verfiel der Hof.

Nach vielen Jahren, als Niemand des Vorgangs mehr gedachte, bauten die Schmerlenbacher Nonnen wieder einen kleinen Hof an die Stelle. Die Besitzer aber fühlten sich dort nicht behaglich, und der Letzte brach vor etwa 30 Jahren die Gebäulichkeiten ab und versetzte sie nach Winzenhohl. Der Lufthof findet sich nur noch auf den älteren Landkarten; wo er gestanden, bläßt der Wind über magere Felder.

---

12. Der Teufelsbeschwörer.

Es ist nyd eyn so tötlich wundt,
Die nyemer me würt recht gesundt,
Vnd hat die eygenschaft an jr,
Wann sie jr etwas gantz setzt für,
So hat keyn ruw sy tag noch nacht,
Bis sie jr anschlag hat volbracht.
Dr. Brant's Narrenschiff.

Vor hundert und mehr Jahren lebten zu Keilberg zwei Nachbarn, Hans und Peter geheißen. Beide hatten von ihren Eltern ganz hübsche Gütchen ererbt, worauf sie sich wohl ernähren konnten — und Peter nährte sich auch gut; er war ein fleißiger, sparsamer Mann, der Erste aus den Federn, und der Letzte in Feld, Hof und Stall. Darum standen seine Felder auch am Besten, darum hatte er auch das schönste Vieh im ganzen Dorfe. Hans dagegen war lieber hinter dem Kruge, als hinter dem Pfluge, und wenn er ja zu Hause blieb, so stöberte er in einem alten Buche, das er in einem vergessenen Winkel gefunden hatte, und das von Geisterbeschwörungen und dergleichen Teufelskünsten han-

delte. Feld und Vieh waren fremden Leuten überlassen: kein Wunder wenn Feld und Vieh gleich mager waren. So kam er immer mehr in Rückgang, während Peter, der von Haus aus nicht mehr hatte, als er, täglich wohlhabender wurde. Wenn Hans die vollen Getraidewägen seines Nachbars von glänzenden Kühen mit strotzenden Eutern heimführen sah, während sein hungriges Vieh ein armseliges Führchen mühsam herbeischleppte, so erwachte in ihm ein Neid, der sich zu dem unversöhnlichsten Hasse gegen seinen glücklichen Nachbarn steigerte. Es wurde sein sehnlichster Wunsch, daß sein Nachbar wenigstens so arm, als er selbst werden möge, er versuchte sogar öfters, ihn in Schaden zu brigen, aber Alles mislang. — Eines Tages, als er sich wieder über den Wohlstand seines Nachbars recht erbost hatte, beschloß er, bei dem Teufel Hilfe zu suchen. Er schlug sein Zauberbuch auf, und las laut die Formeln ab, die den Teufel zu seinem Dienste zwingen sollten, — und der Teufel, der immer nahe ist, wenn der Mensch des Herrn vergißt, erschien wirklich. Hans, der doch nicht so recht an das Erscheinen des Teufels geglaubt hatte, erschrack dergestalt, daß er keine Worte finden konnte; aber als der Teufel ihn grimmig aufforderte, zu reden, da er ihn doch einmal gerufen, bat er zitternd und bebend um ein Mittel, den Wohlstand seines Nachbars ohne Gefahr für sich zu vernichten. Der Teufel sagte ihm das zu, verlangte jedoch, daß Hans verspreche, nach zehn Jahren sein eigen zu werden. Hans versprachs in seiner Todesangst und der Teufel bezeichnete ihm ein Kraut, das er Nachts 12 Uhr im Walde unter Anrufung des Teufels holen und auf das Viehfutter

seines Nachbars werfen sollte. Darauf verschwand er im Schwefeldampf.

Hans that, wie ihm geheißen, und des Tags darauf war sämmtliches Vieh des Nachbars gefallen.

Peters Wohlstand war durch den Verlust seines sämmtlichen Viehes gänzlich zerrüttet, seine Freude und sein Stolz waren ihm genommen, und er grämte sich so, daß er starb.

Da erwachte in Hans, der im Grunde des Herzens nicht bös war, das Gewissen. Er sah die Schändlichkeit seiner Handlungen ein und verabscheute sie und sich selbst. Er versagte sich alle Freuden der Erde und flehte ganze Nächte auf seinen Knieen Gott und die Seele seines Nachbars um Vergebung seiner Missethat an. Endlich unter harter Buße und guten Werken verflossen die zehn Jahre, nach deren Ablaufe Hans des Teufels Eigenthum werden sollte. Der verhängnißvolle Tag war gekommen. Zu der nämlichen Stunde, wo der Pact geschlossen worden, erschien der Teufel und ergriff den zitternden halbtodten Hans. Da schwebte im Glanze des Himmels der selige Geist Peters hernieder und sprach zu dem Teufel: „Weiche, Satan, du hast keinen Theil an ihm. Eine zehnjährige Reue hat sein Schuldbuch gelöscht und der Herr hat ihm vergeben, wie ich ihm schon längst verziehen habe, was er an mir gethan.“ Darauf ließ ihn der Teufel unwillig los und fuhr mit einem Gepolter, als wenn das ganze Haus zusammenstürzte, davon. Auch der selige Geist verschwand, nachdem er Hansen noch freundlich angeblickt hatte. Auf den höllischen Lärmen kamen Leute herbei, die Hansen sterbend fanden; er konnte ihnen nur

noch erzählen, was vorgefallen, und dann verschied er in Frieden.

In dem Walde, wo in des Teufels Namen das Zauberkraut gesucht worden, ist es aber noch heute nicht geheuer.

13. Die Aebtissin im Schmerlenbacher Walde.

Es war einmal im Schmerlenbacher Kloster eine Aebtissin, die war alt, häßlich und geizig, wie noch Keine. Die Bettler ließ sie mit Hunden von der Klosterpforte hetzen und wenn es ein Armer wagte, in den Klosterwald zu gehen, und dürres Holz zu lesen, so mußte ihn der Förster einfangen, und nach Schmerlenbach führen; die Aebtissin ließ ihn dann in den tiefsten Keller einsperren und durch Hunger und Frost für seinen Frevel büßen.

Die Kunde von den Grausamkeiten der Aebtissin kam endlich zu den Ohren des Herrn Erzbischofs. Er war ein gottesfürchtiger Mann, der nicht nur die heilige Schrift las, sondern auch nach ihren Worten that und sich als den Vater der Armen ansah. Er begab sich nach Schmerlenbach und ließ sich das ganze Kloster vom Speicher bis zum Keller zeigen. In die Keller führte man ihn freilich nicht gern, aber man mußte dem Herrn Erzbischofe schon gehorchen. Da fand er nun in der Tiefe der Erde viele halb verhungerte und erfrorene Leute, die nichts begangen, als daß sie dürres Holz im Klosterwalde geholt hatten. Der Herr Erzbischof ließ sie augenblicklich frei geben;

ehe sie sich aber entfernten, mußten sie von der Aebtissin mit Speis und Trank bewirthet werden.

Als der Herr Erzbischof fort war, brach der Zorn der Frau Aebtissin los. Sie fluchte und tobte, als wenn sie vom Bösen besessen wäre, und gerieth in eine solche Wuth, daß sie vom Schlag getroffen wurde und todt war.

Das Ableben der bösen Frau erregte eben keine große Trauer unter den Armen. Sie wagten sich wieder in den Wald, um dürres Holz zu lesen, erschracken aber nicht wenig, als sie die Aebtissin im Walde wandern sahen. Böses aber, wie im Leben, konnte sie nach ihrem Tode nicht mehr thun; im Gegentheile, wo sie sich zeigte, da fanden die Armen reichlich dürres Holz und darum blieb die Erscheinung der Aebtissin lange Zeit ein günstiges Zeichen für die Armen.

Wenn sich heut zu Tage die Frau Aebtissin nicht mehr sehen läßt, so ist das ganz natürlich. Die Leute plagen sich nicht mehr, das dürre Holz zu suchen, sondern stehlen lieber das grüne und dabei hat die Frau Aebtissin nichts zu thun.

---

14. Das Wunderkreuz.

Vom Kreuz der Born der Liebe quillt,
Das Kreuz auch ihre Thränen stillt.
Amaranth v. Oscar v. Redwitz.

Im freundlichen Aschaffthale, zunächst am untern Gartenhofe und eine halbe Stunde von Aschaffenburg liegt ein kegelförmiger waldbewachsener Hügel, der einige un-

bedeutende Mauertrümmer trägt. Das ist alles, was von der stolzen Burg Kugelnberg, dem Wohnsitze der reichen Edlen gleichen Namens, übrig geblieben ist — und doch sind diese morschen Reste ein ehrwürdiges Denkmal der innigsten Vater- und Geschwister-Liebe.

Im Anfange des dreizehnten Jahrhunderts hauste auf dem Kugelnberge ein Ritter, der zwar mehrere Söhne, aber nur eine einzige Tochter hatte. Sie war der früh dahin geschiedenen Mutter Ebenbild und darum schon des Vaters Liebling: ihre Herzensgüte, ihre Sanftmuth, ihre Mildthätigkeit erwarben ihr aber auch die Liebe ihrer Brüder und den Segen aller Armen und Preßhaften der Umgegend.

Veit von Helmenroth, ein junger ehrenhafter Ritter aus der Nachbarschaft, war dem Burgfräulein verlobt. Der Segen der Kirche sollte sie verbinden, sobald die Fehde beendigt war, an der Ritter Veit zur Erfüllung seiner Lehenspflicht hatte Theil nehmen müssen. Sie war geendet; siegreich kehrte Veit mit seinen Reißigen zurück und freudigen Herzens: sollten ja doch seine Heimkehr und seine Vermählung zugleich gefeiert werden. Wie fröhlich flattert das Panner im Morgenwinde, wie hell klingen die Trompeten durch die Au, wie leicht tanzen die Rosse der Heimath zu! Bald ist Veit am Fuße des Kugelnbergs angelangt. Er hört bereits den Willkommen, den ihm das Horn des Thurmwächters entgegen ruft, — und auf dem Söller erscheint die liebliche Gestalt der Braut, die dem Geliebten den Gruß der Liebe zuwinkt. Da fliegen Herz und Sinne der holden Maid zu, er vergißt, daß das Roß auf der steinigen Bahn den Zügel braucht, und das Roß strauchelt und häuptlings stürzt Veit in der

schweren Rüstung so hart auf ein Felsstück, daß er todt bleibt. — Durch das Burgthor, das zum festlichen Empfange des liebewarmen Bräutigams mit Laubgewinden geschmückt war, brachten die trauernden Knappen auf ihren Lanzenschaften die kalte Leiche.

Das Burgfräulein, obwohl namenloses Weh im Herzen, trug das herbe Loos in frommer Ergebung. Auf dem Gesteine, welches das Blut des Geliebten getrunken hatte, ließ sie ein Kreuz aufrichten mit dem Bilde dessen, der für die Sünden der Welt freiwillig den bittersten Tod gestorben. Wenn sie ihr Schmerz übermannte, wandelte sie zu dem Kreuze und flehte in heißem Gebete zu dem Allbarmherzigen um den Frieden ihrer Seele — und er ward ihr gewährt. Sie sagte sich los von der Erde und nahm den Schleier in dem Kloster der Cisterzienserinnen im Hain, das die Edlen von Kugelnberg kurz vorher, im Jahre 1218, gestiftet hatten.

Mit der Jungfrau war die Freude aus der Burg geschieden; sie gab nur noch traurige Erinnerungen. Darum verließen sie die Edlen von Kugelnberg und erbauten sich oberhalb Fechenbach am Maine eine neue Burg, die zuerst gleichfalls Kugelnberg, später Kollenberg, genannt wurde. Das alte Kugelnberg blieb unbewohnt und verfiel allmählig.

Die Landleute hatten an dem harten Schicksale des Burgfräuleins innigen Antheil genommen. Ehrerbietig wichen sie ihr aus, wenn sie tief trauernd zu dem Kreuze wandelte, aber sie beugten in der Ferne mit ihr die Kniee und gemeinschaftlich stieg ihr Gebet mit dem der Jungfrau zum Himmel auf. Sie waren Zeuge, wie wunderbar gestärkt das Fräulein die Stätte verließ — und als sie sich

in das Kloster eingeschlossen hatte, ward das Kreuz die Zuflucht vieler Bedrängten. Das Gebet, das ein gläubiges Herz vertrauensvoll zum Himmel sendet, verhallt nicht ungehört und so fanden und finden Viele bis zum heutigen Tag Trost in geistigen und körperlichen Leiden im Gebete vor dem Kreuze, das deshalb den Namen „Wunderkreuz“ erhielt.

Die Aufschrift des Kreuzes, welche jetzt die Zeit verlöscht hat, war:

1221.
Uf fr Velde
blieb hie tod
Der vest Mann
Veit von Helmenroth
Bitt Gott für sein Seel.

---

15. Die letzten Templer.

Jedoch genug der Worte von jener herben Noth!
Wir schweigen von den Edlen: sie liegen starr und todt.
Lied der Nibelungen.

Die Templer waren in Frankreich ihren Feinden unterlegen; Philipp der Schöne hatte mit Feuer und Schwert gegen sie gewüthet und Jakob Bernhard von Molay, der letzte Großmeister, war den Flammentod gestorben. Die meisten der Ritter, die dem Tode entronnen waren, traten in den Johanniterorden; nur Wenige sahen ihr Gelübde als ungelöst an, und flohen in ferne Länder, wo sie gastfreundliche Aufnahme fanden. Auch der Chur-

fürst von Mainz gewährte ihnen in seinem Lande eine Freistätte *) und überwies mehreren derselben einen Berg bei Rottenberg, um sich daselbst häuslich niederzulassen. Sie erbauten sich eine kleine Burg und lebten dort treu ihren Ordensregeln von dem, was sie aus dem großen Schiffbruche ihres Ordens gerettet hatten. — Das Volk nannte den Tempelhof nach dem klösterlichen Leben seiner Bewohner „das Kloster".

Es war damals eine böse Zeit in Deutschland. Die Churfürsten von Mainz, Trier und Brandenburg und der König Johannes von Böhmen hatten Ludwig den Bayern, der Churfürst zu Köln, der Herzog zu Sachsen und der Pfalzgraf am Rhein aber Friedrich den Schönen von Österreich zum Kaiser gewählt. Ein hartnäckiger Kampf entbrannte in allen deutschen Landen; dazu brachte ein Mißjahr eine solche Hungersnoth, daß die Leichname der Missethäter von den Galgen gestohlen und verzehrt wurden, und endlich kam auch die Pest. Alle Bande hatten sich gelöst, und Niemand war mehr seiner Habe oder auch nur seines Lebens sicher.

Dem Klosterberge gegenüber, nur getrennt durch das schmale Thal, worin das Dörflein Rottenberg liegt, erhebt sich ein Berg, nun der Gräfenberg genannt. Darauf stand die feste Burg der drei Brüder von Grifenberg. Sie waren aus einem edlen Geschlechte von hohem Ansehen *); auch die drei Brüder galten vor der Welt für

*) Das Haus Lit. B. Nr. 16 in der Pfaffengasse zu Aschaffenburg war ein Tempelhof.

**) Das Erbbegräbniß der Grifenberger befand sich in der alten Kirche zu Sailauf und wurde bei dem Graben der Fundamente der jetzigen wieder aufgefunden.

ehrenhafte Ritter und die Templer auf dem Klosterberge schlossen sich freundnachbarlich an sie an und traten mit ihnen in ein Bündniß zu Schutz und Schirm. Auf jeder Burg wurde ein kleines Thürmchen errichtet und darin ein Glöcklein aufgehangen; das Anziehen des Glöckleins in der einen Burg sollte ein Zeichen sein, daß die Bewohner der Hilfe benöthigt seien, und das Läuten des Glöckleins in der andern, daß die Hilfe nahe. So glaubten sie vor jedem räuberischen Ueberfalle sicher zu sein.

In einer stürmischen Mitternacht scholl das Glöcklein vom Klosterberge laut und klagend durch die Luft — auf dem Gräfenberg aber blieb es still, wie im Grabe. Das Kloster-Glöcklein wimmerte schwächer und schwächer und verhallte endlich mit ein Paar leisen Klängen gleich den letzten Seufzern eines Sterbenden. Das Kloster war von Räubern überfallen worden, aber nicht von fremden: die Grifenberger hatten es erstiegen, hatten die Templer erschlagen und ihre Behausung ausgeraubt. — Als die Landleute am andern Morgen auf den Klosterberg kamen, um dort der heiligen Messe des Templer-Priesters beizuwohnen, fanden sie nur Leichen; die des dienenden Bruders hielt in der krampfhaft geschlossenen Hand noch das Seil des Glöckleins, mit dem er die verrätherischen Bundesgenossen hatte rufen wollen. Die Bemühungen der Landleute, die Templer in das Leben zurück zu rufen, waren vergeblich; nur der greise Prior ward wieder seiner Sinne mächtig, zwar nur auf Augenblicke, aber lange genug, um die Namen der Räuber und Mörder zu nennen.

Ein scheues Gerücht hatte schon früher die Grifenberger als geheime Räuber bezeichnet, ihre letzte Schandthat rief

laut um Rache. Damals trug Peter Aichspalt den Churhut von Mainz. Er war nicht nur ein Arzt der Seelen, sondern auch des Leibes, hatte die Heilkunde früher selbst geübt, und wußte wohl, daß da, wo milde Arzeneien nicht am Platze seien, der Stahl helfen müsse. Er ließ den Gräfenberg erstürmen, kein Leben verschonen und die Burg dergestalt zerstören, daß kaum noch erkennbare Reste ihre Stätte bezeichnen.

Der Tempelhof auf dem Klosterberge ward nicht mehr bewohnt. Er verfiel allmählig, erhielt sich in seinen Ruinen jedoch noch bis in die neueren Zeiten, wo die Steine von den Landleuten ausgebrochen und zu anderen Gebäuden verwendet wurden, so daß von ihm auch nur noch wenig zu sehen ist.

Auf dem Gräfenberge wandeln von Zeit zu Zeit drei finstere Gestalten, nicht im ritterlichen Schmucke, sondern vermummt wie Räuber mit großen Schlapphüten.

---

16. Das Eichenberger Kapellchen.

Bei Eichenberg steht eine kleine Kapelle mit einem gnadenreichen Muttergottesbilde. Das Bild stand früher unter freiem Himmel; als sich aber die Zahl der Andächtigen mehrte, wollte man eine Kapelle bauen und das Bild darein setzen. Es wurde ein gelegener Bau-Platz ausgewählt und dort das Bauholz aufgefahren; am andern Morgen hatten die Ameisen das Holz fortgetragen und an die Stelle des Gnadenbildes gelegt. Dort wurde nun auch die Kapelle errichtet.

---

17. Die Kirche des h. Hippolit zu Dettingen.

Karl der Große hatte ein besonderes Vertrauen zu dem h. Hippolit und erbaute ihm zu Ehren eine Kirche zu Dettingen, die noch steht, aber freilich seit dieser langen Zeit mancherlei Veränderungen erlitten hat. So lange Karl der Große sich zu Aachen aufhielt, wallfahrtete er jährlich nach Dettingen. Er kam zu Schiff und stieg aus, wo die Markungen von Dettingen und Großwelzheim zusammenstoßen; ein Stein auf der Markungsgrenze, etwa 30 Schritte vom Maine, bezeichnet die Stelle, wo der Kaiser feierlich eingeholt wurde, und heißt heute noch der Karlsstein.

Die Wallfahrten nach Dettingen am St. Hippolits-Tage (13. August) aus den Main- und Rheingegenden waren früher sehr zahlreich. Von welchem Belange sie gewesen, ergibt sich daraus, daß die Aschaffenburger Schiffer es als ein besonderes Recht ansahen, allein die Wallfahrer den Main hinab zu führen — und daß die Getraideopfer, welche der Kirche dargebracht wurden, zuweilen 30 Malter betrugen. Die Kornopfer wurden zum Theile in Weiberhauben dargebracht und Letztere dann an die Armen vertheilt. — In neuerer Zeit haben die Wallfahrten sehr abgenommen.

III. Der Kahlgrund.

1. Die Glücksruthe.

Die Glücksruthe, von der hier gesprochen wird, bringt kein Glück und ist auch keine Ruthe, sondern ein dicker Stock, der auf Befehl seines Eigenthümers Einen, er mag nah oder fern sein, ohne Zuthun einer Menschenhand windelweich drischt. Um zu einem solchen Stocke zu gelangen, muß man in der heiligen Christnacht in den Wald gehen, und dort um zwölf Uhr unter Hersagung gewisser Sprüche eine junge Eiche abschneiden; man darf aber auf dem Hin- und Herwege nicht beschrieen werden und auch kein Wort sprechen, sonst ist der Stock unkräftig und es kann Einem auch sonst ein großes Unglück widerfahren. Gelingts und gewinnt Einer durch den Frevel einen kräftigen Stock, so mag ein rachsüchtiges Gemüth das wohl für ein Glück ansehen, ob's aber seiner Seele Gewinn bringt, mag der am besten wissen, der dem Stocke den Segen gibt.

Der Hanskort von Edelbach im Kahlgrunde hatte eben auch ein rachsüchtiges Gemüth; er konnte es nie vergessen, wenn ihn Jemand beleidigt hatte, und wenn die Beleidigung auch nur eingebildet war. Einst hatte sein Vetter

von ihm eine kleine Summe Geldes, die er jenem schuldig sein sollte, gefordert; Hanskort leugnete mit Recht oder Unrecht die Schuld, mußte sie aber, als der Vetter vor Gericht klagbar ward, bezahlen. Das wurmte den Hanskort, daß er nicht schlafen konnte. Es ging gerade auf Weihnachten und Hanskort hatte auch von der Glücksruthe gehört und wußte, wie man ihrer habhaft werde; er nahm sich vor, sich eine zu schneiden und dann auf dem Rücken seines Vetters einen Versuch damit zu machen. Als der heil. Christabend gekommen war und Mitternacht nahte, begab sich Hanskort auf den Weg in den nahen Wald. An dem Eingange in denselben traf er auf einen stattlichen Jäger, der zwei große Hunde mit sich führte. Der Jäger sprach: „Gut' Zeit, Hanskort! Wo hinaus so spät?" Hanskort stutzte, als er sich mit seinem Namen anreden hörte, denn es war mondhell und der Jäger stand in vollem Lichte, aber Hanskort kannte ihn nicht; dennoch erwiederte er den Gruß und murmelte etwas von einer unverschieblichen Reise, worauf er seinen Weg fortsetzte. Als er in der stillen Winternacht die Glocken von Ernstkirchen zur Mette läuten hörte, schritt er zum Werk; bald hatte er den Stock in den Händen. Er kehrte sich um und wollte den Rückweg antreten — da stand hinter ihm der Jäger, aber nicht zum freundlichen Gruße, sondern mit gräulichem Gesichte; er ergriff den Hanskort am Kragen, fuhr mit ihm hoch in die Luft, drehte ihm den Hals um und warf ihn zur Erde, daß kein Knochen ganz blieb.

An der Stätte, wo dieses geschehen, wächst heute noch kein Halmen Gras.

2. Das rothe Kreuz.

Unfern von Krombach am Saume eines Waldes steht ein Kreuz von einzelnen Bäumen beschattet; die Straße nach Gelnhausen führt da vorüber. Das Kreuz ist unter dem Namen des rothen Kreuzes in der Umgegend wohl bekannt und es geht Niemand nach eingebrochener Dunkelheit gern vorbei, denn es spuckt dort und es hat sich oft eine weiße Gestalt sehen lassen.

Einst ging ein Mann von Gelnhausen herüber nach Krombach. Er hatte sich verspätet und, so sehr er sich eilte, ward es doch Nacht, bis er an das rothe Kreuz kam. Schon unter Wegs hatte er mit Angst daran gedacht: wie ward ihm erst zu Muthe, als er dort eine weiße Gestalt wandeln sah. Obwohl es Nacht war, leuchteten doch die Sterne so hell, daß er deutlich wahrnehmen konnte, die Gestalt habe schwarze Füße und trage etwas in ihren Händen. Der Mann getraute sich nicht vorwärts zu gehen, aber eben so wenig umzukehren, denn das Gespenst hätte ihm ja nachkommen können. Während er so stand und die Angst ihm den Schweiß austrieb, hörte er das Gespenst mit seiner Grabesstimme sagen: „Wo soll ich ihn hinsetzen, wo soll ich ihn hinsetzen?" Der Mann suchte auf einem Umwege am Kreuze vorbei zu kommen; das Gespenst aber ging mit und rief immer: „Wo soll ich ihn hinsetzen, wo soll ich ihn hinsetzen?" Da sprach der Mann mit dem Muthe der Verzweiflung: „Wo du ihn herausgenommen hast". In demselben Augenblicke war das Schwarze an den Füßen des Ge-

spenstes verschwunden und das Gespenst selber zerfloß in die Luft.

Der Geist mochte in seinem Leben wohl einen Grenzstein verrückt haben und mußte nun zur Strafe wandern, bis es Jemand wagte, ihm Antwort zu geben. Seitdem ist er nicht mehr gesehen worden.

---

3. Der Wasser-Nix.

„O weh, o weh, du Wassersee,
O laß, o laß mich wieder!"
Es bebt der Busch, es schäumt der See:
Ihn ziehts zur Tiefe nieder.
Friedr. Güll.

Zur Adventszeit hört man im Kahlgrunde, in der Nähe von Schimborn, bei stiller Nacht „Hoho, Hoho!" schreien. Obwohl es fast wie eine Menschenstimme klingt, so wird's doch denen, die es hören, unheimlich, denn der Rufer ist der Wassernix, der in der Kahl wohnt. Gesehen hat ihn noch Niemand, aber seine Tücke sind wohlbekannt und darum geht ihm Jeder gern aus dem Wege, wenn sein Ruf erschallt, und nicht leicht wagt es Jemand, in der Nähe der Kahl einen Spaß über ihn zu machen.

Einst zur Adventszeit hatten sich einige Männer von Königshofen vor Tages-Anbruch aufgemacht, um ihre Besen nach Aschaffenburg auf den Markt zu tragen. Es war bitterlich kalt und Alles gefroren, und die Kahl sah aus, wie ein Gletscher. Die Leute hatten schwere Trachten und mußten tief im sandigen Schnee waden; sie waren

darum bereits ermüdet, als sie an die Kahl kamen, warfen ihre Trachten ab und ruhten eine Weile. Da hörten sie plötzlich ein lautes Gepolter auf dem Eise der Kahl. Erschrocken sprangen sie auf, denn sie dachten Alle zu gleicher Zeit an den Nix; um aber ihren Weg fortzusetzen, mußten sie über die Kahl und es wollte auf dem Stege Keiner der Erste und Keiner der Letzte sein. Ein junger Mann sagte endlich scherzend: „Der Hannes soll vorausgehen, der ist ein frommer Mann, vor dem der Wassermann Respect hat; der Letzte will ich sein, der Wassermann und ich sind alte Freunde!“ Und so schritten sie über den Steg. Als sie bald hinüber waren, rief der, welcher zuletzt ging, spottend ihnen zu: „Habt Acht, daß euch der Wassermann nicht holt! Hoho, Wassermann, hoho!“ Er hatte die Worte kaum ausgesprochen, da ergriff ihn eine unsichtbare Hand und zog ihn hinab durch das Eis in die Kahl. Die andern Männer befiel ein solcher Schrecken, daß sie zwar lautlos ihren Weg fortsetzten, aber nach dem Verkaufe ihrer Besen auf einem andern Wege heimkehrten und den Steg bei Schimborn niemals mehr betraten. — Von dem Manne, der in die Kahl versank, hat man nichts mehr gesehen; ein Wasserwirbel bezeichnet aber jetzt noch die Stelle.

---

4. Der Teufelsgrund.

Zwischen Steinbach im Kahlgrunde und der Oberschur zieht ein kleiner Grund gegen die Kahl, der fast ringsum

von Wald umgeben ist und wild genug aussieht. Er heißt jetzt der Teufelsgrund und die Mühle darinnen die Teufelsmühle.

Vor langen Jahren, ehe die Teufelsmühle gebaut war, standen in dem Teufelsgrunde einige kleine Hütten. Die Leute sagten: sie seien von Zigeunerinnen bewohnt, aber Niemand sah diese Zigeunerinnen; in die Hütte selbst mochte aber auch Niemand gehen.

Es kam ein neuer Jäger aus dem hohen Spessart in den Kahlgrund. Der hörte auch von den Zigeunerinnen erzählen und meinte, wer sich im hohen Spessart vor dem wilden Jäger nicht gefürchtet habe, brauche auch kein Zigeunerweibchen zu scheuen, zudem die Zigeunerinnen, wenn auch ziemlich schwarz, doch meist lieblichen Antlitzes seien. Er dachte ihnen deshalb seinen Besuch zu und betrat, sobald ihn der Weg vorüber führte, eine der Hütten — sie war leer, so auch die zweite, dritte und vierte. Der Waidmann war nun überzeugt, daß die Erzählung von den Zigeunerweibchen nur eine Erfindung müßiger Leute sei und dachte nicht mehr daran.

Einige Zeit danach befand sich der Jäger in einem Walde unfern des Teufelsgrundes, als ein fürchterliches Wetter hereinbrach. Der Wind heulte, daß man sein eigenes Wort nicht hörte, der Regen fiel in Strömen vom Himmel und es ward so finster, daß man jeden Augenblick in Gefahr war, an einen Baum zu laufen. Der Jäger erinnerte sich der leeren Hütten und nahm seine Zuflucht in eine, um das Unwetter abzuwarten. Gegen draußen war es in dem Hüttchen ganz behaglich; der Jäger machte sich ein Lager zurecht und schlief bald ein.

Um Mitternacht erwachte er von einem Geräusche um sich her; als er die Augen aufschlug, glaubte er zu träumen: das ganze Hüttchen war mit einer unzählbaren Menge Weiblein angefüllt, aber das waren keine rundwangigen, schwarzäugigen Zigeuner-Mädchen, sondern erdfahle kleine Ungeheuer mit unförmlichen Köpfen und Affengesichtern. Eben hatten auch sie den Jäger wahrgenommen und nun fielen sie ihn wüthend an. Sie kneipten, bissen und zerkratzten den Mann, der sich der Menge nicht erwehren konnte, dergestalt, daß kein heiler Fleck an seinem Leibe blieb und trieben dieses Unwesen, bis der erste Hahnenschrei erscholl; dann waren sie verschwunden.

Der Jäger dankte Gott, daß er mit dem Leben davon gekommen, hat aber die Hütten in der Folge nie mehr betreten, und lieber einen Umweg gemacht, als daß er auch nur an ihnen vorbei ging.

---

5. Die Womburg.

Die Grafen von Rieneck erbauten im vierzehnten Jahrhunderte zu Mömbris eine Burg, welche die Womburg genannt wurde. Später bekamen die Herren von Geyling die Herren von Gonsrode und andre Edle Theil daran, sie bewohnten sie aber nicht selbst, sondern hatten ihre Burgmänner darin. Sie sank zum Räubernest herab und ward von dem deutschen Könige Ruprecht im Jahre 1404 nebst den Burgen zu Wasserlos, Hüttengesäß und Hauenstein eingenommen und gebrochen.

Von der Womburg standen noch ansehnliche Trümmer bis in die jüngsten Zeiten. Unter ihnen zieht sich ein weites tiefes Gewölbe hin, worin sich ein reicher Schatz befindet. Schon Mancher ließ sich durch die Hoffnung, den Schatz zu heben, verleiten, in das Gewölbe hinab zu steigen, aber Keiner kam zurück — und so unterblieb denn jeder weitere Versuch. Einst flog von dem nahen Pfarrhofe eine Henne in das Gewölbe; ein Schulknabe kletterte hinab, um die Henne zu holen. Unten sah er eine Menge Kisten stehen; auf einer saß ein großer Mohr, der dem Knaben mürrisch zurief: „Was thust du da?“ Der Knabe, der sich in seinem guten Rechte wußte, antwortete beherzt: „Ich suche die Henne des Herrn Pfarrers.“ Der Mohr sprach eben so mürrisch: „die ist nicht da“ — und der Knabe schickte sich an, wieder heraus zu klettern, ohne sich um die Kisten zu kümmern, die, wie er bei einem Seitenblicke wohl bemerkt hatte, voll Geldes waren. Da rief ihm der Mohr nach: „Siehst du das Geld nicht gern?“ „O ja,“ antwortete der Knabe. „Was ist dir lieber“ fragte der Mohr weiter, das gelbe, weiße oder rothe?“ „Das rothe,“ entgegnete der Knabe. Der Mohr hob darauf eine große Kiste voll Kupfermünze auf und brachte sie zu Tage, worauf er verschwand. Obwohl es nur Kupfermünzen waren, so waren es ihrer doch so viele, daß der Knabe ein reicher Mann ward. Wäre er nicht so bescheiden gewesen, sich mit den geringsten Münzen zu begnügen, so wäre er wohl nie an das Tageslicht zurückgekehrt.

---

6. Das Erdloch bei Kälberau.

Auf einem der zum Klausenhof in Kälberau gehörigen Acker, auf dem Achs- oder Naßlande gelegen, befand sich ehedem ein tiefes Loch, das mit Erde nicht ausgefüllt werden konnte. Darin lag ein Schatz. Drei Männer gruben darnach und fanden eine große Kiste von Eichenholz mit eisernen Henkeln. Sie machten sie von der Erde frei und suchten sie heraus zu heben, sie war aber nicht zu bewegen. Während sich die Schatzgräber vergeblich abmühten, stand auf einmal eine dunkle Gestalt in einer Kutte vor ihnen und sprach mit dumpfer schauerlicher Stimme: „Lasset ab, ihr Menschenkinder! Der Schatz gehört unterirdischen Mächten, die sich ihn nur durch große Opfer abkaufen lassen. Ihr werdet schwerlich den Muth haben, diese Opfer zu bringen. Nur Menschenfleisch kann die Geister euch geneigt machen. Wollt ihr den Schatz heben, so müßt ihr drei Pfund Fleisch, nicht mehr und nicht weniger, von einem Todten unbeschrieen und ohne ein Wort zu sprechen auf dem Kirchhofe holen und dieses hieher in die Grube bringen und denen opfern, die um des Schatzes willen erschlagen worden sind.“ Die Schatzgräber waren durch den Anblick der Kiste in einen Rausch versetzt worden, daß sie zu Allem fähig waren. Sie eilten auf Umwegen einzeln auf den Kirchhof, wo sie sich wieder zusammen fanden. Es ward ihnen doch grausig, als sie ein Grab öffnen und den Todten in seiner letzten Ruhe stören und einen so schweren Frevel an der Leiche begehen sollten. In der Angst ihres Herzens warfen sie

sich nieder vor dem Krucifixe und flehten in ihrem Wahnsinne zu dem Gekreuzigten, daß ihnen das gottlose Werk gelingen möge. Da schwebte eine Eule herbei, setzte sich auf das Krucifix und stieß ein so grauenvolles Geschrei aus, daß die Schatzgräber eine grenzenlose Angst befiel und sie sich in eiliger Flucht davon machten. Als sie wieder zu sich gekommen waren, dankten sie dem Herrn, der ihnen den Warner in der Gestalt des Nachtvogels gesendet und sie dadurch vor den Fallstricken des Bösen bewahrt hatte. Die Kiste war verschwunden und ist nie mehr gesehen worden.

---

7. Die ungerechten Feldschieder.

In der Kertelbachswiese, einem Thale zwischen der Kälberauer und Michelbacher Markung, ist eine kleine Anhöhe, worauf vor Zeiten ein Schloß gestanden. In dem Schloßkeller befindet sich ein Kessel bis zum Rande mit Gold gefüllt; dabei steht ein Tisch und darauf ein Glas Wein und an dem Tische sitzt ein graues Männlein mit einer Feder hinter dem Ohre, das beständig rechnet und das Geld zählt und wieder in den Kessel wirft — und das Männlein wird nicht älter und das Weinglas nicht leer, obwohl schon Jahrhunderte darüber hingegangen sind. Und wenn's Mittag wird, da klopft's im Keller; das Männlein schlägt seine eilf Schläge auf den Deckel des Kessels, worin es seinen Schatz geborgen — und es erwachen drei schwarze Gestalten, die in dem Winkel des

Kellers schlafend lagen, und gehen, freilich nicht Jedermann sichtbar, hinaus an ihre Arbeit und messen die umliegenden Felder, schlagen Pflöcke und setzen die Steine, die sie ehedem verrückten, an ihren rechten Ort. Mit dem zwölften Glockenschlage verschwinden sie in ihre unterirdische Behausung und schlafen wieder bis Mitternacht, um dann abermals an ihre ewig vergebliche Arbeit zu gehen; jetzt sind sie aber feuerig. Schlägt die Mitternachtsstunde aus, so kehren die feurigen Feldschieder zu dem Männlein zurück, in dessen Solde sie falsch maßen und Steine setzten. Das Männlein empfängt sie mit höllischem Grinsen und beginnt aufs Neue zu rechnen und zu zählen, während die Feldmesser in ihren Todesschlaf sinken.

So schaurig es drunten im Schloßkeller auch aussieht, die Habsucht hat es doch versucht, dem Männlein sein Geld wegzuholen. Erst in den 1830er Jahren wagten es kecke Leute in den Hügel zu graben. Sie fanden verschiedene Geschirre, warfen sie bei Seite und sahen sie später nicht wieder; endlich kamen sie auf den Kessel. Greuliche Stimmen aus der Tiefe schleuderten ihnen Verwünschungen und Drohungen entgegen; in der Todesangst stieß Einer der Schatzgräber ein Paar Worte aus und der Kessel versank.

8. Alzenau.

Ihres Mannes Herz darf sich auf sie verlassen.

Alte Ueberschrift des Gemäldes: die Weiber von Weinsberg in der Kirche daselbst.

a.

An dem linken Ufer der Kahl, wo sich jetzt der kleinere Theil des Marktes Alzenau befindet, lag im 14ten Jahrhundert mit Kirche, Pfarrhaus und Schule das Dorf Wilmundsheim — unfern davon die Randenburg, von den Edlen gleichen Namens bewohnt.

Der damalige Burgherr lebte in der glücklichsten Ehe mit seinem jungen Weibe und hielt sich fern von den Fehden, die im Freigerichte, wie in anderen Theilen des zerrissenen deutschen Vaterlands gekämpft wurden, aber auch er und sein Glück blieben von den Stürmen der Zeit nicht verschont.

Die mächtigsten Herren im Freigerichte waren die Edlen von Ronneburg. Sie waren zu so hohem Ansehen gelangt, daß das Amt des Landrichters von Einem auf den Andern überging durch die freie Wahl. Aber sie arteten aus, verkauften und verschlemmten Hab und Gut — und aus Ehrenmännern wurden Räuber zur großen Plage der Märkerschaft und der umwohnenden Edlen.

Der Ritter von Randenburg hatte die Ronneburger nie beleidigt, aber durch seinen wohlgeordneten Haushalt war er wohlhabend genug geworden, um die Habgier der ritterlichen Räuber zu reizen. Sie überfielen mit einem

zahlreichen Haufen die Randenburg und der Burgherr, der zu keiner Fehde gerüstet war und daher nur wenige Knechte ihnen gegenüber zu stellen hatte, konnte keinen Widerstand leisten und mußte die Burg mit Allem, was darinnen war, und sich selbst den Ronneburgern ergeben; er bat nur um freien Abzug für sein Weib. Die Ronneburger bewilligten dieses und gestatteten der Burgfrau mitzunehmen, was sie tragen könne. Die Wahl ward ihr nicht schwer, sie belastete sich mit ihrem Eheherrn und trug ihn aus der Burg. Die Ronneburger machten bittere Gesichter, denn so hatten sie's nicht gemeint; indessen verbot ihnen doch der Rest ihres ritterlichen Sinnes, ihr Wort zu brechen — und sie ließen die Burgfrau ziehen.

Das zarte Weib unterlag fast der schweren Last; nur die Liebe gab ihr die Kraft, zu vollenden, was sie begonnen — und so trug sie ihren Eheherrn durch Wilmundsheim über die Kahl die Anhöhe hinauf. Den Ritter jammerte sein Weib, er bat sie, ihn gehen zu lassen, da er lieber selbst verloren sein, als sie verlieren wolle; allein das treue Weib, dem der Athem zu vielen Worten fehlte, entgegnete nur: „All zu nah" und schleppte sich mit dem Ritter über die Höhe, bis sie in den Eichwald gelangt und so aus den Augen ihrer Feinde gekommen waren. Bald befanden sie sich ganz in Sicherheit.

Das Maß der Ronneburger war voll. Die Märkerschaft war schon lang der Plackereien müde, die gegen die Randenburger verübte Gewaltthat brachte sie zu einem raschen Entschlusse. Den 24ten April 1386 wurde ein Märkergericht unter der großen Linde bei Wilmundsheim abzuhalten geboten; es erschienen Geistliche, Ritter, Bürger

und Bauern. Der Landrichter Johannes von Ronneburg und seine Brüder Friedrich und Konrad wurden des Ueberfalls, der Plünderung und Erpressung öffentlich angeklagt und der Erste nach abgehaltenem Gerichte seiner Stelle entsetzt, überhaupt das ganze übermüthige Geschlecht von der Märkerschaft ausgestoßen. Es verfiel theils dem Kirchenbanne, theils der heiligen Vehme und verschwand bald gänzlich.

Nach der Vertreibung der Ronneburger kehrte der Ritter von Randenburg zurück. Die Randenburg war unterdessen überwältigt und verbrannt worden und der Ritter von Randenburg hätte sie von Grund auf neu bauen müssen, wenn er sie wieder hätte beziehen wollen; er ließ sie in ihren Trümmern und errichtete sich eine neue Burg an der Stelle, wo sich sein Weib geweigert hatte, sich ihrer Last entledigen zu lassen. Er nannte die neue Burg, das Denkmal ehelicher Lieb' und Treue „Allzunah", woraus später der Name Alzenau entstand. Die Einwohner von Wilmundsheim bauten sich allmählich am Fuße der Burg an; diese Ansiedelung erhielt gleichfalls den Namen Alzenau und der Name Wilmundsheim verschwand gänzlich.

Die Burg Alzenau *) steht größten Theils noch unver-

*) Die Burg Alzenau kam früh an die Erzbischöfe von Mainz und von diesen pfandweise in den Besitz verschiedener Herren. Im Jahre 1404 hatten das Schloß auf diese Weise Reinhard und Johann von Hanau, 1410 Ulrich von Bergen, genannt Schwed, 1426 Henne von Bellersheim, 1431 Eckard von Fischborn, 1435 Frank von Cronenburg der junge, 1436 Friedrich von Wasen, 1463 Hans und später Heinrich Mospach, 1482 Rudolph von Schwalbach und 1527 Melchior Geipel von Schöllkrippen. Das Schloß wurde dann fast unausgesetzt von den Amtleuten bewohnt.

fehrt; von der Randenburg aber sieht man am westlichen Abhange des Hahnenkamms unfern des Dorfes Wasserlos auf einem Vorsprunge, der jetzt den Namen „Rammerichs-hügel" führt, nur noch den Wallgraben.

b.

So kurze Zeit die Ronneburger auch die Randenburg inne gehabt hatten, es war ihnen doch gelungen, große Schätze und Weinvorräthe darin zu lagern. Bei der Erstürmung der Burg waltete die Rache, nicht die Habsucht, und die Rache suchte nicht nach Schätzen, sondern schlug die Räuber mit dem Schwerte und warf den brennenden Pechkranz in ihre Höhle: es ward nichts gerettet und die Schätze liegen tief in den Eingeweiden der Erde, überdeckt von den Trümmern der Burg und bewacht von den Geistern der Erschlagenen. Die Fässer sind längst vermodert und der edle Wein lagert seit Jahrhunderten in seiner eigenen Haut; es wäre da ein großer Fund zu machen, aber die Wächter lassen Niemanden ungestraft nahen. Als die Ruinen der Burg noch nicht so gänzlich vernichtet waren, wie jetzt, weideten einmal die Hirten ihre Heerden in den Ruinen; sie fanden eine Kelleröffnung, woraus der Blumenduft des Weines emporstieg. Sie ließen, um die Tiefe zu erforschen, einen Knaben an einem Seile hinab — nur seine Leiche zogen sie heraus. Es wagte sich nun Niemand mehr in die Ruinen und jetzt ist auch die Kelleröffnung verschwunden.

c.

Ein Mann aus dem Dorfe Hohl, der von Hanau zurückkehrte, mußte am Rammerichshügel vorbei. Als er dorthin gekommen war, wußte er nicht, wie ihm geschah — er kannte sich nicht mehr aus und sah, obwohl er den Weg schon hundert Mal gemacht hatte und es am hellen Tage war, den Weg nicht mehr, auf dem er gekommen. „Träume ich, oder was ist sonst mit mir vorgegangen?“ sagte er zu sich selbst. „Nein, ich wache, und weiß doch nicht, wie mir geschieht!“ Indem er nun nach allen Seiten um sich schaute, da umfloß ihn ein sonderbares Licht und er sah am Boden eine prachtvolle Blume, wie er sie nie in seinem Leben, weder auf den Bergen, noch auf den Wiesen oder in den Wäldern und Gärten geschaut. Die Blume lachte ihn lieblich an und verbreitete einen köstlichen Duft. „Die will ich mir abbrechen und mitnehmen“ dachte er, thats, und in demselben Augenblicke geschah ein furchtbarer Schlag und die Grundfesten des Berges bebten in ihrer Tiefe. Vor sich sah er ein prachtvolles, ehernes Thor; es öffnete sich, er trat in ein weites Gewölbe und sein Auge ward fast geblendet von all' den Schätzen, die er hier aufgehäuft sah. Er weiß nicht, was er zuerst betrachten soll, greift bald nach Diesem, bald nach Jenem und läßt dabei die Blume auf den Schätzen liegen. Da hört er eine Stimme, die aus der Tiefe des Gewölbes beständig ruft: „Nimm nur das Beste! Nimm nur das Beste!“ Aber was soll das Beste sein? Das kann er nicht erkennen. Er wählt lange, während immer die Stimme ruft: „Nimm nur das Beste!“ Endlich glaubt er in zwei

prachtvollen mit Perlen und Edelsteinen reichbesetzten Leuchtern das Beste gefunden zu haben, nimmt sie in seine beiden Hände und geht der Eingangspforte zu. Die Stimme ruft noch eindringlicher: er hatte die Blume vergessen. Kaum stand er über der Schwelle, als wieder ein furchtbarer Schlag ertönte; die Erde zitterte und das Prachtgewölbe mit seinem unendlichen Schätzen sank in die Tiefe. Er hörte noch die klägliche Stimme, die jammerte: „Wehe, wehe! Du hast die Blume vergessen! Das war der Schlüssel zu meiner Erlösung, der Schlüssel zu all' meinen Schätzen. Diese meine Blume blüht nur alle hundert Jahre! Wehe, wehe! Meine Trauer will nicht enden; verbannt muß ich sitzen nun wieder hundert Jahre! Wehe, wehe!" — Als der Bauer sich von dem größten Schrecken erholt hatte, erkannte er seinen Weg wieder und wanderte still und in sich gekehrt weiter, betrübt darüber, daß er die leidende Seele nicht erlöst und sein Glück verscherzt hatte: denn auch die Leuchter waren aus seinen Händen verschwunden.

IV. Das Kinzigthal.

1. Der Madstein.

Hilf! rette mich von Schmach und Tod!
Ach neige,
Du Schmerzenreiche,
Dein Antlitz gnädig meiner Noth!
Göthe.

a.

Vor mehreren Jahrhunderten und lange vor dem Schwedenkriege lebte zu Orb eine junge Magd, die mit Schönheit und Tugend, aber nicht mit Glücksgütern gesegnet war. Vater und Mutter waren ihr gestorben und Vroni *) mußte durch Magdsdienste ihr Leben fristen; sie pries sich glücklich, daß sie Herr Hans Riemer als Hausmagd dingte, denn Herr Hans Riemer hatte Geld und Gut genug und war auch sonst ein angesehener Mann: wegen seines ehrbaren Lebenswandels und wegen seiner großen Frömmigkeit hatten ihn die Orber Bürger zum Pfleger ihrer damals sehr bedeutenden Kirchenstiftungen gewählt.

*) Veronika.

Herr Hans Riemer war schon bei Jahren und Wittwer; seine Kinder hatten aus Orb hinausgeheirathet und so hauste er allein mit seinen Dienstboten. Dadurch kam er mehr in Verkehr mit den Mägden, als es bei einem beweibten Manne hätte geschehen mögen — und das war nicht gut für Herrn Hans, denn seine Augen waren nicht blind für weiblichen Liebreiz und die schönste Jungfrau in Orb war seine Magd.

Das Alter schützt vor Thorheit nicht: das war auch bei Herr Hansen der Fall. Er entbrannte in heißer Begierde nach seiner schönen Magd. Vroni hielt die Freundlichkeit, mit der sie von ihrem Herrn behandelt wurde, für väterliche Zuneigung, denn sie ehrte ihn ja auch als Vater, aber sie sollte ihres Irrthums bald gewahr werden. Als die leiseren Andeutungen der frevelhaften Wünsche von der reinen Jungfrau nicht verstanden wurden, begehrte Hans geradezu Unziemliches von ihr. Vroni wies eine solche Anmuthung gebührend zurück und drohte, daß sie, wofern er sie wiederhole, augenblicks sein Haus verlasse. Zum öffentlichen Aergernisse durfte es der Kirchenpfleger nicht kommen lassen und Vroni hatte fortan ihre Ruhe — aber Herr Hans nicht. In seiner Brust kochte es Tag und Nacht und, wie es oft zu geschehen pflegt, seine sündhafte Liebe verkehrte sich in tödtlichen Haß.

So vergingen mehrere Monate in scheinbarem Frieden. Da gerieth an einem Sonntags-Morgen ganz Orb in den größten Schrecken: der Kirchner hatte, als er die Pfarrkirche zum Dienste des Herrn geöffnet, das Muttergottes-Bild der zahlreichen Gold- und Silber-Münzen beraubt gefunden, womit die Frömmigkeit der Orber dasselbe geschmückt hatte.

Solcher Kirchenraub war in Orb nie erhört worden und er war um so auffallender, als die Kirchenthüren wohl verschlossen und auch ein Einbruch nicht sichtbar war. Erst hatte man gar keinen Verdacht, wer den Raub begangen haben möge; durch eifriges Forschen aber ergab sich, daß Vroni nicht nur am Abende vor der That spät und unter den Letzten in der Kirche gewesen, sondern daß auch sie allein vor dem Muttergottes-Bilde kniend gesehen worden. Der Centgraf ließ darauf hin ihre Habseligkeiten durchsuchen — und zu unterst in ihrer Truhe fanden sich die sämmtlichen geraubten Münzen.

Vroni betheuerte ihre Unschuld; allein den schweren Inzichten gegenüber waren ihre Betheuerungen vergeblich; der Frohnbote führte sie in den Kerker und am nächsten Gerichtstage ward sie vor Gericht gestellt.

Der Kirchenpfleger mußte als Ankläger auftreten. Seine Anklage fiel, da er auch der Dienstherr war, doppelt ins Gewicht und der Spruch der Schöffen war bald gefällt; der Richter verkündete das Urthel, daß die Angeklagte als des Kirchenraubs schuldig das Leben verwirkt habe, daß aber wegen ihres bisherigen guten Lebenswandels die Strafe des Stranges in die weniger schimpfliche des Schwertes umgewandelt werde.

Vroni hatte in halber Betäubung dem Gerichte beigewohnt. Eine Verurtheilung war ihr bei ihrer Schuldlosigkeit nicht in den Sinn gekommen: sie dachte nur an den Schimpf, in Gegenwart einer zahllosen Volksmenge vor Gericht zu stehen. Als aber der Richter das Todesurthel verkündete und jedes Wort Vroni wie ein Donnerschlag traf, sank sie vor dem Richter jammernd zu Boden,

und flehte ihn an, das ungerechte Urthel zurück zu nehmen; es sei doch himmelschreiend, daß eine Unschuldige durch Henkershand sterben solle — und daß sie unschuldig, müßten ihr Gott und alle Heiligen bezeugen. „Thörichtes Weib“ sprach der Richter, „glaubst du, ein Urthel, das ehrenhafte verständige Männer wohlerwogen gefaßt, lasse sich drehen und wenden, wie die Windfahne auf dem Kirchthurme? Dein Recht ist dir gesprochen, und so wenig du jenen Stein von seiner Stelle zu rücken vermagst, so wenig wirst du eine Aenderung des Urthels erwirken!“

Unfern von der Mallstätte lag der Stein, von welchem der Richter die Mordacht auszurufen pflegte; er war größer als ein Kirchenaltar und zehn Pferde hätten ihn nicht von der Stelle gebracht. Auf diesen Stein zeigte der Richter.

„Du Heilige im Himmel“ rief Vroni, „du kennst meine Unschuld, du weißt, daß ich lieber mein Leben gelassen, als mich an deinem Gute vergriffen hätte. Die Richter auf Erden sind hart, wie die Steinbänke, auf denen sie sitzen; aber dein Herz, das dereinst auch in Schmerzen gebrochen, hat Gefühl für arme Menschenkinder. Steh' du mir bei in meinem großen Leid!“ — Und muthig schritt sie zu dem Steine und der Stein hob sich von unsichtbaren Händen getragen und legte sich auf die Schürze der Jungfrau und leicht, als hätte sie nur Federn in ihre Schürze, ging die Jungfrau mehrere Hundert Schritte dahin — dann senkte sich der Stein wieder auf den Boden.

Wo Gott so deutlich gesprochen, hörte das irdische Gericht auf. Im Festzuge, wie eine Heilige, ward die Jung-

frau nach Orb zurückgführt. Aber der Kirchenpfleger ward nun zerknirscht sein eigener Ankläger und gestand, daß er selber die Münzen von dem Muttergottes-Bilde entwendet und in die Truhe seiner Magd, auf die er einen Haß geworfen, verborgen habe. — Ihm ward sein Recht.

Im Orber Reißig gegen den Beilstein zu liegt auf der Höhe des Berges der Stein, den die Jungfrau getragen. Er heißt zu ihrem Gedächtnisse noch heute der Madstein.

b.

Im Jahre 1634 kamen die Schweden nach Orb. Der Krieg hatte schon 16 Jahre gewüthet und in der langen Zeit waren die Kriegsleute ganz verwildert, daß sie mehr reißenden Thieren als ehrlichen Christenleuten glichen. Gewaltthätigkeiten gegen Männer und Weiber waren an der Tagesordnung und eine ehrbare Frau oder Jungfrau konnte nichts klügeres thun, als daß sie dem Kriegsvolke aus dem Wege ging.

Damals lebte zu Orb ein alter Pfarrer, dessen Hauswesen seine Nichte, die schöne fromme Maria, führte. Als die Schweden kamen, flüchteten sich viele Einwohner von Orb tiefer in den Spessart, aber der Pfarrer verließ die Herde, die er so lange treu gehütet, nicht und bei ihm blieb seine junge Nichte: war doch der Pfarrer ein schwacher, hinfälliger Mann, der der Pflege bedurfte und sie in dem Kriegsgetümmel von Niemandem erhalten konnte, wenn nicht von seiner Nichte. Bei Tage thats zur Noth gut; unter den schwedischen Hauptleuten waren doch Manche, die eine unbescholtene Jungfrau nicht kränken ließen, aber Nachts war nicht zu trauen: deshalb

schlich sich Maria allabendlich aus dem Hause und blieb die Nacht über zu Lettgenbrunn; dorthin waren damals noch keine Schweden gekommen.

Eine Weile ging's; endlich aber mochten doch die Kriegsleute gemerkt haben, daß sich die junge Maid täglich aus dem Städtchen entfernte — und eines Abends hatte sie es kaum verlassen, als sie mehrere Schweden sich nachkommen sah. Maria eilte, was sie konnte, auf dem Wege dahin, aber die Schweden näherten sich ihr immer mehr und schon glaubte sie sich in ihrer Gewalt, als sie an den Madstein gelangte. Da fiel ihr ein, wie durch diesen Stein die heilige Jungfrau schon einmal die Unschuld gerettet habe — und sie warf sich auf die Kniee und erflehte unter heißen Thränen den Schutz der Heiligen. Und der Stein that sich auf und umschloß Marien, bis die wüsten Kriegsgesellen sich entfernt hatten.

---

2. Der wilde Jäger.

Es kreischt und ruft aus Fels und Kluft,
Das ist ein Flattern und Rasen;
Dazwischen schallt aus hoher Luft
Des wilden Jägers Blasen.

Em. Geibel.

In den Waldschluchten des Spessarts, auf seinen Felsenhöhen haust der wilde Jäger. Der fromme Köhler, der seinen Meiler hütet, der harmlose Wanderer, der seinem ehrlichen Erwerbe nachgeht, die schuldlosen Kindlein, die Beeren suchen, sehen ihn nicht; aber er stellt sich überall

ein, wo die Sünde ihm die Pforte öffnet, und wehe dem, der Böses sinnend ihm in den Weg kommt, wenn er in wilder Jagd mit höllischem Halloh über die Baumwipfel hinbraust! — Besonders an St. Petri Stuhlfeier (22. Februar) treibt er sein Unwesen; da ist kein Holzdieb sicher, daß er nicht mit gebrochenen Armen oder Beinen heimkommt: darum haben an diesem Tage der Wald und der Förster ihre gute Ruhe.

So gefährlich es aber auch ist, dem wilden Jäger zu begegnen: es gibt doch Frevler, die ihn und seine Hilfe sogar aufsuchen. Wer Freikugeln gießen will, der muß ihn dabei haben, denn nur sein Segen gibt den Kugeln die Gabe, niemals zu fehlen. Freilich thut er's nicht umsonst, aber wer nur der Gegenwart lebt, denkt nicht an die Zukunft.

Zu Orb gab es im Anfange des siebenzehnten Jahrhunderts einen Mann, der einen gottlosen Lebenswandel führte. Als Knabe war er hinter die Schule geschlichen, als Jüngling und Mann ging er der Arbeit aus dem Wege, aber desto fleißiger ins Wirthshaus. Er war nicht reich; das kleine ererbte Gut war bald durch die Gurgel gejagt und borgen mochte ihm Niemand: er war nun gezwungen, auf irgend einen Erwerb zu denken. Als Kriegsknecht hätte er ihn wohl finden mögen, denn der greuliche dreißigjährige Krieg verwüstete Deutschland schon seit Jahren und das Kriegsvolk führte eben auch kein erbaulicheres Leben, als er selber, aber der Kriegsdienst war ihm zu beschwerlich und gefährlich. Orb ist rings von großen Forsten eingeschlossen, die damals überreich an Wild waren; mit einiger Vorsicht konnte man schon einen

Edelhirsch oder einen Rehbock gefahrlos erlangen — und der Mann ward ein Wildschütz.

Wenn man so in der Dämmerung auf ungebahnten Pfaden durch den Wald schleicht, lassen sich mancherlei Bekanntschaften machen. Der Mann mußte sie auch gemacht haben, denn bald verschoß er nur Freikugeln.

Nun lebte er mehrere Jahre in Saus und Braus. Ein einziger Schuß aus sicherer Ferne gab ihm täglich die Mittel, seinen Gelüsten zu fröhnen — und er that das reichlich und kümmerte sich nichts darum, was nachkommen werde; ein Fluch war sein bestes Vaterunser.

Da kam das Jahr 1634 und mit ihm alles Unheil über Orb. Die Schweden überfielen die Stadt, plünderten sie und erschlugen, wer sich widersetzte. Die armen Einwohner litten an Allem den bittersten Mangel — und im darauf folgenden Jahre wurden sie auch von der Pest heimgesucht. Diese wüthete dergestalt, daß die Stadt bis auf 10 Familien und der Pfarreiverweser (der alte Pfarrer war kurz zuvor heimgegangen) ausstarb; die Leichen mehrten sich, daß sie nicht mehr in dem Friedhofe begraben werden konnten und haufenweise auf dem Marktplatze lagen; man beerdigte sie außerhalb der Stadt in einem Felde, das heute noch den Namen „Pestacker" führt: fast Tausend fanden hier ihr unbekanntes Grab.

Auch der Wildschütz wurde von der Pest befallen. Seine Verwandten sprachen ihm zu, sich den Pfarreiverweser rufen zu lassen und die Schrecken des herannahenden Todes bewogen ihn, in ihr Begehren zu willigen; als aber der Geistliche kam, fand er den Wildschützen in seiner Kammer

erhenkt. Ob er es selbst in der Verzweiflung gethan, ob der Andere geholfen: wer kann es sagen?

Die letzten Bürger von Orb, die täglich morgens vor dem unteren Stadtthore zusammen kamen und täglich weniger waren, trugen die Leiche des Wildschützen auf den Pestacker. Aber unter Wegs schlugen auf einmal Flammen aus der Todtenlade, daß die Träger voll Schrecken die Leiche fallen ließen. Sie fanden später den Sarg gänzlich verbrannt und den Leichnam allein auf dem Boden liegend und senkten ihn in die Erde; am Morgen darnach lag die Leiche wieder unbedeckt auf dem Acker und blieb da, bis sie ein Raub der Verwesung geworden.

3. Der Fuchsstein.

Der westphälische Friede hatte dem langjährigen Kriege ein Ziel gesetzt und das blutgetränkte deutsche Reich sah einer besseren Zukunft entgegen, allein die Nachwehen des Krieges waren noch lange fühlbar. Schaaren abgedankter Söldlinge durchzogen das Land und brandschatzten, plünderten und mordeten auf eigene Rechnung, wie sie es früher auf die ihrer Herren gethan hatten; es dauerte Jahrzehende, bis das Gesetz wieder in Kraft trat und die Räuber dem Stricke überlieferte oder aus dem Lande scheuchte.

Auch im Joß- und Sinngrunde trieb noch im Jahre 1665 eine Räuberbande ihr Unwesen. Einer der verwegensten Strolche derselben war ein gewisser Peter von

Orb; er zeichnete sich durch die Kaltblütigkeit aus, mit der er die Opfer der Habgier abschlachtete und stand deshalb in großem Ansehen unter den Leuten seines Gelichters. Seine Frechheit ward täglich größer, lieferte ihn aber endlich in die Hände der Gerechtigkeit. Er ward überfallen, nach verzweifelter Gegenwehr überwältigt und in den Kerker geworfen, um den wohlverdienten Lohn zu empfangen.

Unfern von Orb erhebt sich der Molkenberg. Darauf stand schon damals der Thurm, dessen Ruine noch jetzt sichtbar ist. Hier schloß man den Räuber ein. Der Thurm war so fest, daß an ein Entkommen nicht zu denken war, und die meisten Spießgesellen des Räubers waren bei dem Ueberfalle erschlagen worden, darum ward auch die Bewachung des Thurms nur lässig gehandhabt.

So tollkühn Peter früher gewesen war, so kleinmüthig ward er, als ihn die Eisen umschlossen. Er sah keine Möglichkeit der Flucht und wußte, daß er dem qualvollsten Tode entgegen ging. Die Verzweiflung erfaßte ihn und trieb ihn zum Selbstmorde; bei dem Mangel jedes Mordwerkzeuges rannte er mit dem Kopfe gegen die dicke Mauer, um sich die Hirnschale einzustoßen und halb sinnlos sank er zu Boden.

Da hörte er unter sich in der Erde scharren. Es war ihm, als würde sein Grab gegraben; entsetzt lauschte er den unheimlichen Tönen. Sie kamen näher und näher — und endlich schaute der Kopf eines Fuchses aus dem Boden. Der Räuber war früher Wildschütz gewesen und hatte einen eingefangenen jungen Fuchs gezähmt, der ihm dann überall, wie ein Hund nachlief; der hatte ausgewit-

tert, wo sein Herr verborgen lag, und sich unter den Grundlagen des Thurmes zu ihm durchgegraben. Dem Räuber ward es nicht schwer, die Oeffnung zu erweitern und bald war er in Freiheit.

Als man seine Flucht inne geworden, wurde er eifrig verfolgt und es gelang auch, ihn wieder ausfindig zu machen. Die Verfolger waren aber nicht stark genug, ihn und einige Genossen, die sich zu ihm gefunden hatten, zu überwältigen; er entfloh und ward nicht mehr gesehen. Den Fuchs aber schlug Einer der Landsknechte nieder, er ward in die Öffnung verscharrt, die er in den Thurm gegraben, und ein schwerer Stein darauf gelegt, der heute noch „der Fuchsstein" heißt.

---

4. Die Hölle.

In Orber Mundart.

In Arb war ĕmol ĕ Mann, der hatt' ĕ bes Fraa. Er wor ĕ armer Wellhaer, der dĕ ganze Dog im Wald mußt schăffe, daß ĕr sich und să Fraa un să Kinn ernähre dăht. Un der hätt' aach zĕfriede sei gekunnt mit seĭ Verdienst; wann ĕr mied un hungrich ham kumme is, do is aber sei Krötz erscht recht ŏgange. Die Fraa, die hatt' ĕm kă ornliche Besse gekocht, zankte und rollte Alles im Haus ĕrum, als wann sĕ der lewendig Deifel gewest wer. Un so warsch Dag vor Dag, un neit ĕmol Nachts hatt' der Mann seĭ Ruh.

Wei's zom Haamache komme war, do hot der Mann sei Weise gemaht un is Mittags drous gebliewe, wal's

selle Dag gar zĕ haas war, un ĕr die Weise volls a hot meh wolle. Die Fraa bracht ĕm wohl das Esse; wall ĕr aber ĕ wink hot ausruhe wolle, do hot sei ĕn faule Belz gehaase, der nix schaffe mag, un lieber sâ Fraa un Kinn Hunger leide laßt. So hot sĕ fort gemacht und fort gemacht, bis ĕr ĕn Kopp kreigt hot, wie ĕ Gickel, un dĕs Esse ĕweckgeworfe un die Fraa fortgejaht hot. In sam Arger saht ĕr do laut zou sich selberscht: „Do mecht mĕr aber leber des lewendige Deifels wern, als soû ĕ Lewe fortfehre. Aich well mich leber dĕm Deifel verschreibe, wann aich nor â Jahr Rouh hätt!"

Kaum hatt' ĕr des Wort gesaht, so war der leibhaftig Deifel do — un halber im Zorn un halber in der Angst hot ĕr dem Deifel â Verschreibing ausgestellt, daß dĕr noch Jahr un Dag der Deifel ihn hô sollt, wann ĕm sâ Fraa so lang die Rouh lest. — Wies der Deifel âgefange hot, des woas mĕr neit; aber die Fraa wor von do â sanft, wei ĕ Lamm.

Wei so â Dag noch ĕm annern vergeht, denkt der Mann gar neit mehr drô, daß ĕr sich ĕm Deifel verschribbe hätt. Wei ĕ Jahr erim war, hot der Mann grod widder sei Weise gemaht; do steht dĕr Bös vor ĕm, packt den Mann am Krage un fährt mit ĕm zu dĕr Ard nie dohî, wo Haile un Zêhklapper sei.

Des Loch, wo der Deifel ĕniê gefahre is, des sieht mĕr heut noch, un haast zum ewige Obenke: die Hell.

5. Der Happes-Kippel.

Horch! beginnt's nicht zu gewittern?
Rabenschwarz Gewölke naht.
Solche That
Muß selbst die Natur erbittern.
Therese v. Artner.

Unfern von Kassel bei Orb erhebt sich ein einzeln stehender kegelförmiger Berg, welcher der Happes-Kippel genannt wird.

Auf diesem Berge stand vor vielen, vielen Jahren eine stattliche Burg. Hohe, dicke Mauern umschlossen geräumige Wohngebäude, Ställe und Vorrathshäuser und ein mächtiger Thurm schaute stolz herab in das Thal und ließ jeden Feind in weiter Ferne erschauen. Drinnen hauste ein gewaltiges Geschlecht, edel dem Stamme nach, aber nicht nach seinem Thun. Mord, Raub und Entführung waren das tägliche Geschäft; das Flehen mishandelter Weiber, die Drohungen gekränkter Männer rührten die Burgherrn gleich wenig; gegen das Eine schützte sie ihr steinern Herz, gegen die andern ihre Felsenmauern.

An dem Fuße des Burgberges hatte sich eine Wittwe mit ihren beiden Kindern angesiedelt. Wie die Taube im alten Gemäuer am Meeresstrande friedlich neben dem Thurmfalken nistet, so lebte die Wittwe ungestört neben dem Horste der adeligen Räuber. Sie hatte freilich nichts, was ihre Habgier reizen konnte: ein Paar Ziegen waren ihr ganzer Reichthum.

Einst an einem heißen Junitage übte sich das zehnjährige Söhnlein des Burgherrn vor dem Thore der väter-

lichen Burg im Armbrustschießen. Die beiden Ziegen der Wittwe hatten sich in den kühlen Gebüschen, welche an dem Berge wuchsen, ihre Nahrung gesucht, waren immer höher geklettert, und kamen endlich in die Nähe des jungen Schützen. Der war schon lange des Schießens nach einer bloßen Scheibe überdrüßig; in den beiden Ziegen fand er seiner Meinung nach ein weit würdigeres Ziel für seine Kunst — und zwei Bolzen streckten die Ziegen nieder.

Es war Abend geworden und die Wittwe ging, ihre Ziegen heim zu holen. Sie pflegten sich sonst nie weit von der Hütte zu entfernen, aber die Wittwe fand sie dieses Mal nicht an den gewohnten Stellen; sie stieg höher und höher und kam endlich an die Stätte, wo der Knabe seinem Vater jubelnd die Opfer seiner gelungenen Schüsse zeigte. Weinend warf sich die Wittwe auf ihre eben verbluteten Lieblinge, die Gespielinnen, die Ernährerinnen ihrer Kinder. „O Barmherziger im Himmel" rief sie verzweifelnd, „wie hast Du zulassen können, daß ein ruchloser Bube in seinem Uebermuthe eine bedrängte Mutter ihrer letzten Stütze beraubt?! Nun kann ich meine armen Kinder nicht mehr ernähren und es bleibt ihnen nichts übrig, als Hungers zu sterben!" „Hoho", sprach der Junge, „wozu das Geschrei, das Jammern? Was ist's für ein Unglück, wenn auch deine Rangen verhungern sollten? Ist's doch nur Bauernpack — und wie man nicht weiß, von wannen es gekommen, so kümmerts auch Niemanden, wenn es vergangen." „Meinst Du?" rief das Weib, das in seinem Elende aller Furcht vor dem strengen Burgherrn vergaß: „Meinst Du, frecher Bube? In deinen Augen und in denen deines Vaters, der für deine Schand-

that nur ein beifälliges Hohnlächeln hat, mag der Bauer nichts gelten, aber der Rächer alles Unrechtes wird euch einst sagen, daß der fleißige Bauer mehr werth ist, als der räuberische Junker. Ich bin ein schwaches Weib, das mit euch nicht abzurechnen vermag; aber der, dessen Donnerstimme eben spricht, wird meinen Worten Kraft verleihen. Verflucht seist du, übermüthiger Bube, und dein ganzes Geschlecht, verflucht sei das Haus, das dich geboren, verflucht sei dein Name und deines Namens Gedächtniß!"

Und eben begann sich das Gewitter zu entladen, das schon früher heraufgezogen war. Ein Blitzstrahl zerriß nach dem andern das Gewölk und die Donnerschläge erschütterten die Erde, daß sie in ihren Grundfesten bebte. Der Ritter und sein Söhnlein, wie die Wittwe eilten hinweg, Jene mit Rachegedanken in die stolze Burg, Diese trostlos in die arme Hütte. Bis tief in die Nacht tobte ein greuliches Unwetter — am andern Morgen war die Burg nur ein Steinhaufen; das Feuer des Himmels hatte sie verzehrt und mit ihr alle Bewohner. Wie sie sich nannten, ist unbekannt; der Name der Burg ist verschollen; nur einige Mauertrümmer geben Kunde, daß Ritter und Burg gewesen. — Wo die Ziegen der Wittwe gemordet wurden, wächst heute noch kein Gras und bleibt kein Schnee liegen; für die Kinder wird Der gesorgt haben, der die jungen Raben speist und die Lilien des Feldes kleidet.

---

6. Friedrich der Rothbart.

Einst ward die Welt bei seinem Namen bleich,
Jetzt ist's ein Stoff an Lehr' und Sagen reich.
Ivanhoe.

Friedrich der Rothbart hielt sich als Jüngling oft in einer Burg auf, die oberhalb der jetzigen Stadt Gelnhausen lag, und seinem Vater, dem Herzoge Friedrich von Schwaben zu eigen war. Er lernte dort die schöne Tochter eines Burgmanns, Namens Gela, kennen und entbrannte in so heißer Liebe zu ihr, daß er ihr allein lebte und alles Andre vergaß. Auch Gela war dem Heldenjünglinge gewogen und so verfloß Beiden ein Jahr schnell, wie ein schöner Traum. Da zog Kaiser Konrad III., sein Oheim, in das heilige Land und Friedrich mußte seinem Rufe folgen, so schmerzlich ihm auch die Trennung von Gela fiel. Als Friedrich entfernt war, konnte Gela klarer schauen, welche Kluft sie von dem Geliebten trenne. Zu sich erheben konnte der Herzog von Schwaben die Tochter eines einfachen Burgmanns nicht, er mußte zu ihr herabsteigen, aber dann waren alle Hoffnungen vernichtet, welche ganz Deutschland damals schon auf den edlen Hohenstaufen setzte. Zu einer freiwilligen Trennung würde sich Friedrich nicht verstanden haben, sie mußte ihm deshalb eine unübersteigliche Scheidewand setzen, und sie brachte das Opfer und nahm den Schleier.

Friedrich mußte sich nach seiner Rückkehr in das Unabänderliche fügen, aber seine Liebe erlosch nicht, selbst dann nicht, als er zum Kaiser erwählt worden war. Er gründete am Fuße seiner Burg eine Stadt, die er Gelashausen nannte, und baute daselbst einen Reichspalast, von dessen

Pracht die Trümmer heute noch Zeugniß geben. Häufig hielt sich Friedrich in Gelashausen auf und machte von dort aus der Jagd wegen kleinere und größere Streifzüge in den Spessart; er kam auch nach Schöllkrippen, wo er sich ein Jagdschloß errichtete. Auf der Haisbachs-Höhe zwischen Kassel und Höchst stand im Walde, jedoch frei, eine Eiche, bei der man die Aussicht auf Gelashausen hatte. Dort ruhte der Kaiser oft auf seinen Jagdzügen und träumte noch einmal den Traum seiner Jugend. Die Eiche stand noch viele Jahrhunderte und wurde die Kaiser-Eiche genannt; als sie aus Alter verfiel, ward an ihre Stelle eine andere gepflanzt, die das Gedächtniß des ritterlichen Kaisers noch heute bewahrt und eben auch die Kaiser-Eiche genannt wird.

Auf einer Jagd im Büdinger Reichsforste gerieth der Kaiser in Lebensgefahr. Ein Edler aus dem Geschlechte der Forstmeister von Gelnhausen rettete ihn und der Kaiser schenkte ihm so viel von jenem Reichsforste, als er in einem Tage umreiten konnte. In diesem Bezirke bauten die Forstmeister das Schloß Kinzighausen. Das Schloß liegt an der Kinzig und diese überschwemmt nicht selten das ganze Thal. Einst stieg das Wasser bis an das Dach des nicht allzuhohen Schlosses und Jedermann glaubte, die Fluth werde es mit hinwegnehmen. Als aber das Wasser abgeflossen war, stand das Schlößchen noch. Da sagten die Leute: „Das ist ein blaues Wunder, daß das Schloß stehen geblieben!“ Davon heißt das Schlößchen heute noch das blaue Wunder.

Friedrich hatte in Italien und Deutschland viele Kämpfe zu bestehen, bis es ihm gelang, das gesunkene Ansehen des Kaisers wieder herzustellen. Es konnte ihm darum auch

nicht an Feinden fehlen. Einst zog er mit einem schwachen Gefolge die alte Heerstraße (die jetzige Birkenhainer Straße), um nach Mainz zu gelangen. Unfern des Baches, der nun Rodenbach heißt, überfielen ihn seine Feinde, und so tapfer sich auch seine Leute wehrten, würden sie doch der Übermacht unterlegen sein, wenn ihm nicht die Bewohner der hohen Mark, wie damals die Umgegend von Alzenau hieß, zu Hilfe geeilt wären. Die Feinde des Kaisers wurden in die Flucht getrieben, und es wurden ihrer so Viele erschlagen, daß sich mit ihrem Blute das Wasser des Baches färbte, der eben daher den Namen Rotherbach erhielt. Friedrich verlieh den Bewohnern der hohen Mark zum wohlverdienten Lohne die ausgedehntesten Freiheiten; insbesondere hatten sie keine anderen Giebigkeiten mehr zu entrichten, als einen Wagen mit Heu und darauf einen lebendigen Hahn, den sie nach Gelnhausen lieferten. Deshalb wurde die hohe Mark von da an das Freigericht genannt.

Friedrich ließ sich in der Folge zu einem neuen Kreuzzuge bewegen. Nach vielen glücklich bestandenen Fährlichkeiten kam er nach Kleinasien, wollte hier zu Rosse über den Fluß Seleph setzen und verschwand in den Fluthen. Man sagt, er sei ertrunken, allein er sitzt noch in einem unterirdischen Gemache des Kyfhäuser Berges in Thüringen an einem runden steinernen Tische und schläft. Sein weißer Bart ist bereits zwei Mal um den Tisch gewachsen; wenn er zum dritten Male herum gewachsen, und die Raben nicht mehr um den Kyfhäuser Berg fliegen, wacht der Kaiser auf und zieht aus dem Berge — und dann kommt eine bessere Zeit über Deutschland; es kann aber bis dahin noch manches Jahrhundert vergehen.

V. Der Joß- und Sinngrund.

1. Die Zwerge im Joßgrund.

Wir ziehen fort, wir ziehen fort,
Wir bau'n ein Nest an schönrem Ort.
Waldfräulein.

Die fleißigen Zwerge waren auf der Wanderschaft. Sie hatten den Menschen redliche Dienste geleistet, hatten für sie geschafft, wie Leibeigene, hatten gegraben, gesät, geerntet, aufgebaut und niedergerissen, wie man es gewünscht; aber sie hatten nichts davon gehabt, als die traurige Ueberzeugung, daß das uralte Sprichwort: Undank ist der Welt Lohn", leider nur zu wahr sei. Darum waren sie auf der Wanderschaft, sie wollten den Undank, den sie überall geerntet, nicht länger ertragen, sondern lieber in ein fernes, unbewohntes Land ziehen, und allen Umgang mit den Menschen aufgeben, so schmerzlich sie ihn auch vermissen würden; denn die Zwerge haben die Menschen sehr lieb und wohnen unter ihnen, so lange es nur immer geht.

Auf ihrer Wanderschaft waren die Zwerge in den Spessart und endlich in den Joßgrund gekommen. Damals

war der Spessart nicht so bevölkert, wie jetzt, und tagelang waren die Zwerge gezogen, ohne auf eine menschliche Wohnung zu stoßen; die geringen Mundvorräthe, die sie mitgenommen hatten, waren bald aufgezehrt, der tausendjährige dichte Eichwald ließ in seinem Schatten weder genießbare Wurzeln, noch Früchte wachsen und die Zwerge litten den bittersten Mangel. Sie schleppten sich weiter, so lange sie die matten Beine tragen konnten; als es nicht mehr ging, lagerten sie sich in das hohe Heidekraut und sahen ergeben ihrem Tode entgegen.

Da kam ein Bauersmann des Wegs. Er hatte sich ein Bund Holz im Walde geholt und kehrte eben heim. Er mußte durch die Heide; sein Fuß strauchelte über einen der kleinen Leute, den er beinahe zertreten hätte, denn obwohl sie längst ihre Nebelkappen abgeworfen hatten und deshalb sichtbar waren, verbarg sie doch das Heidekraut seinen Augen. Erschrocken prallte er zurück, dann aber füllte tiefes Mitleid seine Seele, als er den erbärmlichen Zustand der Zwerge sah; er brauchte nicht zu fragen, was ihnen fehle: der helle Hunger schaute aus ihnen. Er forderte sie auf, ihre letzte Kraft zusammen zu nehmen und ihm zu folgen; „er sei zwar ein armer Mann, mehr mit Kindern, als mit Glücksgütern gesegnet, aber ein Stückchen Brod werde sich doch noch für sie finden — und in seinem Keller sei mehr Platz, als ihm lieb.“ Die Zwerge wurden durch die Hoffnung ihrer Rettung neu belebt und folgten dem Manne zu seiner Hütte, die zum Glücke nicht sehr entfernt war. Dort quartierten sie sich ein in den leeren Keller; sie erhielten von dem Bauersmanne, was seine Armuth vermochte, und nach einigen Tagen hatten sie sich wieder erholt.

Als die Zwerge aus dem Keller hervorkamen und sahen, wie sich der Mann abmühte, um auf einem Stückchen steinigen Landes ein Paar Getraidehalmen zu erzielen; wie er sich plagte, in dem Walde oder von dem sumpfigen Grunde eine Hand voll Gras für die magern Kühchen, deren Milch seinen zahlreichen Kindern die karge Nahrung gab, zusammen zu bringeu, hatten sie alle Unbilden vergessen, die ihnen die Menschen angethan. Sie hatten mit einem einfachen „Vergelt's Gott!" — und das war mehr, als ihnen je die Menschen gegeben — scheiden wollen, aber nun sprachen sie zu dem Manne: „Du hast uns beherbergt und gespeist mit dem, was du dir und deinen Kindern entziehen mußtest: das werden wir dir vergelten. Wir sind nicht so schwach, wie du uns ansiehst; in uns lebt nur ein Wille und darum sind wir zusammen stark, wie Riesen. Wir werden dich in deiner Landwirthschaft unterstützen und du wirst mit uns zufrieden sein, aber bleibe du auch freundlich gegen uns, wie du es bisher warst!" Der Bauersmann hatte zwar kein großes Vertrauen auf die Riesenkraft der kleinen Bürschchen, aber er dachte: „wenn's auch nicht viel nützt, kann's doch nicht schaden" und ließ sie nach ihrem Gutdünken schalten und walten.

Am Tage blieben die Zwerge in ihrem Keller; aber sobald es Nacht geworden, wurde es dort lebendig, wie in einem Ameisenhaufen — und wenn der Bauersmann morgens aus seiner Hütte trat, fand er bald einen berghohen Haufen des besten Grases vor seiner Thüre liegen, bald eine Axke Holz; bald sah er einen großen Sumpf mit Abzugsgräben versehen, und zu den schönsten Wiesen an-

gelegt, bald ein großes Stück Wald gerottet, und von den Baumwurzeln und dem Steingerölle gereinigt, daß er es nur einzusäen brauchte, um einer guten Ernte gewiß zu sein. Bei seinen nunmehr ausgedehnten Besitzungen fand er leicht die Mittel, sich einen größeren Viehstand anzuschaffen; die Zwerge bauten ihm die Stallungen und das Vieh gedieh bei dem ausgesuchten Futter wunderbar — und als die Zeit der Ernte kam, fiel sie so reichlich aus, daß sie zehn so kleine Scheuern, wie der Bauer eine besaß, gefüllt hätte. Auch da halfen die Zwerge; sie bauten ihm eine große schöne Scheuer, wie er noch keine im Traume gesehen. Jetzt ward dem Manne auch die Wohnung zu klein; er durfte nur den Wunsch äußern und die Zwerge bauten ihm zwei Häuser, die Pallästen glichen.

Der Mann war nun der reichste Bauer im Spessart. Er nahm eine Menge Knechte und Mägde, obgleich er sie der Zwerge wegen nicht gebraucht hätte, und lebte wie ein Fürst. Die Zwerge aber wohnten nach wie vor in dem Keller der Hütte und begnügten sich mit der früheren einfachen Kost.

So vergingen einige Jahre. Als die Zwerge nichts mehr für den Mann zu thun hatten, kamen sie zu ihm und baten, er möge ihnen gestatten, daß sie auf seinem Eigenthume ein Haus für sich selbst erbauten; der Keller, in dem sie wohnten, sei doch gar zu dumpfig und unfreundlich. Mit dem Reichthume war der Mann hart geworden, wie die Felsen des Spessarts. Er fuhr die Zwerge zornig an: „was sie mit dem Hause thun wollten? Das nehme ihm zu viel Platz weg. Hätten sie bisher im Keller gewohnt, so könnten sie auch ferner da wohnen. Ein

neues Haus für sie sei reine Verschwendung; so kleines Volk brauche gar kein großes Haus — und wenn ihnen ihre jetzige Wohnung nicht recht sei, so könnten sie sich weiter packen; er habe sie ohnehin lange genug gefüttert."

Die Zwerge waren erst überrascht von einer Antwort, die sie nicht im Entferntesten erwartet hatten, aber bald weckte der neuerliche Undank ihren alten Groll gegen die Menschen. Sie verließen den Keller und zogen sich in eine benachbarte Mühle. Von dort aus kamen sie nächtlicher Weile und holten das Getraide aus der Scheuer des Bauern, denn die liebe Gottesgabe wollten sie nicht verderben. Sie mahlten es auf der Mühle und verschenkten das Mehl an arme Leute. Dann zündeten sie die Scheuer und die Wohnhäuser und die Stallungen des Bauern an und die Flammen verzehrten sein Hab und Gut; die Felder aber, die sie selbst gerottet, bewarfen sie mit Steinen, daß der Bauersmann drei Menschenalter gebraucht hätte, um sie wieder wegzuschaffen; die Abzugsgräben der Wiesen verstopften sie, daß der alte Sumpf wieder entstand — der Bauer ward der arme Mann, der er vormals gewesen und der nichts besaß, als seine alte Hütte, sein Stückchen Feld und ein Paar magere Kühe, und sein kümmerliches Brod aß und Wasser trank bis an sein Ende. Die Zwerge aber wanderten weiter; wo sie hingekommen, ist nicht bekannt geworden.

2. Der Beilstein.

Einige Stunden von Orb liegt das Dorf Lettgenbrunn und zwischen diesem und dem Dorfe Villbach eine steile Bergkuppe von Basalt, der Beilstein genannt. Auf diesem Berge stand früher eine Burg. Wer sie gebaut, weiß man nicht, sie muß aber stattlich gewesen sein, denn es hatten mehrere Herren Antheil an derselben, namentlich auch die Erzbischöfe von Mainz. In der Mitte des 14ten Jahrhunderts war der Mainzer Antheil am „Haus Bylstein" an Dietzen von Tungede (Thüngen), Friedrich Forstmeister und Andre verpfändet. Wann und von wem die Burg Beilstein zerstört wurde, ist eben so unbekannt, als wann sie gebaut worden. Seit vielen Jahren bezeichnen nur kaum erkennbare Mauertrümmer ihre Stätte. Man hat sie nach Schätzen durchwühlt und zwar Waffenstücke, Pfeilspitzen und ähnliche Gegenstände gefunden, aber kein Gold, kein Silber. Die Reichthümer, die man in den Ruinen zu finden glaubte, liegen tiefer, im Innern des Berges, wohin keine menschliche Macht zu dringen vermag, und werden hier von den Erdgeistern bewacht, die sie aufgehäuft haben.

Einst am frühen Morgen ging ein junger Mann von Lettgenbrunn nach Villbach. Als er an den Beilstein kam, sah er eine wunderschöne Blume. Er brach sie ab und ging seines Weges. Bald kam er an ein hohes gewölbtes Thor, das in das Innere des Beilstein führte. Unter dem offenen Thorbogen standen drei Jungfrauen von überirdischer Schönheit in strahlenden Gewändern, die dem

jungen Manne freundlich winkten. Obwohl überrascht von der wunderbaren Erscheinung, fühlte sich der Jüngling doch unwiderstehlich fortgezogen. Er trat durch das Thor in eine weite hohe Halle und folgte den Jungfrauen durch eine lange Reihe geräumiger Gemächer, die durch ein unbekanntes Licht prächtig beleuchtet waren. Da glänzte und glitzerte es überall, daß dem Jünglinge fast die Sinne vergingen. In dem einen Gemache lagen große Haufen gediegenen Silbers, in dem andern Haufen Goldes, in dem dritten gar Haufen von Edelgesteinen in allen Farben des Regenbogens. Die Gemächer schienen gar kein Ende zu nehmen. Anfangs hatte in der Seele des Jünglings nur die Bewunderung der nie gesehenen Schätze Raum, bald trat aber die Habsucht an ihre Stelle; er warf die Blume weg und begann alle Taschen mit den gefundenen Schätzen zu füllen. Die Wahl ward ihm schwer; wenn er sich das Schönste ausgelesen zu haben glaubte, fand er immer noch ein Stück, das ihm schöner zu sein dünkte, und das er nun auch mitnehmen mußte. Endlich glaubte er eine richtige Auswahl getroffen zu haben; schwer bepackt eilte er dem Ausgange zu. Die Jungfrauen hatten dem Jüngling bisher in tiefem Schweigen und mit betrübten Mienen zugeschaut; er hatte sie gar nicht mehr beachtet. Nun sprach die Eine: „Vergiß das Beste nicht!“ Er kümmerte sich aber nicht darum und eilte weiter. Da rollte ein langer schwerer Donner durch die Hallen, daß die Erde in ihren Grundfesten erbebte; die Decke und die Wände wankten und drohten den Einsturz. Der Jüngling war noch weit von dem Ausgange; immer näher aber kam die Gefahr, verschüttet oder er-

drückt zu werden, denn die Wände rückten auch gegen einander. In der Angst seines Herzens warf er ein Stück seines Schatzes nach dem andern von sich und eben hatte er das Letzte hinweggeworfen, als mit einem neuen Donnerschlage das Gewölbe sich schloß. Der Jüngling war gerade auf dem Sprunge ins Freie, so daß der Fels nur noch seine Ferse packte, die er ihm auch abschlug. Als er sich umschaute, sah das Gestein des Berges aus, wie gewöhnlich und es war keine Spur eines Einganges zu finden, die Sonne aber war im Untergehen. — Der Jüngling blieb lahm sein Leben lang.

Seit dieser Zeit hat Niemand mehr die Wunderblume und den Eingang in den Berg gefunden.

Die Perlen.

Perlen bedeuten Thränen.
Sprichwort.

Vor alter Zeit waren die Edlen von Jazza reich begütert im nordwestlichen Spessart; allenthalben lagen ihre Schlösser, ihre Dörfer und Meierhöfe. Gyso von Jazza, das Haupt der Familie, hatte mehrere Söhne, rüstige Degen — aber nur eine einzige Tochter, die freundliche Demuth. Sie war eine liebliche Blume, nicht geschaffen für die rauhen Höhen des Spessarts, und so zart, daß sie kaum zur Jungfrau erblüht, schon wieder der himmlischen Heimath zureifte. Um so wärmer liebten sie der Vater und die Brüder, und jeder Wunsch, den sie ihr absahen,

— denn die bescheidene Demuth äußerte nie einen — ward ihr gewährt. Und Demuth liebte den Vater und die Brüder mit eben so warmer Liebe und es war ein inniges Familien-Leben, wie es in den rauhen Zeiten des Faustrechts nur selten vorkam.

Die stolzen Schlösser zu Hausen und auf dem Adlersberge (Alsberg) sagten der stillen Demuth nicht zu; ihr liebster Aufenthalt war die Burg im heimlichen Wiesenthale der Jazza, von der die Ritter den Namen führten. Hier war sie geboren und hier wünschte sie ihr junges Leben, dessen nahes Ende sie voraus sah, zu schließen.

Demuth liebte zu den einfachen weißen Gewändern, die sie immer trug, keinen andern Schmuck, als die Perlen, welche die Muscheln der Jazza ihr boten. Man war deshalb eifrig bemüht, ihr die schönsten zu verschaffen, und Jeder, der ihr eine von reinem Glanze bringen konnte, hatte einen glücklichen Tag.

Die Amme des Fräuleins, die in einer der zerstreuten Hütten des Dörfleins Jazza wohnte, hatte einen Sohn, der, gleichen Alters mit Demuth, ihr Jugendgespiele gewesen war. Er war weit entfernt, seine Augen zu der edlen Jungfrau zu erheben, aber er liebte und verehrte sie, wie eine Heilige, und hätte gern sein Leben hingegeben, um ihr eine Freude zu machen.

Demuths siebenzehnter Geburtstag nahte heran. Der Knabe wollte ihr zum Angebinde eine Perlenschnur überreichen, wie sie noch keine bekommen hätte, und fischte überall nach Muscheln, die eine reiche Beute zu geben versprachen.

Die Jazza, jetzt Jossa, ist ein mäßiger Bach, der sanft

und krystallhell dahin gleitet; kein Gesträuch umdunkelt seine Ufer und die Sonne wärmt die Muscheln, die in dem reinen Sande seines Bettes liegen. Um die Burg Jazza war aber ein breiter tiefer Graben gezogen, den die Gewässer des Baches füllten. Am Rand des Burggrabens fanden sich die schönsten Muscheln; der Amme Sohn ging ihnen weiter und weiter nach, der Sand wich unter seinen Tritten und der Knabe sank in den Burggraben, daß die Wellen hoch über ihm zusammenschlugen und sein Leben auslöschten.

Der Tod des Knaben blieb dem Fräulein verborgen, weil man sie nicht betrüben wollte. Zwei Tage darnach, an einem Sonntage, begab sich Demuth zur Kirche nach Oberndorf. Nach beendigtem Gottesdienste nahte sich ein Trauerzug, der eine Leiche zur letzten Ruhestätte begleitete. Demuth sah hinter dem Sarge ihre Amme wandeln, heiße Thränen vergießend. Ahnungsvoll nahte sie sich ihr, und fragte, wen sie begrüben, und das Mutterherz konnte den Jammer nicht in sich verschließen und sie erzählte dem Fräulein, was vorgegangen, und daß ihr Knabe sie so sehr geliebt, daß er in den Tod für sie gegangen. Der Gedanke, daß ein Menschenleben wegen eines eitlen Schmuckes für sie geopfert worden, fuhr wie ein glühendes Eisen durch Demuths Herz und todt sank sie der Amme, die nun zwei Kinder zu beweinen hatte, in die Arme.

Demuth war ohne Abschied von ihrem Vater, von ihren Brüdern geschieden; sie hatte ihnen nicht gedankt für die innige Liebe, die sie ihr so viele Jahre geweiht. Darum zog's die Vollendete zu der väterlichen Burg und man sah häufig in stiller Nacht eine weiße Gestalt freundlichen Antlitzes durch die Gemächer wandeln.

Jahrhunderte sind vergangen. Das Geschlecht der Ritter von Jazza ist ausgestorben; die stolze Burg zu Hausen, die in der Folge von den Herrn von Hutten und später auch von den Churfürsten von Mainz bewohnt wurde, ist in Trümmer zerfallen, und Demuths Lieblings-Aufenthalt Burg Jossa hat ein neues Wohngebäude erhalten, das nun auch alt ist, und bewahrt nur in dem zugeschütteten Burggraben, in den Ringmauern und in den halb eingestürzten Thurme die Erinnerung an die vergangenen Tage, aber immer noch will man von Zeit zu Zeit eine weiße Gestalt in jenen Räumen wandeln sehen.

---

4. Rengersbrunn.

Der deutsche König Friedrich der Rothbart hielt mehrere Reichsversammlungen zu Gelnhausen. Wie er selbst ein Freund des Waidwerks war, so fand sich auch unter den versammelten Fürsten und Herren mehr als Einer, der gern der Jagd oblag; es wurden deshalb nicht selten Jagden bis tief in den Spessart veranstaltet. In einem Nebenthale des Sinngrundes, versteckt, daß sie nur ein Jäger auffinden konnte, entspringt eine reiche klare Quelle; dort pflegte der Rothbart mit seinen Gästen zu ruhen, und sich mit einem kühlen Trunke zu erfrischen, der labender war, als der edelste Wein. Die Quelle erhielt zu des Königs Gedächtniß durch eine auch sonst gebräuchliche Verbindung von lateinischen und deutschen Worten den Namen „Regis-

born", der auf das später erbaute Dörfchen überging und sich allmählig in Rengersbrunn umwandelte.

Mehrere Jahrhunderte später hütete ein Schäfer seine Heerde in der Nähe des Königsbrunnen. Der Hund des Schäfers kroch in einen nahe stehenden Hasselnußstrauch und die Schafe warfen sich rings herum auf die Kniee; der Schäfer wollte weiter treiben, aber Hund und Schafe waren nicht fortzubringen. Er durchforschte den Strauch und fand ein Bild der Muttergottes mit dem Jesuskinde auf dem Arme in Lebensgröße aus Holz geschnitzt. Das Bild wurde damals in die einzige Pfarrkirche der Umgegend, nämlich nach Burgsinn, gebracht, und da es zu hoch für den dazu auserwählten Platz war, und der untere Theil des Bildes ohnehin nur aus einem rohbehauenen Klotze bestand, schnitt man einen Theil davon ab; am andern Tage stand das Bild wieder unversehrt am Brunnen. Die Rengersbrunner wollten nun eine Kapelle am Brunnen errichten, ihre Armuth gestattete ihnen jedoch nur die Aufführung eines Gebäudes aus Brettern. Anfangs wallfahrtete blos die nächste Umgegend zu dem Wunderbilde; als aber viele Andächtige dort Trost und Hilfe fanden, kamen die frommen Christen aus der Ferne, wie aus der Nähe, um die Fürbitte der heiligen Jungfrau anzuflehen. Es flossen reichliche Opfer; dessen ungeachtet dauerte es lange, bis der Bau einer Kirche, wie sie das Bedürfniß vorschrieb, vorgenommen werden konnte. Erst im Jahre 1777 wurde die jetzige, wenn auch nur mäßig große Wallfahrtskirche errichtet, wahrscheinlich mit einer Beisteuer der Grafen von Nostiz, welche damals Herren von Rieneck waren, denn ihr Wappen befindet sich an der Kanzel.

Das Gnadenbild steht auf dem Hochaltare. Es ist angemessen bekleidet, um den unvollendeten Theil desselben zu bedecken; im Übrigen blieb es in dem Zustande, in dem es aufgefunden wurde. Nur in das Gesicht ist ein kleiner Brandflecken gekommen. Im dreißigjährigen Kriege warfen die Schweden das Bild ins Feuer, um es zu vernichten, es blieb aber unversehrt bis auf das Mal, das es zum Andenken der erlittenen Unbild jetzt noch trägt.

An den Marienfesten und am zweiten Pfingstfeiertage ist gegenwärtig noch ein großer Zusammenfluß von Wallfahrern.

Der Königsbrunnen ist gefaßt und trägt das Wappen des Churfürsten Lothar Franz. Das Wasser fließt in zwei Röhren aus der Brust eines steinernen Bildnisses der h. Jungfrau; der Brunnen heißt deshalb jetzt der Marienbrunnen und das kristallene Naß Liebfrauen-Milch.

---

5. Das heilige Kreuz auf dem Sodenberge.

Ob ich den Verlorenen gefunden?
Glaube mir, ich bin mit ihm vereint,
Wo sich nicht mehr trennt, was sich verbunden,
Dort, wo keine Thräne wird geweint.

Schiller.

Karl's des Großen erste Gemahlin war eine Gräfin von Reineck; die Geschichte nennt sie nicht, sondern bezeichnet sie nur als „die Unbekannte aus Franken“. Sie war des großen Kaisers erste und einzige Liebe, obwohl

er sich später noch viermal vermählte; darum blieb er auch nach ihrem frühen Tode ihren Brüdern mit besonderer Gunst zugethan, verlieh ihnen weitläufige Besitzungen im Spessart und andern deutschen Gauen und erbaute ihnen auf einem steilen Hügel an den romantischen Ufern der Sinn ein stattliches, überaus festes Schloß, das erst Rieneck genannt wurde, in der Folge aber, gleich den Grafen, den Namen Rieneck annahm.

So gelangten die Grafen von Rieneck schon in einer Zeit, wo viele der später berühmt gewordenen Geschlechter kaum genannt wurden, zu großer Macht und hohem Ansehen. Sie vergaßen der Schwägerschaft des unsterblichen Kaisers niemals und sahen stolz herab auf andre Edle, denen das Schicksal ein bescheideneres Loos zugewiesen hatte.

Diesen Stolz theilte der junge Gerhard von Rieneck nicht. Er war ein ritterlicher Kämpe, der wohl eine Lanze zu brechen vermochte, war es im Kampfspiele oder im ernsten Streite: wenn er aber den schweren Panzer abgeschnallt hatte, war er nur der freundliche Jüngling, der in den Hütten der Hirten und Köhler, wie in den Burgen der benachbarten Edlen gleich gern gesehen wurde. Und er mußte herabsteigen aus dem Grafenschlosse, wenn er ein fröhliches Gesicht sehen wollte; denn droben herrschte der Ernst und die abgemessene Sitte, und nur selten verirrte sich dorthin ein Gast, weil er zwar eine reiche Bewirthung, aber keinen herzlichen Willkommen fand.

Zwei Stunden oberhalb Rieneck, wo die Aura sich in die Sinn ergießt, liegt Burgsinn. Die Edlen von Synna hatten daselbst im 9ten Jahrhunderte eine Burg erbaut; im Jahre 1001, als die Herren von Synna ausgestorben

waren, erwarb sie der Ritter Hildolf von Tungenden. Hildolfs Geschlecht, das später den Namen Thüngen erhielt, war alt und ruhmvoll, wie das beste des Frankenlandes; die Rienecker Grafen hielten sich dennoch für besser und die Thüngen mieden im gerechten Unwillen die Rienecker, so daß beide Familien außer Verkehr blieben. Nur Gerhard besuchte von Zeit zu Zeit Burgsinn und ward freundlich von dem biedern Burgherrn, noch freundlicher aber von seiner Tochter Gisela aufgenommen. Gerhard bewarb sich bald um der schönen Gisela Hand und ihre vereinten Bitten bewogen den alten Thüngen, daß er, wiewohl ungern, dem Bunde seinen Segen gab.

Bei seinem eigenen Vater fand Gerhard kein so freundliches Gehör. Als er ihn um seine Einwilligung bat, erklärte ihm der strenge Mann, daß er niemals die Vermählung seines Sohnes mit einer nicht ebenbürtigen Jungfrau zugeben werde; Gerhard solle, wenn er nicht die Folgen seines Zornes auf sich laden wolle, nie mehr ein Wort davon sprechen. — Gerhard kannte seinen Vater zu gut, als daß er hoffen durfte, er werde je anderen Sinnes werden; mit tiefbetrübtem Herzen mußte er seiner Braut und ihrem Vater mittheilen, welchen ungünstigen Erfolg seine Bitte bei seinem Vater gehabt. Der alte Thüngen gehörte einem Geschlechte an, das von dem Volke nicht mit Unrecht „die Wilden“ genannt wurde; er entbrannte ob der ihm angethanen Unbild im heftigsten Zorn gegen alle Rienecker und verbot Gerharden allen ferneren Umgang mit seiner Tochter — und die Liebenden schieden für das ganze Leben.

Der Kilianstein auf dem Sodenberge bei Hammelburg

gehörte damals den Edlen von Thüngen, er war „Aller deren von Thüngen, So leben vndt geboren werdten, Gahn-Erben-Hauß.“ Dorthin führte der alte Thüngen seine Tochter Gisela, daß sie außer dem Bereiche des Rieneckers sei. — Gerhard nahm das Kreuz und zog nach Palästina und bald kam die Kunde, daß er bei der Erstürmung einer Veste unter den Ersten die Mauern erstiegen und dort ruhmvoll gefallen sei. Gisela ließ zu seinem Andenken unter den alten Buchen des Sodenberg's ein steinernes Kreuz errichten und flehte hier um die Vereinigung mit dem Vorausgegangenen, die ihr bald gewährt wurde.

Das Kreuz, im Jahre 1515 von Philipp von Thüngen erneuert, steht heute noch und ist unter dem Namen des heiligen Kreuzes ein Gegenstand der besonderen Verehrung und die Zuflucht zahlreicher Wallfahrer aus der Nähe und Ferne. — Auch das Schloß zu Burgsinn hat sich in seinen alterthümlichen Formen erhalten und wird, wenn auch zum Theile verfallen, noch bewohnt. Außerdem hat Burgsinn noch zwei Schlösser, das neue Schloß, erbaut im Jahre 1620 von Konrad von Thüngen, „dem Wüthrich“, und das Frohnhofer Schlößchen, das seinen Namen von einer ausgestorbenen, zu Burgsinn begütert gewesenen Familie dieses Namens trägt, und Zeugniß gibt, daß die wilden Thüngen im häuslichen Leben sehr zartsinnig sein konnten. Das Schlößchen hat nämlich über dem Eingange die Inschrift:

1607.

Mit Gottes Hülfe zu seiner Ehr
Hat der edel u. vest Werner

Von Thüngen Regent zu Burksinn
Seiner ehlichen Hausfraw Philipin
Agatha von Thüngen geborn von Stein
Ihr und ihren Erben allein
Dies Haus von Grund gebawet new
Zu Zeugnis ihrer lieb und Trew
Ihr erblich gebn und thun schenken
Sie Dankbarkeit dabei zu denken.
Gott geb ihr widervm dagegen
An Leib und Seel Glück Heil und Segen —

Das stolze Geschlecht der Rienecker Grafen aber ist dahin, ihre Burg liegt in Trümmern und nur die beiden Thürme mit den 12 Fuß dicken unverwüstlichen Mauern geben der Nachwelt Kunde von der untergegangenen Herrlichkeit.

VI. Das Thal der Lohr.

1. Die h. Kreuzkapelle bei Frammersbach.

Auf einem Berge zwischen den Ortschaften Frammersbach und Wiesthal, eine halbe Stunde von Ersterem und drei viertel Stunden von Letzterem entfernt, hütete vor vielen hundert Jahren ein Hirtenknabe seine Schafe. Er spielte im Sande und fand dort ein kleines Kreuz, das er mit heim nahm — den andern Tag war es verschwunden. Als der Junge einige Zeit darauf sein Vieh wieder auf den Berg trieb, lag das Kreuzchen an der vorigen Stelle im Sande; er nahm es wieder mit und verlor und fand es noch ein Mal. Da erbaute man ein kleines Kapellchen auf dem Berge und stellte das Kreuzchen darin auf. Die Zahl der Frommen, die vor dem Kreuzchen ihre Andacht verrichteten, mehrte sich bald so, daß man eine größere Kapelle an dessen Stelle erbaute, und zu Ehren des h. Kreuzes einweihte. Vor der Kapelle stand der Opferstock, in welchen die frommen Gaben so reichlich flossen, daß die Kapelle zu einem ansehnlichen Vermögen gelangte und ihr die Mittel zu einer nochmaligen Erweiterung gewährt wurden. Diese scheint im Jahre 1484

vorgenommen worden zu sein, denn eine zugemauerte Thüre, welche früher den Eingang in die Kapelle bildete, trägt die obige Jahrzahl.

Die h. Kreuzkapelle bestand schon, ehe die Pfarreien zu Wiesthal und Frammersbach errichtet waren. Sie war die älteste Kirche weit und breit und alle vierzehn Tage ward abwechselnd durch den Pfarrer von Lohrhaupten und durch einen Stiftsgeistlichen von Aschaffenburg Gottesdienst daselbst gehalten, dem die zerstreuten Bewohner des Spessarts eifrig beiwohnten. Gegenwärtig findet noch Gottesdienst Statt an dem Feste Kreuz-Erfindung, an welchem Tage die Pfarreien Frammersbach, Wiesthal und Wiesen dahin wallfahrten, dann am Feste Kreuz-Erhöhung wo nur Prozessionen von Frammersbach und Wiesthal kommen — und an einigen andern Tagen.

---

2. Die Kupfermühle bei Frammersbach.

Oberhalb Frammersbach, in dem Thale, welches gegen Lohrhaupten hinaufzieht, lag vor langen Jahren eine Kupfermühle. Der Besitzer, ein reicher Mann, war Wittwer und hatte nur einen einzigen Sohn, und der war wohlgebildet und hoffnungsvoll und des Vaters größte Freude. Er hatte nur den Fehler, daß er lieber der Waidlust nachging, als dem väterlichen Geschäfte, und hatte dadurch dem Vater schon vielen Kummer gemacht. Abgesehen davon, daß das Geschäft durch das Jagen des Sohnes litt, fürchtete der Vater auch ein weiteres Un-

glück: die Rienecker Grafen, die auf dem Partensteine saßen und denen die Jagd gehörte, waren keine Herren, die mit sich spaßen ließen. Des Vaters Abmahnungen aber hatten keine weitere Folge, als daß der Sohn nun heimlich trieb, was er sonst öffentlich gethan hatte.

Einst war der junge Kupfermüller wieder im Forste. Da eilte ein starker Hirsch an ihm vorüber; ein wohlgezielter Schuß von der erprobten Armbrust streckte ihn todt darnieder. Als er im Ausweiden des Wildes begriffen war, kam ein Reiter gesprengt. Der hatte den Hirsch verfolgt und stellte den Kupfermüller über seinen Eingriff in das Jagdrecht mit rauhen Worten zur Rede. Der Kupfermüller blieb ihm nichts schuldig, und in der Hitze des Streites schlug der Reiter den Schützen. Ergrimmt stieß dieser mit dem Messer, das er zum Ausweiden gebraucht hatte, nach dem Reiter und der Reiter sank todt vom Pferde.

Der Erstochene war ein Sohn des Grafen von Rieneck Als der Graf die Kunde von dem Geschehenen bekam, ließ er die Kupfermühle umstellen, den Sohn herausholen und Angesichts der Mühle aufhängen.

Der Vater grämte sich so, daß er Hab und Gut verließ und nicht weiter gesehen ward. In der Mühle war's nicht mehr geheuer und es mochte Niemand darin bleiben und sie verfiel und lag viele Jahre in Trümmern. Erst nach langer Zeit erwarb ein Fremder das Land und errichtete einen Eisenhammer, der noch besteht.

---

3. Die Dunkel.*)

In der Mundart des Hochspessarts.

In der Dunkel sein alle böse Geister verschworn. Wann mër do hikömmt, un mër waas dë Weg nit recht, so werd mër allemol von dene böse Geister neî in dos Stâgeröll geführt, daß mër gor nimmer raus kümmt, un wann mër a nit neî will, un so henkt ëm Aner uf dë Buckel un mër kriegt Schleg, bis mër recht dief im Stâgeröll is, un do sieht mër als kân Mensche. In die Dunkel is aach der alt Barnwerth von Lohr verschworn. Der hot als dër Leut zu schlecht gewoge, un do wie ër gestorbe wor un hot naus in Kirchhof kumme sölle un do hot Aner gesogt: „No ets hô mër ëmol dë böse Mann!" un do hot ër aber obe zum Dachfenster naus geguckt, un hatt' a weiß Schnüttelkappe uf un hot gesogt: „Nâ, ihr hot ën nit!" Noter hun seî Leut Anen kumme losse, un der hot ën in ân Sauerwasserkrug verschworn un hot ën im ë Sack naus die Dunkel getroge, un hot den Krug uf ën Stâ gestellt, wu er heut zu Tog noch steht. Der Krug is ober so schwer, daß mër'n gor nit mehr weck bringe kô. — Die Leut sage ach, sie hätte den alte Barnwerth mit der Woge in der Hand uf ëme Stâ sitze sähe; Dos glab eich ober nit: dann er kunn aus seim Krug nit raus. — Eich hun ach gehört, es wär ach ëmol a

*) Ein Steingerölle unweit der Straße von Rechtenbach nach Lohr.

Fraa nei zus Barnwerths kumme un hot gesogt: „Worum holt ihr dann euer Herrle nit? Do draus sitzt's uf ëme Stä, un is ganz erfrorn."

---

4. Der Geisfuß.

Vor vielen Jahren hörte einmal ein Fischer von Langenprozelten auf der anderen Seite des Maines „Fährer hol!" rufen. Es war schon Nacht und ein abscheuliches Wetter; ein dichtes Schneegestöber ließ kaum drei Schritte weit sehen und der Sturm heulte, daß man fast sein eigenes Wort nicht hörte. Dennoch klang das „Fährer hol!" deutlich und laut herüber. Den Fischer dauerte die arme Seele, die bei solchem Unwetter auf die Überfahrt harrte, er entschloß sich, den Rufer abzuholen. Er war noch nicht ganz am linken Ufer, da sprang ein kräftiger, großer Mann in einem dunkeln Mantel hinein, und der Nachen sank augenblicklich so tief ins Wasser, daß der Rand kaum fingersbreit war. Der Fischer ruderte aus Leibeskräften, um den unheimlichen Gast bald ans Land zu bringen, und der sprang auch, so bald er in die Nähe des rechten Ufers gelangte, hinaus, und eilte ohne Lohn und Dank davon. Der Fischer war nur froh, daß der unheimliche Mann fort war, und verzichtete gern auf den Fahrlohn; den

andern Morgen betrachtete er sich die Stelle wo der Mann an das Ufer gesprungen, und fand im harten Gestein eine große Geisklaue tief eingedrückt. — Die Geisklaue ist unterhalb Langenprozelten noch zu sehen.

VII. Das Thal der Hafenlohr.

1. Die hl. Gertrude.

Und in heiligen Gebeten
Und im Blick nach jenseits hin
Weilt so gern die reine Seele,
Schwelgt so selig oft ihr Sinn.
Theod. Hell.

In der ersten Hälfte des achten Jahrhunderts berief der Apostel der Deutschen, der h. Bonifacius, den h. Burkard aus England nach Deutschland, um ihm bei der Verbreitung des Christenthums Hilfe zu leisten. Der h. Burkard folgte willig dem Rufe und kam in die Maingegend, wo ihm und Einigen seiner Gefährten der Major Domus Carl Martell ein den fränkischen Königen gehöriges Jagdhaus zur Wohnung einräumte; es hieß Rorlaha und stand auf dem Hügel, wo jetzt die dem h. Michael geweihte Kirche zu Neustadt am Maine herunterschaut. Der h. Burkard errichtete eine Schule, und lehrte da und in der Umgegend das Christenthum und der Ruf seiner Frömmigkeit verbreitete sich weit umher.

Damals wohnte die h. Gertrude, die Schwester Karl

Martell's, zu Karlburg. Sie hatte wahrgenommen, daß den frommen Männern zu Norlaha ein Gebäude zur Abhaltung des Gottesdienstes fehlte; sie ließ deshalb die Kirche bauen, deren Ueberreste jetzt noch neben dem alten Pfarrhause zu Neustadt sichtbar sind. Die h. Gertrude leitete den Bau selbst und kam häufig mit einer Magd, welche Wein und Brod für die Bauleute trug, nach Norlaha; sie ging meistens demüthig zu Fuße. Einst an einem Sommertage kam sie mit ihrer Magd wieder des Wegs. Die Sonnenstrahlen fielen versengend hernieder und kein Lüftchen kühlte die Gluth; die h. Gertrude glaubte verschmachten zu müssen, und etwa in der Mitte des Wegs zwischen Waldzell und Erlach konnte sie vor Mattigkeit nicht weiter. Sie stützte sich auf ihren Stab und flehte zu dem Herrn um Stärkung — und wo der Stab den Boden berührte, sprang eine frische Quelle hervor und mit neuer Kraft konnte die heil. Gertrude ihren Weg fortsetzen.

Die Quelle führt heute noch den Namen „Gertrudis-Quelle" und ihr Wasser hat Manchem, der im Vertrauen auf die Hilfe des Herrn und die Fürbitte der h. Gertrudis sich damit wusch, ein körperliches Übel hinweggenommen. Bei der Quelle steht die Gertrudis-Kapelle.

So oft die h. Gertrude nach Norlaha kam, pflegte sie vor dem Kreuze, welches der heilige Burkard an der Stelle des Holaltars der jetzigen Michelskirche errichtet hatte, knieend zu beten und wo ihre Kniee und Füße den Boden berührten, wächst heute noch kein Gras, obgleich der Rasen ringsum die Erde deckt. — Ein Mann von Neustadt, der sich um Gott und seine Heiligen nicht viel

kümmerte, ärgerte sich über die Verehrung, welche fromme Christen den Spuren der h. Gertrude widmeten. Er schlich Nachts mit einer Haue hin, um sie zu vertilgen. Als er die Haue zum Schlage hob, entfuhr sie seinen Händen, und eine Windsbraut toste daher und warf den Frevler zu Boden, daß er gelähmt bis zum Morgen liegen blieb. Der Mann führte später ein gottgefälliges Leben.

Außerhalb der Michelskirche, hinter dem hohen Altare, befindet sich in einer Nische die h. Gertrude abgemalt, wie sie vor dem Bilde des Gekreuzigten betet. Darunter ist in den Stein gehauen:

D. O. M.

Intuere atque imitare isthaec, o lector, D. Gertrudis vestigia sub an. dom. DCC. orandi assiduitate impressa posterisque ad exemplum pietatis tot Saeculis divinitus conservata.

Julius Schultes piet. ergo fac. cur. 1586*)

Die h. Gertrude starb in dem Kloster, welches sich damals zu Karlburg befand. Karl der Große stiftete später zu Neustadt eine Benediktiner-Abtei, die sich bis zu dem Jahre 1803 erhielt; die Klosterkirche wird jetzt als Pfarrkirche benützt. Der Mantel der h. Gertrude kam nach Neustadt und verlieh vielen Frauen, die sich damit bekleidet hatten, den erflehten Kindersegen. Der Mantel von weißer Seide wird noch zu Neustadt aufbewahrt; ein

*) G. d. A. Beschaue und nimm als Vorbild, o Leser, diese Merkmale der h. Gertrude, die um das Jahr 700 durch anhaltendes Gebet eingedrückt und der Nachwelt als ein Beispiel der Frömmigkeit so viele Jahrhunderte durch göttliche Zulassung erhalten wurden.

Julius Schultes hat aus frommem Herzen dieses machen lassen 1586.

viereckiges Stück, welches aus demselben geschnitten ist, ward der Kaiserin Maria Theresia übersendet. — Neustadt bewahrt ferner die Feldbinde Karls des Großen, die aus gelber Seide gewebt ist und den schwarzen einfachen Reichsadler mit rothen Krallen in schöner Stickerei trägt. Die goldenen Sporen und Steigreife der h. Gertrude und Karls des Großen, welche sich auch in Neustadt befanden, wurden im Jahre 1631 von den Schweden geraubt.

2. Die Wasser-Ungeheuer.

An der äußeren Seite der alten Klostermauer zu Neustadt ist eine alte byzantinische Blende befestigt, in welcher drei kleinere und vier größere Steine eingemauert sind. Von den Letzteren stellt der eine den Bischof Burkard dar; der andere die h. Jungfrau mit dem Kinde, der dritte Carl den Großen mit wohlerhaltener Umschrift, der vierte die Gründerin der Kirche, zu ihren Füßen ein betender Abt. Die kleineren Steine enthalten die Abbildungen von Ungeheuern. Es war nämlich einst die ganze Gegend von einem großen See bedeckt. Als dieser endlich seinen Abfluß gewonnen, blieben Wasser-Ungeheuer zurück, die nur mit großer Mühe bewältigt werden konnten. Dessen zum Angedenken wurden die Abbildungen dieser Ungeheuer hier eingemauert.

3. Kaiser Karls Gericht.

Gerechtigkeit ist ein Schatz über alle Kronn.
Dettelbacher Gerichtsprotocoll v. 1460.

Der Franken-König, Kaiser Karl der Große, verweilte häufig auf der Karlsburg, die sein Großvater Karl Martell gegenüber dem Städtchen Karlstadt gegründet hatte. Der königliche Bannforst Spechteshart auf linker Mainseite war im Norden durch die Karlsburg begrenzt und geschirmt; zu gleichem Schutze im Süden errichtete Karl der Große das Homburger Schloß. Zur Erbauung des Letztern hatte den frommen König auch der Umstand bewogen, daß in dem Felsen die Höhle sich befindet, wohin sich einst der heilige Bonifacius vor den Verfolgungen der heidnischen Priester und deren Anhänger geflüchtet hatte, von wo aus er dann das Werk der Bekehrung des Frankenlandes vollendete. Wenige Jahre vor dieser Bauunternehmung war von Karl dem Großen das Benedictiner-Kloster zu Neustadt am Main, dort, wo sich der Spechteshart am dichtesten von der linken zur rechten Mainseite zog, vollendet und demselben zum Schutz auf der nächsten Anhöhe in einer festen Burg der eigene Oheim als Schirmherr gesetzt worden. Und bei diesem verweilte Karls des Großen Gemahlin mit ihrer schönen Tochter Gertrudis, Erstere von ihm verstoßen, Letztere der Mutter freiwillig in die Verbannung gefolgt, ihr ganzes Leben der Gottseligkeit und Kindespflicht widmend.

Schon seit langer Zeit bemühte Gertrude sich, den strengen erzürnten Vater der Mutter zu versöhnen, doch all

ihr Streben war vergebens, nicht einmal eine persönliche Zusammenkunft der Eltern konnte sie erwirken. Da erhielt die trauernde Tochter vom Großoheim die freudige Kunde, daß der kaiserliche Vater zur Besichtigung der neuen Schloßbauwerke zu Karlstadt eingetroffen sei und am nächsten Tage von dort nach Homburg reiten werde. Schnell war ihr Entschluß gefaßt, für die Versöhnung der Eltern das Äußerste zu wagen. Sie begab sich mit der Mutter auf den Weg, auf welchem der Vater von Karlstadt nach Homburg kommen mußte, und dort warteten die beiden Frauen hinter einer großen Eiche versteckt die Ankunft des Kaisers ab. Sie harrten nicht lange. Mit einigen Edeln seines Gefolges sich besprechend wollte der Kaiser eben an der Eiche vorüberreiten, als plötzlich die verstoßene Gemahlin und Gertrudis sich vor ihm auf die Kniee warfen. Erregt und erzürnt darüber wollte er schon, von der erkannten Kaiserin sich abwendend, sein Pferd auf die Seite lenken, da sprang Gertrudis auf und fiel dem Rosse des Vaters in die Zügel, und, mit eifriger Rede der Mutter Unschuld und Leiden schildernd, forderte sie muthig von dem Kaiser, der selbst Gesetz und Recht wieder eingesetzt, Gerechtigkeit für die schuldlos Verstoßene, die Gerechtigkeit, welche der Gemahl versagt hatte. Strengen Ernst im Antlitze, aber Vaterliebe im Auge sagte der Kaiser ein Gericht zu und bestimmte mit wenigen Worten den Gerichtstag und zur Gerichtsstätte die Eiche, wo sie sich befanden. Darauf ritt der Kaiser nach Homburg, Gertrudis mit der Mutter ging zurück nach der Neustadt; sie kürzten mit Gebeten den Weg.

Der Tag des Gerichtes erschien. Die Gerichtsschöf-

fen, aus den Edelsten des Landes genommen, versammelten sich, der Kaiser selbst hatte sich auf der Malstätte als Kläger eingefunden, und vor die Schranken trat als Angeklagte die Kaiserin mit ihrer Tochter Gertrudis, welche der beängstigten Mutter Fürsprache führte. Nach hergebrachtem Weisthum theilten die Schöffen endlich das Recht und erkannten der kaiserlichen Gemahlin Unschuld. Der Kaiser, hocherfreut über die Unschuld der Kaiserin, vereinte sich wieder mit ihr und verordnete, daß auf dieser Stätte künftighin das Gericht des Landes sollte gehalten werden.

Der Kaiser führte seine Gemahlin heim nach der Karlsburg, die Tochter Gertrudis aber trennte sich von den Eltern und kehrte zurück nach der Neustadt, um im härenen Gewande Gott für die an der Mutter bewiesene Gnade zu danken. Schon war der Abend eingetreten, als sie Neustadt gegenüber an den Main gelangte; keine Fähre war zu sehen und doch mahnte das Brummen der Bären und das Heulen der Wölfe ringsum im Walde zur eiligen Heimkehr. In dieser Noth vertrauend auf Gott unternahm das schwache Kaiserkind das Wagstück, den Main zu durchschreiten — aber siehe! die Wellen verdichteten sich unter ihren Tritten und trockenen Fußes ging die Gottbegnadigte über den Main. Die Spuren ihres Ganges blieben zurück — und heute noch sehen die Bewohner des dortigen Thales in den von der Strömung gekräuselten Wellen des Mains die Fußtritte der Kaiserstochter.

Unweit Remmlingen in der Markung von Greußenheim neben dem Fußpfade von Birkenfeld nach Hettstadt ist die

Stätte, wo über die Kaiserin Recht gesprochen und dann nach des Kaisers Anordnung noch Jahrhunderte hindurch Gericht gehalten wurde, bis zur heutigen Stunde durch Steine gezeichnet; sie führt nicht allein im Munde des Volks, sondern auch im Flurbuche den Namen „Kaiser Karls Gericht.“

---

4. Die Geisterjagd im Neustadter Forst.

Die Klosterherren zu Neustadt versahen den Gottesdienst auf der Burg Rothenfels. Sie waren bei den gastlichen Amtleuten freundlich aufgenommen und es kam manches Mal der späte Abend herbei, bis sie die Burg verließen. Einst an einem Feiertage nach bereits eingebrochener Nacht schritt ein Klosterherr von Rothenfels am Maine hin gegen Neustadt. Da hörte er von Würzburg her lustigen Hörnerschall herüberklingen, der erst sehr entfernt war, aber schnell näher kam. Der Klosterherr lauschte festgebannt den wunderlieblichen Klängen und heller und heller ertönte es und herüber über den Main kam ein glänzender Zug, voraus reitende Jäger mit den klingenden Hörnern, dann stattliche geistliche Herren und Ritter hoch zu Roße mit dem Jagdspeer in der Faust, dann Karossen mit schönen Frauen, endlich ein großer Troß, berittene und unberittene, mit Jagdgeräthe und den Bracken an der Leine. Der Zug schwebte, ohne Land oder Wasser zu berühren, an dem erschrockenen Klosterherrn vorüber und verlor sich in dem großen Klosterwalde.

Im darauf folgenden Jahre traf sich's, daß der nämliche Klosterherr an demselben Feiertage wieder den Gottesdienst auf der Rothenfelser Burg abhielt. Auch dieses Mal ging er in der Nacht nach Neustadt. Und wieder hörte er den Hörnerklang, und wieder erschien der Jagdzug und verlor sich, wie das erste Mal im Neustadter Forst. Daheim im Kloster erzählte der Herr, was er zwei Male erlebt, und hörte, daß vor vielen Jahren eine Gesellschaft von hohen geistlichen Herren, Rittern und Frauen aus Würzburg acht Tage im Kloster sich aufgehalten, um der Jagdlust zu genießen, und daß sie selbst am Feiertage die Jagd nicht ausgesetzt hätten, weshalb sie wohl auch nach ihrem Tode die Geisterjagd abhalten müßten.

---

5. Der Bildstock bei Rothenfels.

Am Wege von dem Städtchen Rothenfels nach der Burg hinauf sieht man auf einem steinernen Bildstocke die Darstellung einer weiblichen Gestalt, die nach einem Strahl vom Himmel emporschaut. Dort hat vor vielen Jahren ein Judenmädchen, das sich zum christlichen Glauben bekehren wollte, knieend gebetet und gejammert, daß sie durch ihren Übertritt aller irdischen Güter verliere; da senkte sich plötzlich ein Strahl des Himmels auf ihr Haupt und sie vernahm die Worte: „Dafür hast du nun Gott!“ Zu dessen Gedächtniß ist dieser Stein errichtet worden.

---

6. Das Schächerloch *).

In der Mundart des östlichen Hochspessarts.

In de uralte Zeite hun als die Leut gesogt: Do daus in dem Loch uf'm Berg, do is viel Geld versteckt; wann mër des hette, do könnt sich die Gemâ ën gemâne Wald kafe. Do hun die Stâmarker gesogt: „Nô, dos Geld wern mër bald hô!" Un do sein së ëmol am 'me Dog mit ihr'm Farr naus un wollte dos Geld hole, wu in dem Loch stecke thät. Wie së nu hi kumme seî, hun së gesogt: Vor all'm müsse mër a Wach vor des Loch stelle, daß mër nit in unsere Erwet gestört wern. Un do wolle mër die drei do haus steh' losse, un die Annern un der Harr Schulz un der Haar Farr gehn in des Loch, un grobe dos Geld raus." Wie së nu im Loch worn, un die drei Wach gestanne hun, so sein uf âmol Zimmerleut kumme un hun do âgefangt, un hun Balke beschloge, un hun an Galge ufgericht. Die drei, die Wach gestanne hun, hun als zugesehe, së hun së ober nit froge derfe, wos së do mache thete, weil mër beim Geldgrobe nicks rede derf. Un die, wu dë Galge gebaut hun, hun ach nicks gesogt, bis der Galge fertig wor, un do hun së ge-

*) Das Schächerloch ist ein natürlicher Schacht im Steinmarker Gemeindewalde, der 12 Fuß senkrecht hinabsteigt und dann sich seitwärts wendet. Vor dem Schachte liegen, wie Wächter, drei große Felsblöcke.

sogt: „Nô, welle wolle mër dererscht droh' henke?“ den mit dem rothe Wammes?“ Wie dos die Wachsteher gehört hun, das mër sĕ all henke thet, sein sĕ hâm gelafe, un hun gesogt: o ihr Leut! der Harr Farr un der Harr Schulz und die Annern sein all gehenkt worn. Mâ hot ach von dene all nicks mê gehört un gesehe. Vô dere Zeit â hot mër dos Loch, „dos Schecherloch“ gehase. Aach flieht aus dem Loch vô dere Zeit, wann mër ës Vater unser bet, oder an Stâ in des Loch werft, â Vogel raus, un flieht dreimol um an rum, un flieht wieder neî. Es is â kroher Vogel un hot kan Schwanz. Wann er raus flieht, peift er allemol und wann er neî flieht, peift er ach widder. — Im Schecherloch aber wohnt der Alt, der den Euwebaam hot. Der Alt is lichtscheu, wie â Nochteül, hot feürige Agen un kreischt wie â Nochteül. Wann Aner ĕn Zweig vun dem Euwebaam kriegen könnt, der hett die recht Wünschelruth, mit der mër olle Schätz finne deht; ihr wüßt jo des Sprichwort:

Vor dem Euwe
Kâ Zauber kô bleibe.

---

7. Die Geldlöcher zu Steinmark.

In der Mundart des östlichen Hochspessarts.

Es war ĕmol zu Stâmark â Dokter, kâ storirter, sonnern â Quacksalber, der Mensche un Vieh, âs wies anner korirt hot. Der hot gemât, wann er die Kreurer zu sanne

Tränk an ëme hohe Feuertag sammele deht, so were së kräftiger. Un do is er am erste heilige Osterfeuertag, grad wies in Esselbach zum Amt zamme geleut hot, naus un hot Kreurer gesucht. Wie ër in der beste Arwet is, guckt ër ëmol uf; do steht obe am Râ ë Mann in ëm lange schwarze Rock un sieht ëm a Weil zu. Noch ëre Weil segt ër zu ëm: „Bist du nit ë dummer Kerl, daß du dich mit denne elende Kreurer plogst un miserable Tränk kochst, mit dene du Mensche un Vieh vergiffst! Wie dë die Hand rum drehst, bist dë ë reicher Mann. Do unner dem Stâgeröll leiht ë schwer Geld vergrabe, un heut is grad der recht Tag vor dë Schatz zu hebe: Du derffst nor die Stâ wecklese."

Der Quacksalber denkt bei sich: der Mann wer grob, und weil er grob wer, müßt ach was an der Sach seî. Un nu fängt ër ô, die Stâ ufzelese. Er is noch nit dief kumme, do hört ersch klingele, just als wanns Kronedahler wern, un denkt: jetzt werds kumme! — un lest un lest, daß ëm der Schwaas von der Stern duht rinne. Un wann ër mied werd, un ufhere will, do klingelts widder ärger un er schafft ufs neu.

Endlich schleicht sich die Sunn hinner ëm Spessart nunner un zu Esselbach leuts Ave Maria. Der Quacksalber hatt' ë Loch in des Stâgeröll gelese, daß er nimmer drüber naus gucke ka un immer noch kümmts Geld nit. Do verliert ër die Gedult; ër springt ëraus aus'm Loch un uf de Râ un guckt sich noch dem schwarze Mann um. Aber der is fort un weit un brat nit ze finne.

Jetzt dreht sich der Mann um nach seim Loch un do san's zwa Locher, âs so dief, wies anner. Do kömmt

dem Quacksalber ĕ Angst ô, daß ĕr sich nit ze helfe waas; dann ĕr denkt, der schwarz Mann mißt der bös Feind gewese seî — un er laaft ham, wos die Bâ laafe könne.

Dĕham erzehlt ĕr, wos ĕm bassirt is, un wie er des Geld schô hett klingele höre, un daß ersch gewiß gefunne het, wann seî Aage nit verblendt gewese wern', daß ĕr zwa Löcher gesehe hett, un nit gewüßt hett, well des recht wer. Do lacht seî Soh', der â ganz Johr in der Stadt gewese war und Lateî gelernt hot un ĕ gor ze gescheid hot seî wolle, un segt: „mir wer des nit bassirt; ich hett in ĕm Loch fortgeläse, un hett ich do drenn nix gefunne, so wär ich ins anner gestiege: in am muß doch des Geld seî?!"

„Geh naus, segt do der Vatter un machs besser, wann des Ei gescheider is, als des Hinkel!" Der Jung geht naus. Wie ĕr aber die zwa Löcher sieht, so dief, daß mĕr mahnt, es hette zeh' Mann Stâ geläse, do streubt sich' m's Hoor, daß ĕm die Kapp vom Kopp erab fellt, un er laaft no hortiger als der Alt hâm.

Un die zwaa Löcher sen heut noch, un mĕr sieht sĕ newer dem Weg, wammer vô Stâmark nocher Esselbach geht. Die Leut sagen, mĕr könnt sĕ nit ausfülle un wann mersche voll mache deht, so wärn sĕ am annern Tag widder leer.

8. Die Wetterburg.

Oberhalb Wertheim bei dem Dorfe Bettingen macht der Main eine Krümmung, die bei Eichel fast wieder zu ihrem Anfangspunkt zurückkehrt, und einen länglich schmalen Bergrücken auf drei Seiten umschließt. Auf dieser waldbewachsenen Landzunge des rechten Mainufers sieht man einen kreisförmigen Graben, hinter welchem sich ein alter Erdwall erhebt: das sind die Reste der Wetterburg, eines stolzen Grafenschlosses. Die letzte Besitzerin dieses Schlosses war so geizig, daß sie die Armen mit Hunden von ihrer Burg hetzen ließ. Um dem Zudrange der Bettler für immer zu wehren, wollte sie auch noch um die vierte Seite des Berges einen Graben ziehen lassen. Vergeblich flehten ihre Dienstleute sie an, das Unternehmen aufzugeben. Sie zog ihren Ring vom Finger und rief grollend: „So wahr ich diesen Ring nie wieder sehen werde, so wahr wird der Graben vollendet!" und warf ihn in den Strom. Aber nach wenigen Tagen fand sie den Ring in einem Karpfen wieder. Dessen ungeachtet ließ sie von ihrem Vorhaben nicht ab; da fuhr ein Blitz vom Himmel und schlug die Burg mit all ihren Bewohnern tief in die Erde hinab. Ein tiefer Abgrund birgt nun das Schloß mit allen seinen Schätzen. Schon Mancher hat sich hinab gelassen, um Gold und Edelgestein zu finden. So that einst ein Schäfer; er gelangte in einen Saal und sah dort Männer und Frauen bewegungslos zusammen sitzen. Da gerieth er in Entsetzen und klomm aus dem Bergesschoße wieder empor; als er aber ans

Licht gelangte, waren inzwischen sieben volle Jahre verflossen. Ein anderer Hirte, der in die Tiefe drang, wurde dort von einer holden Frau empfangen, die ihn durch die zahlreichen Prunkgemächer des Schlosses geleitete; als sie aber das letzte Zimmer öffnete, sah er dort nur Todtengebein und Verwesung. Auch diesem waren sieben Jahre entschwunden, als er wieder ins Freie gekommen. Jedes siebente Jahr erscheint die Burg in der Tiefe des Mains; und alsdann erblicken Sonntagskinder auf der Berghöhe einen einsamen Felsen, daran ein gewaltiger Eisenring befestigt ist, und eine tiefe Höhle nebenan. Aber noch Keiner hat sich in die Höhle gewagt. An einem solchen wunderbaren Tage hat einst ein Faßbinder sein Messer neben den eisernen Ring gelegt; da fühlte er einen unwiderstehlichen Drang zu Einschlafen. Und wie er wieder erwachte, war mit dem Ring und Felsen auch das Bandmesser verschwunden; aber als er genau nach sieben Jahren abermals hinkam, lag es wieder auf derselben Stelle.

---

9. Kreuzwerthheim.

Gerade gegenüber der Stadt Wertheim liegt auf dem rechten Mainufer der Marktflecken Kreuzwertheim, ehemals Heiligenkreuz-Wertheim genannt. Im Mittelalter wurde der Ort einstmals vom schwarzen Tod fast gänzlich entvölkert. Nur acht Bewohner blieben übrig; sie theilten alles Eigenthum unter sich und hießen fortan die Achtherren. Als von diesen acht im Laufe der Zeit der Letzte nun

auch sterben sollte, befahl er seinen Söhnen, sie sollten zum Gedächtniß des erlittenen Elends alljährlich in den Wald ziehen, dort den schönsten Baum fällen und ihn mit Weib und Kind lustig umtanzen; dann sollten sie ihn verkaufen und aus dem Erlöse mit dem ganzen Dorfe ein jubelndes Gelage halten. Die Söhne thaten nach des Vaters Willen; und bis auf den heutigen Tag feiern die braven Kreuzwertheimer auf dieselbe Weise den schwarzen Tod durch ein lustiges Leben.

VIII. Das Haßlochthal.

1. Die Karthause Grünau.

Sie will nicht Trost, sie will nicht Ruh',
Nach ihm, nach ihm nur steht ihr Sehnen.
E. Geib.

Der Graf Poppo IV. von Wertheim starb ohne männliche Nachkommen. Er hinterließ nur drei Töchter, welchen die Hälfte seiner Güter, zum Theil im Spessart gelegen, zufiel; die andere Hälfte kam an die nächsten männlichen Verwandten.

Poppos mittlere Tochter Elisabeth vermählte sich mit Gottfried von Hohenlohe. Es war dieses keine Heirath aus staatsklugen Rücksichten, wie sie in dem Hause der Wertheimer Grafen nicht selten vorkamen, sondern die Liebe hatte das Band geknüpft, das der Segen des Priesters heiligte — und es ward eine der glücklichsten Ehen Jeder Gatte lebte nur für den Andern; Gottfried, der sonst so häufig in den Forst zum Jagen oder auf benachbarte Schlösser zu ritterlichen Spielen gezogen, verweilte tagelang im traulichen Gemache bei seinem schönen Weibe;

Elisabeth übte sich dagegen im Reiten und Armbrustschießen — und bald tummelte sie ein flüchtiges Jagdroß, daß es eine Freude war, und ihr Bolzen traf das Ziel so sicher, wie der des besten Jägers. Gottfried brauchte nun nicht mehr sein Weib zu verlassen, wenn er auf die Jagd ziehen wollte, sein Weib war ihm eine treue Gefährtin.

Einst jagten sie im Spessart. In der Verfolgung eines aufgescheuchten Hirsches kamen sie aus einander, den Hirsch, wie wechselseitig sich selbst, hatten sie aus den Augen verloren. Nach geraumer Zeit hörte Elisabeth den Trab eines Thieres, sie sah dieses selbst, wenn auch undeutlich, durch dichtes Gebüsch brechen, ihr Pfeil schwirrte von der Sehne — und ein Wehelaut tönte durch die Luft. Zum Tod erschrocken eilte Elisabeth zur Stelle und fand ihren Eheherrn in seinem Blute; ihr Pfeil hatte seine Brust durchbohrt. Der Jammer der verzweifelnden Gattin konnte das fliehende Leben nicht zurückhalten; unfern des Dörfchens Grünau verschied Gottfried in Elisabeths Armen, nachdem das Glück ihrer Ehe kaum zwei Jahre gewährt hatte.

Eine Reihe von Jahren lebte Elisabeth nur dem Schmerze um den geliebten Gatten. Als die Zeit ihre lindernde Hand auf das leidende Herz legte, stiftete (1328) Elisabeth an der Stelle, wo Gottfried verschieden war, die Karthause Neuzell, die von dem daran stoßenden Dörfchen den Namen Grünau erhielt.

Elisabeth legte, obgleich sie ein sehr hohes Alter erreichte, nie den Trauerschleier ab. Sie hatte gleich bei der Stiftung die Karthause Grünau wohl bedacht, ver-

mehrte aber später noch mehrmals deren Einkommen, und die Grafen von Wertheim unterstützten sie reichlich dabei.

Die Karthause blühte, bis die Reformation eintrat. Der letzte Werthheimer Graf, Michael III., der den neuen Glauben angenommen hatte, gab ihr den Todesstoß, indem er ihr einen großen Theil ihrer Güter entzog und sie auch sonst beschränkte; sie erhielt sich indessen doch noch bis zum Jahre 1803, wo sie das Loos so vieler anderer Klöster theilte. Sie ist nun das Eigenthum der Fürsten von Löwenstein; ein Theil der Klostergebäude ist niedergerissen, der Rest wird von dem Gutspächter bewohnt. Aber diese Trümmer, eingezwängt zwischen hohen Bergen, auf zwei Seiten von fischreichen Seen umflossen, sind auch jetzt noch ein Bild klösterlicher Abgeschiedenheit — und wenn das Glöcklein vom bescheidenen Thurme ertönt, meint man immer noch, es müsse der Chorgesang der Mönche aus dem Kirchlein erschallen.

---

2. Die St. Markus-Kapelle.

Unterhalb Kreuzwertheim liegt Haßloch, jetzt ein mäßiges Dorf, ehemals ein stattlicher Ort mit einem festen Schlosse. Kaiser Karl IV. hatte im Jahre 1357 Macht und Gewalt gegeben, daß aus Haßloch (Haselo) eine Stadt gemacht werde, die gleiche Privilegien, wie Frankfurt haben solle; Karls gute Absicht wurde aber nicht vollführt — und das Schloß zerfiel und seine Stätte ist kaum noch erkennbar im nahen Walde.

Wenn man von Haßloch das enge, frische Wiesenthal des Hasselbachs hinauf wandelt, erblickt man etwa drei Viertelstunden von Haßloch entfernt an dem Fuße eines Berges die St. Markus-Kapelle. Die Stille der romantischen Landschaft, nur von dem leisen Geflüster der nahen Quelle und dem Pochen des unfern gelegenen Hammerwerkes unterbrochen, lädt zur Andacht ein; aber die Kapelle liegt in Trümmern und das Brustbild des heiligen Markus, das die Kapelle geschmückt hatte, steht vor der Pfarrkirche zu Unterwittbach in einer Nische. Die Kapelle verdankte ihre Entstehung dem Wertheimer Grafen Johann mit dem Barte. Der liebte die Jagd so leidenschaftlich, daß er selbst den Tag des Herrn mit dem wilden Treiben des Weidwerkt entweihte. Sogar am Osterfeste ließ er davon nicht ab; da sprang ein weißer Hirsch vor ihm auf und lockte den verfolgenden Jägersmann immer weiter und tiefer in den dichten Wald. Es wurde Nacht; der Graf sank schier verschmachtend zur Erde. Da gedachte er sehnsüchtig seiner lieben frommen Hausfrau, die ihn oft so flehentlich gewarnt vor dem gottlosen Übermaße der Jagdlust. Und plötzlich, wie innige Reue in ihm erwachte, hörte er neben sich ein Brünnlein rauschen; und als er gelabt und gestärkt nun weiter schritt, schallte ein Glöcklein vor ihm — immer vor ihm her, bis ihn der fromme Klang wieder auf seine Burg heimführte. Zum Dank für die wunderbare Errettung baute der Graf an der Stätte, wo die Quelle ihm geflossen, eine kleine Kapelle, die er dem h. Markus widmete.

---

3. Das Bannkraut.

Eher in die heiße Hölle,
Als noch einmal an die Stelle.
Die Ahnfrau v. Grillparzer.

Im Waldesdunkel auf gewissen Berghöhen wächst ein Kraut, das allen Zauber löst. Wo ein Anderer nur einen Haufen glühender Kohlen erblickt, sieht der Besitzer des Krautes blankes Gold — und was das Kraut berührt, ist der Gewalt der Erdgeister entzogen. Darum bewachen sie auch das Kraut, und obwohl sie nicht im Stande sind, geradezu dessen Abbrechen zu verhindern, so wissen sie doch dem, der es sucht, so vielen Spuck in den Weg zu werfen, daß er nur selten zu seinem Ziele gelangt. Und das Kraut ist nur einmal im Jahre, in der heiligen Christnacht, während es zwölf Uhr schlägt, zu brechen und es darf der, welcher es holt, auf dem Wege nicht beschrieen werden und er muß stumm bleiben, bis er wieder heimgekommen.

Es ist nicht gar lange, da lebte zu Faulenbach ein Mann, der war ganz erpicht auf Dinge, die man weit besser unerforscht läßt. Er suchte auf den Friedhöfen in die Geheimnisse des Jenseits einzudringen, er spürte an verrufenen Orten den unheimlichen Wesen nach, die da hausten, und kein Zaubermittel, kein bannender Spruch war ihm unbekannt. Aber sein Ziel, ein reicher Mann zu werden, hatte er noch nicht erreicht. Er war Wirth und wußte recht gut, daß es, wenn in der h. Christnacht um zwölf Uhr der junge Wein aus dem Fasse steigt, ein gutes,

wenn er aber sinkt, ein schlechtes Weinjahr bedeutet, aber er hatte nicht hinreichend Geld, um im letzteren Falle zu rechter Zeit erkleckliche Weinvorräthe einzukaufen. Er wußte auch, daß zu derselben heiligen Zeit aus gewissen Quellen Wein fließt, allein in den wenigen Augenblicken in welchen die Mitternachtsglocke schlägt, läßt sich nicht viel Wein schöpfen, und es ist eben auch damit nicht zu scherzen: war doch kurz vor jener Zeit erst ein Mann dabei sehr übel gefahren. Der hatte auch in der heiligen Christnacht eine Quelle, wo Wein fließen sollte, glücklich unbeschrieen erreicht, und als es zwölf Uhr schlug, trank er und rief freudig aus:

Alleweil *) trink ich Wein!

Aber ein Krallenfuß packte ihn, der das Gebot des Schweigens gebrochen hatte, am Genick, eine Donnerstimme rief:

Alleweil bist Du mein!

und der Mann ward nicht mehr gesehen.

Dem Faulenbacher Wirth war bekannt, daß auf dem Kühlberge das Kraut wuchs, das allen Zauber löst. So sehr es ihm nach seinem Besitze gelüstete, hatte er doch lange gezögert, es zu holen, denn er sah voraus, daß er mit allen Schrecken der Unterwelt zu kämpfen haben werde, wenn er es erlangen wollte. Endlich aber überwand die Geldgier alle Bedenklichkeiten und in der nächsten heiligen Christnacht machte er sich auf den Weg.

Der Kühlberg ist ein mäßiger Berg zwischen Faulenbach und Stadtprozelten; die Aussicht ist dort prachtvoll,

*) Jetzt.

aber der Boden ist schlecht und nährt nur nothdürftig traurige Kiefern; in ihrem Schatten wächst das Zauberkraut.

Der Mann hatte den Wald kaum betreten, da wälzte sich ihm ein Ding entgegen, das er nicht recht zu erkennen vermochte, das aber so greulich war, daß es auch einem beherzten Manne Schrecken einjagen konnte. Aber er ließ sich nicht einschüchtern und als das Ungethüm bis zu seinen Füßen kollerte, faßte er sich schnell und sprang darüber weg. Ohne sich umzusehen eilte er weiter, aber bald trat ihm in der Enge des Weges ein schwarzer Mann entgegen, hoch wie ein Kirchthurm. Neben vorbei war kein Raum und an das Überspringen war ohnehin nicht zu denken; der Riese kam mit so gewaltigen Schritten auf ihn los, daß seine Beine gleichsam einen Thorbogen bildeten — und schnell schlüpfte der Mann durch und kam unverletzt davon. — Schon nahte er sich der Stelle, wo das gesuchte Kraut wachsen mußte und er glaubte sich schon am Ziele, als von allen Seiten Kriegsknechte zu Roß und zu Fuß heranrückten und drohend gegen ihn die Waffen schwangen. Er ließ auch da seinen Muth nicht sinken und schlüpfte bald an einem Reiter, bald an einem Fußknechte vorbei; aber es stellten sich ihm stets neue Schaaren entgegen — und als sich endlich ihre Reihen lichteten und er eben den Letzten hinter sich hatte, schlug es zwölf Uhr. — Der Spuck verschwand, aber auch die kostbare Zeit war verschwunden und unverrichteter Dinge und todesmatt schlich der Mann seiner Heimath zu.

Als am andern Morgen den Mann, der den tiefen Schlaf gänzlicher Erschöpfung schlief, seine Leute wecken wollten, bebten sie erschrocken zurück, denn die einzige

Nacht hatte aus dem kräftigen Manne im besten Lebensalter einen hinfälligen Greis mit weißen Haaren gemacht. Er hat seinen Verwandten, deren Kinder zum Theil noch leben, oft die Geschichte zum warnenden Beispiele erzählt.

---

4. Stadtprozelten.

Du altes Schloß, wie bist du still geworden,
Und schollst so laut einst von der Lust Accorden!
Wie ist der helle Schmuck dir abgefallen,
Und glänztest einst die herrlichste von Allen!

E. Geibel.

Die Burg bei Stadtprozelten hieß ursprünglich nicht Prozelten (Bradselten), sondern Lauffenberg, hatte aber diesen Namen schon im dreizehnten Jahrhunderte verloren. Sie hatte verschiedene Herren, die Edlen von Klingenberg, die Grafen von Hanau und Wertheim, endlich die Grafen von Eberstein. Die Burg war eine der schönsten und stärksten in Deutschland und zählte im 15ten Jahrhundert 25 Burgmannen; unterirdische Gänge verbanden sie mit Stadtprozelten und Faulenbach.

Im Anfange des 14ten Jahrhunderts hatte der deutsche Orden den größten Theil von Prozelten durch Kauf erworben. Der damalige Großmeister Siegfried von Feuchtwangen war entzückt über die Schönheit der Burg; er ließ sie noch mehr befestigen und machte es allen künftigen Besitzern zur heiligen Pflicht, die Burg niemals verfallen zu lassen.

Der Antheil der Grafen von Wertheim kam durch Kunigunde, eine Erbtochter des Grafen Boppo von Wertheim, auf ihren Gemahl, den Grafen Heinrich IX. von Henneberg, und später auf seinen Vetter, den Grafen Friedrich. Letzterer starb im Jahre 1422, und hinterließ eine Wittib, Elisabeth, die auch ihrer Geburt nach eine Gräfin von Henneberg war.

Elisabeth von Henneberg bewohnte die Burg bei Prozelten ganz allein. Sie war kinderlos und es ward ihr unheimlich in den weiten Räumen, die ihre mäßige Dienerschaft nicht auszufüllen vermochte; sie beschloß deshalb ihren Wohnsitz nach Stadtprozelten zu verlegen und führte dieses eines Tages auch aus und verließ mit allen ihren Leuten die Burg. In derselben Nacht um 12 Uhr stand diese hell erleuchtet da und diese Beleuchtung wiederholte sich in den folgenden Nächten zur nämlichen Stunde. Beherzte Männer begaben sich auf die Burg, um sich zu überzeugen, ob die Beleuchtung nicht Menschenwerk sei; aber sie fanden Niemanden und das Licht verbreitete sich durch die öden Gemächer, ohne daß man wahrnahm, von wo es ausging. Da erinnerte man sich des alten Großmeisters und seines Gebotes, daß der Besitzer nie die Burg verfallen lassen solle; durch den Abzug der Gräfin Elisabeth war ja der erste Schritt zum Verfalle der Burg geschehen. War aber der Gräfin Elisabeth schon vorher der Aufenthalt in der Burg misliebig gewesen, so konnte sie es jetzt, wo die Schauer der Geisterwelt dort herrschten, noch weniger über sich gewinnen, ihren Wohnsitz wieder darin zu nehmen. Sie überließ ihren Antheil an der Burg und alle damit verbundenen Besitzungen dem

schon früher gestifteten Hospitale zu Stadtprozelten; die Erscheinungen hörten auf und Elisabeth lebte ungestört zu Stadtprozelten von den Einkünften, die ihr aus andern Besitzungen verblieben waren, die sie aber größten Theils zu Werken der Wohlthätigkeit und Frömmigkeit verwendete. Geehrt und geliebt von Allen fand sie im hohen Alter ein seliges Ende und noch lange gedachten die Stadtprozeltener dankbar an „'s gut Schloßfräle", und heute noch ist die edle Hennebergerin nicht ganz vergessen. Das rohe Steinbild, das ihr Grab deckte, wurde aus der alten in die neuere, im Anfange des 17ten Jahrhunderts erbaute Kirche versetzt.

Von dem Abzuge der Gräfin Elisabeth an begann, wie des Großmeisters Geist vorausgesehen, der Verfall der Burg; was die Zeit nicht vermochte, thaten die Franzosen im Jahre 1688. Die Burg liegt in Trümmern; aber auch ihre Trümmer sind noch ehrwürdig und ein Schmuck des Mainufers.

---

5. Die Rüdte von Kollenberg.

Das sind ja Gott geringe Sachen
Und gilt dem Höchsten Alles gleich,
Den Reichen arm und klein zu machen,
Den Armen aber groß und reich.

Altes Lied.

Will Einer die schönen Verse des oft gesungenen Liedes von den deutschen Burgen verstehen:

„Ihre Dächer sind gefallen,
„Und der Wind streicht durch die Hallen.
„Wolken ziehen drüber hin."

so muß er den Mainstrom hinabfahren, und den Collenberg sich ansehen, ein altes Schloß, das auf dem rechten Mainufer 3 Stunden unterhalb Wertheim liegt. Die Ringmauer liegt in Trümmern, aber der steinerne Giebel des Wohnhauses hebt sich noch wohlerhalten in die Wolken, und durch die leeren Fensterstöcke sieht man das Blaue des Himmels leuchten. Auf besonderen Reichthum der ehemaligen Bewohner lassen die Ruinen des Schlosses nicht schließen: es scheint weniger eine Burg, als ein festes Wohnhaus gewesen zu sein, wie man es in jenen Zeiten zu Schutz und Trutz sich zu bauen pflegte. — Kühner und trotziger erhebt sich eine gute Stunde abwärts auf dem linken Stromufer eine andere Burg, der Freudenberg. Sie liegt auf einem steilen Berg und schaut selbst in ihren Trümmern noch übermüthig stolz herab auf das Städtchen, das, nach ihrem Namen genannt, am Fuße des Berges liegt. Aber die Zerstörung vollendet auch an ihr rastlos ihr Werk, wie die über den Bergabhang herabgerollten Trümmerblöcke beweisen. — Wer nun die Kunst versteht, den Fährleuten, die gar häufig ihrem berühmten Standesgenossen, dem „grimmen Donaufergen" der Nibelungen nicht unähnlich scheinen, die schweigsame Zunge zu lösen, wird leicht von ihnen folgende Geschichte zu hören bekommen:

Einst liebten zwei Ritter ein armes, aber sittsames Mägdlein, der eine der Herr von Kollenberg, der andere ein stolzer Graf von Wertheim. Als nun der Kollenberger sein Schloß gebaut hatte, trat er vor die Jungfrau, gab ihr ein Röslein und sprach: „Wollt Ihr mein Gemahl werden, ist dieses Haus euer eigen. Schaut zu, ob ihr

mich lieben könnt, und über drei Tage sagt mir die Antwort!" Am selben Tage erschien auch der Graf von Wertheim, ließ ein seiden Kleid vor die Jungfrau bringen und sagte: „Euere Schönheit und Tugend ist in aller Welt bekannt, soll aber nicht länger ungelohnt bleiben, sondern ich will Euch heimführen in mein Schloß zu Wertheim, und Euch zu meinem ehelichen Gemahl machen. In drei Tagen werd' ich kommen und Euch heimholen."

Nach drei Tagen kamen die Beiden, der von Kollenberg und der von Wertheim, vor der Jungfrau Haus und wollten Bescheid. Diese aber kam und trug das Röslein in der Hand, ging an dem Grafen von Wertheim und seinem Gesinde vorüber, gab dem Kollenberger die Hand und sagte: „Euch will ich und keinen Andern!" So ward sie nun des Kollenbergers Weib, zog mit ihm auf sein Schloß, und obwohl sie keinen Überfluß mit einander hatten, lebten sie doch sehr glücklich und zufrieden.

Der Graf von Wertheim konnte es aber nicht verwinden, daß ihm der Kollenberger war vorgezogen worden, und damit das Weib, das ihn verschmäht hatte, täglich ihren Unverstand vor Augen hätte, sagte er frevelnd: „Nun wollen wir das Stücklein vom reichen Mann und dem armen Lazarus aufführen!" baute weiter unten am Main ein stolzes herrliches Schloß und nannte es Freudenberg. Dort heirathete er eine reiche Landgräfin, die nach einem Jahre ihm ein Söhnlein gebar, lebte mit seinen Gesellen Tag für Tag in Saus und Braus, und wenn er sich mit seinen Gästen wohl sein ließ mit Singen und Trinken bis in die späte Nacht, deutete er hinauf auf den Kollenberg und sagte: „Jetzt wird des Hungerleiders Weib merken,

wo man herrlich und in Freuden lebt." Wann er aber hie und da einmal in ihre Nähe kam, ließ er sich nichts merken, sondern that freundlich gegen sie und viel demüthiger als ehemals.

Nun begegnete einst dem Grafen, als er auf der Jagd war, ein Zigeunerweib und sagte, wenn er sie gewähren lasse, wolle sie es doch noch dahin bringen, daß des Kollenbergers Weib ihm hold werde. Das gefiel dem Grafen sehr wohl, weil er dadurch an dem Kollenberger sich rächen wollte, und sandte das Weib mit einer feinen goldenen Kette auf den Kollenberg nebst einem freundlichen Gruß an die Herrenfrau, und bat um ihre heimliche Gunst. Diese aber verwies ihm mit herben Worten sein böses Ansinnen, und als das Zigeunerweib gleichwohl noch öfter erschien und sein Begehren vorbrachte, drohte ihr die Frau im höchsten Zorne, daß sie, falls sie sich noch einmal das Schloß zu betreten unterfinge, mit Hunden sie hinaushetzen werde. Da lachte die Zigeunerin grimmig und sprach: „Mit Hunden, du Bettlerin? Es soll ein Wort sein. Ich will dir selber die Hunde dazu schaffen, und das sogleich wie du jetzt in die Wochen kommst!"

Als der Graf von Wertheim sah, daß sein böses Vorhaben nicht glücken werde, gerieth er in großen Zorn, und beschloß nicht eher zu ruhen, als bis er den Kollenberger von Land und Leuten gebracht. Er fing einen Streithandel mit ihm an über die Kirschhöfe, die er als sein Eigenthum in Anspruch nahm, und als er den Handel verloren, ließ er sich dadurch nicht irre machen, sondern trieb des Kollenbergers Leute aus, und nahm die Höfe mit Gewalt in Besitz. Dieser wollte sich's nicht gefallen

lassen, sondern brachte so viel Leute auf, als er konnte, und wollte ritterlich mit ihm kämpfen.

Als er auszog von seinem Schlosse, war sein Weib gerade ihrer ersten Niederkunft nahe. Das Weib hatte die Rede der Zigeunerin nicht aus dem Sinne bringen können, und so geschah es, als sie in Abwesenheit ihres Mannes gebar, daß sie zwei kohlschwarze Hunde zur Welt brachte. Entsetzt darüber und kaum wissend, was sie that, gebot sie ihrer Magd, die Hunde in einen Sack zu thun, und ehe ihr Mann heimkehrte, sie in den Wiesenbrunnen am Main zu versenken.

Dieser war aber an demselben Tag mit dem Grafen von Wertheim handgemein geworden und hatte im Streit alle seine Leute verloren. Zwar hatte er selber den Grafen vom Pferde gerannt und ihm einen Schwerthieb über den rechten Arm gegeben, aber der Feinde waren zu Viele gewesen, und er war allein zuletzt aus dem Streite entronnen. Als er nun traurig und kampfesmüde den Main heraufkam, begegnete ihm die Magd, wie sie eben die Hunde nach ihrer Herrin Gebot in den Brunnen werfen wollte. Die Magd erschrack auf den Tod, als sie sein ansichtig ward; er aber fragte: „was trägst du da?“ Sie wollte leugnen und Ausflüchte machen, endlich aber erzählte sie ihm die ganze traurige Geschichte.

Da sagte der Ritter: „Heute habe ich mein rechtmäßig Eigenthum und all meine Getreuen im ehrlichen Kampfe verloren, das ist Unglücks genug, nimmermehr kann ich glauben, daß Gott einen Menschen, den er selber mit seiner Ruthe geschlagen hat, auch noch dem Teufel zum Spotte werden läßt!“ So trat er hinzu, und machte den

Sack auf im Namen Gottes. — Siehe! da waren statt der kohlschwarzen Hunde zwei schöne Knäblein darinnen, die streckten die kleinen Hände nach dem Ritter aus und lachten, daß sein trauriges Gemüth wieder fröhlich ward — und er nahm die zwei Knäblein, trug sie die Treppe hinauf in's Zimmer seiner Gemahlin, und sagte lächelnd: „Da schau dir deine zwei Rüdten erst noch einmal an, bevor du sie ins Wasser werfen läßt, dann thu, wie Dir gefällt!"

Am Abend kehrte auch der Graf von Wertheim zurück auf den Freudenberg. Als man dort des Kollenbergers Niederlage vernommen, war großer Jubel. Die Landgräfin hatte das Thor festlich geschmückt, stand unter dem Eingange und hielt ihm sein Knäblein entgegen, dem sie ein purpurnes Kleid angethan und die goldene Kette umgehängt hatte, die er einst durch die Zigeunerin dem Weibe des Kollenbergers angeboten hatte. Der Graf nahm das Kind auf seine Arme, schritt stolz mit ihm voran in den Schloßsaal, hielt es dort zum Fenster hinaus und sprach: „Siehe, jetzt ist das Alles, soweit dein Auge reicht, dein Erbe!" Da zuckte es den Grafen in den Arm von dem Schwertschlage, den ihm der Kollenberger gegeben, seine Hand öffnete sich und ließ das Kind los. Das stürzte schreiend hinunter und blieb zerschellt und blutend auf einem Felsstück liegen.

Am folgenden Tag ließ der Graf dem Kollenberger sagen, er solle seine Höfe wieder in Besitz nehmen, legte dann sein zerschmettertes Kind in einen Sarg, und hieß die Leiche nach Wertheim zur Gruft geleiten. Hinter dem Sarge ging die Landgräfin und die Leute des Grafen.

Als alle durch das Thor waren, erschien zuletzt auch der Graf und schloß eigenhändig das Thor zu. Als er aber herunter an den Main gekommen war, schleuderte er den Schlüssel mitten in den Strom, kehrte sich zur Burg hinauf, auf der eine große schwarze Fahne aufgesteckt war, und rief: „Freudenberg bist du genannt, aber die Bosheit hat dich gebaut, darum bist du eine Trauerburg worden, dich soll mein Fuß nie mehr betreten!" — So ist das Schloß zerfallen.

Des Kollenbergers Söhne aber wurden groß, stark und tapfer, und dienten in dem Heere des Kaisers, und da der Kaiser Kunde bekam von dem, was sich mit ihnen begeben, gab er ihnen einen schwarzen Hund zum Wappen, und gebot, daß zum ewigen Gedächtniß sie und ihre Nachkommen die „Rüdte von Kollenberg" sich nennen sollten.

So ist's gehalten worden bis auf den heutigen Tag.

6. Der Schatz auf dem Kollenberge.

Als die Burg Kollenberg verfallen, und das dabei gelegene Dorf gleichen Namens längst verschwunden, war auf dem Schlosse noch die Wohnung des mainzischen Försters. Der Förster war ein freundlicher Mann, mit dem die Leute gern verkehrten, und so kam es, daß die Mädchen und Jünglinge von Fechenbach und Dorfprozelten, obwohl beide Orte fast eine halbe Stunde vom Kollenberge entfernt sind, an hellen Winterabenden die Spinnstube bei dem Förster besuchten.

Einst verließ ein junger Mann aus Dorfprozelten die Försterswohnung, um sich nach Hause zu begeben. Es war zwar spät in der Nacht, allein der Mond gab ein so helles Licht, wie wenn es Tag gewesen wäre. Auf einmal befand sich der junge Mann, er wußte selbst nicht wie, in einem weiten gewölbten Gemache. Dort saß ein altes Mütterchen, und spann beim Mondenschein an einer Spindel. Bei seinem Eintritte kam ihm das Mütterchen entgegen und sprach: „Sei mir willkommen, recht willkommen! Ich habe dich schon viele, viele Jahre erwartet; du wirst mich erlösen und der Ruhe zuführen, die ich so lange schon ersehne. Du siehst hier eine Truhe; nimm in deine Rechte diesen Blumenstrauß und hebe mit der linken den Deckel von der Truhe. Wenn du dieses vollbracht hast, bin ich erlöst, und es wird auch dein Schade nicht sein.“ Dabei gab sie ihm, obgleich es Winter war, und fußhoher Schnee lag, einen Strauß frisch gepflückter, duftender Blumen. Dem Jünglinge ward es zwar unheimlich bei dem, was er sah und hörte, aber er nahm doch den Strauß und schritt der großen eisernen Truhe zu, die in einer Ecke des Gemaches stand. Als er den Deckel ergreifen wollte, erhob sich auf ihm ein großer, schwarzer Hund und wies ihm die Zähne. Voll Entsetzen wich der Jüngling zurück, aber das Mütterchen sprach: Fürchte dich nicht! So lange du den Strauß in deiner Rechten hältst, kann dir der Böse nichts anhaben; drum laß den Strauß nicht fallen, sonst ist das Werk vereitelt, und ich muß abermals auf meine Erlösung harren, bis wieder ein Jüngling kommt, geboren unter den gleichen Sternen, die bei deiner Geburt leuchteten. Aber zu dem Eichbaume,

der die Bretter zu der Wiege jenes Mannes liefern wird, ist die Eichel noch nicht gesteckt. Fasse Muth und denke, daß es sich um mein ewiges und um dein zeitliches Glück handelt!" Der Jüngling empfahl sich seinen Heiligen, hielt den Strauß vor sich und ergriff mit der Linken den Deckel der Truhe; heulend entfloh der Hund. Der Deckel gab nach, war aber so schwer, daß ihn der Jüngling kaum mit der einen Hand bewegen konnte. Er wollte nun dem Dinge schnell ein Ende machen und sich mit der anderen Hand helfen und ließ deshalb den Strauß fallen. Da schlug der Deckel, der sich schon etwas erhoben hatte, mit donnerähnlichem Krachen zu und die Truhe, das Mütterchen, das Gemach, Alles war verschwunden, und der Jüngling befand sich wieder auf dem Wege nach Dorfprozelten, hat auch niemals mehr den Eingang zu dem gewölbten Gemache gefunden.

Viele Jahre vergingen, die Försterswohnung wurde baufällig und verlassen, und die späteren Förster wohnten in dem Försterhause, das man an dem Fuße des Kollenbergs errichtet hatte und das noch steht. Einst hatte der Sohn des Försters einen Eichbaum zu Brennholz gefällt und dabei ein altes Goldstück gefunden; es war ihm darüber nichts eingefallen, am Abende aber strahlte der Kollenberg im hellen Lichte, als wenn dort Alles in Flammen stünde. Die ganze Familie des Försters sah es, aber Niemand getraute sich auf den Berg.

Vom Tremhofe aus hat man in späteren Zeiten öfters an der Mauer des Kollenberges eine Thüre wahrgenommen, die wagrecht getheilt war, wie häufig die Hausthüren an den Bauernhäusern. Wenn man sich indessen

die Stelle noch so genau merkte und dann den Kollenberg bestieg und die Thüre suchte, fand man keine Spur davon. — Der den Schatz heben kann, wird wohl noch nicht geboren sein.

---

7. Der Engelsberg.

Da oben liegest du in Gottes Frieden,
Prunklose Kirche, ew'ger Ruh' erfüllte,
Auf Erden schon vom Irdischen geschieden.
König Ludwig.

Eine starke halbe Stunde unterhalb Miltenberg, aber auf dem rechten Mainufer, liegt ein steiler Vorsprung des Spessarts, der Engelsberg — auf ihm eine Kapelle mit einem Klösterlein, zu welchem man von Großheubach auf 670 Staffeln gelangt. Die Kapelle ist im Anfange des fünfzehnten Jahrhunderts zu Ehren des h. Erzengels Michael und aller andern Engel erbaut worden. Die Erbauer hatten nicht die Absicht, die Kapelle da zu errichten, wo sie jetzt steht, sondern an einer anderen Stelle des Berges und es waren hier bereits Steine und Bauholz aufgefahren, allein in der Nacht trugen die Engel Holz und Steine auf den jetzigen Bauplatz. Und wenn die Engel ein irdisches Haus haben wollten, konnte es nirgends schöner stehen, als da, wo es sich jetzt befindet. Rings um den Berg liegt eine Landschaft, wie der Garten Gottes, und der trunkene Blick weiß nicht, soll er auf der entzückenden Nähe haften oder soll er in die herrliche Ferne schweifen. Darum senken sich auch himmlische

Lichter auf den Bau herab, Engels-Harmonien umtönen den Berg und sichtbar wandeln die Engel in der Kapelle.

Auf der Stelle, wo der Bau zuerst hatte errichtet werden sollen, eine halbe Stunde hinter der Michels-Kapelle, wurde später die Mariahilf-Kapelle gebaut. 145 Treppen führen von dem Fuße des Bergs zu dieser Kapelle und 116 von da auf den Engelsberg.

In der Michels-Kapelle steht ein gnadenreiches Muttergottesbild, die h. Maria zu den Engeln, der von den zahlreichen Wallfahrern aus der Nähe und Ferne eine besondere Verehrung gewidmet wird.

Früher stand bei der Michels-Kapelle nur ein kleines Haus, die Wohnung des Kirchendieners. Im Jahre 1629 erhielten die Kapuziner die Erlaubniß, sich auf dem Engelsberge anzusiedeln und diese errichteten in den darauffolgenden Jahren das kleine Kloster, das seit des Jahres 1829 von den Franziskanern bewohnt wird.

IX. Das Elsavathal.

1. Die hohe Wart.

Die hohe Wart ist eine mäßig große Waldung, fast in der Mitte zwischen den Ortschaften Oberbessenbach, Hessenthal, Neudorf, Völkersbrunn, Leidersbach, Ebersbach und Soden gelegen, und gehört etwa zur Hälfte der Stadt Aschaffenburg, zur anderen Hälfte mehreren Gemeinden des Vorspessarts.

In diesem Walde hauste von jeher allerlei Spuck. Die Waldmeister, welche das Gemeindegut veruntreuten, die Vierrichter, welche falsche Steine setzten, die Holzdiebe, die gewissenlosen Holzarker, wandern in der hohen Wart; insbesondere treiben die Vierrichter ihr Wesen um den sogenannten Dreimärker, den Grenzstein, welcher die hohe Wart von der Gemarkung Volkersbrunn und dem gräflich ingelheimischen Walde scheidet.

Ein Mann von Hessenthal ging einst in der Nacht von Obernburg nach Hause. Als er an das Hohenwarthäuschen kam, stand ein grauer Mann da, der ihm auf den Rücken sprang und sich bis an das erste Haus von Neudorf tragen ließ. Da sprang er ab und sagte: „Wenn

du wieder in der Nacht am Hohenwarthäuschen vorübergehst, so mache hübsch ein Kreuz."

Der Klosen-Jockel von Neudorf fuhr Nachts mit seinen Ochsen die Lamstershöhle hinaus gegen die hohe Wart, wo sein Wagen mit Holz beladen stand; er wollte ihn nach Obernau führen. Als er dem Gründchen gleich war, erschollen Hundegebell, Schüsse und Jagdgeschrei, wie wenn eine Treibjagd abgehalten würde. Zugleich erhob sich ein solcher Wind, daß der Klosen-Jockel mitsammt seinen Ochsen aus dem Wege über das Feld hinweg geblasen wurde, bis an die sogenannte Kühruhe, die eine halbe Stunde vom Gründchen entfernt ist. Dort erst kam er wieder zu sich und setzte nun seinen Weg in die hohe Wart fort; das Jagdgetöse aber hörte er noch lange.

Der Hocken-Schmied von Hessenthal ging am hellen Tage von Kleinwallstadt durch die hohe Wart nach Hause. Als er an die Grenze zwischen der hohen Wart und der Hessenthaler Markung kam, sprang ihm ein Pferd ohne Kopf auf den Rücken und fuhr mit ihm bis zum Erlenbrunnen. Dort lag ein Tränktrog für das Vieh, woran sich der Mann fest anhielt und mit einer Hand Wasser über seinen Rücken auf das Pferd warf. Da sprang es ab und war verschwunden.

In der Nacht vor Pfingsten hüteten mehrere Neudorfer Bauern in dem Districte Häuschenschlag und zwar in einer jungen Cultur, wo das Vieh den größten Schaden anrichtete. Die Bauern hatten sich unter eine Buche gelegt, um zu schlafen, allein um Mitternacht erhob sich in den Aesten der Bäume ein fürchterlicher Lärmen, als wenn Alles kurz und klein gebrochen würde und herab

stürzte und Menschen und Vieh erschlüge. Voller Angst eilten die Frevler mit ihrem Vieh aus dem Walde.

Im Sohlschlage weideten einst zwei Bauern von Völkersbrunn nächtlicher Weile ihr Vieh. Da kam ein großes schwarzes Thier, ähnlich einem Hund, bei dessen Anblick das Vieh zu brüllen anfing und unaufhaltsam nach Völkersbrunn lief.

Ein städtischer Förster kam auf seiner Runde einst auch in den Distrikt Rothenabt. Da hörte er Holz mit dem Waldhammer schlagen. Er ging dem Laute nach, sah aber Niemand, und nun hörte er bald vor, bald hinter sich schlagen, daß es ihm, obwohl er ein beherzter Mann, ganz unheimlich ward.

Und so gibt es noch eine Menge Geschichten, welche beweisen, daß es in der hohen Wart nichts weniger, als geheuer ist.

---

2. Das Spatzenbild.

Eines Tages ging ein Bauer von Hessenthal aus der Stadt nach Hause und nahm seinen Weg über die hohe Wart. Er hatte den Weg schon oft gemacht, achtete deshalb nicht darauf und ging in seinen Gedanken hin. Auf einmal hört er in der Luft ein fürchterliches Geschrei, blickt auf und sieht zwei Raben in einem verzweifelten Kampfe mit einander. Sie steigen auf und sinken nieder, lassen sich aber nicht aus und zerfleischen sich mit ihren starken Schnäbeln. Der Bauer bleibt stehen und will

abwarten, was aus der Geschichte wird. Es dauert nicht lange, so wird der Kampf immer schwächer und der eine Rabe fällt unfern von dem Bauer todt zur Erde und gleich darauf auch der andere. Der Bauer will sich die todten Raben besehen, die nur ein Paar Schritte von ihm auf der Haide liegen müssen: sie sind aber Beide verschwunden. Da fällt dem Bauer ein, daß er an der Stelle ist, wo sich vor vielen Jahren zwei Männer in der Hitze des Streites erschlugen; dahingeschieden in ihren Sünden ohne Reue und Buße mochten sie keine Ruhe im Grabe gefunden haben. Der Bauer ließ zu dessen Gedächtniß und daß die Wanderer ein frommes Gebet für die Erschlagenen beten möchten, einen Bildstock dorthin setzen, welcher die Aufschrift hat:

HANS H
ENRICH S
PATZ
VON HE
SLENDA
HL 1745.

Das Spatzenbild steht an dem Wege von Dörmersbach in die hohe Wart unfern der Letztern.

3. Hessenthal.

Fromme Christenpilger ziehen
Zahllos nach dem Kirchlein hin,
Andachtschwellend ihre Herzen,
Himmelwärts gelenkt den Sinn.
Theod. Mügge.

In einem schmalen Wiesenthale, das ein krystallheller Quellenbach durcheilt, liegt das Dorf Hessenthal. Es ist jetzt noch klein und der Wald zieht von allen Seiten nahe genug heran, aber in alten Zeiten befanden sich gar nur einige Köhlerhütten an seiner Stelle und rings um war Alles mit Bäumen und Büschen bewachsen; es ist nicht über Menschengedenken, daß der Forst noch bis an die letzten Häuser des jetzigen Dorfes reichte. Es gab dort so viele Hasselnußsträuche, daß der Ort davon den Namen erhielt, denn ehmals hieß er Hasselthal, dann Hesselnthal — und erst in neuerer Zeit sagt man der bequemeren Aussprache wegen Hessenthal.

Die Straße von Aschaffenburg nach Würzburg zieht an Hessenthal vorbei. Auf dem Wege, der von dieser Straße durch die hohe Wart in die oberen Maingegenden führt, ritt vor langen Jahren ein Ritter. Neben dem freundlichen Reiter ging ein Köhler im traulichen Gespräche. Er erzählte dem Ritter eine wunderbare Geschichte, die sich irgendwo zugetragen hätte; der Ritter wollte sie aber nicht glauben und behauptete, es geschähen keine Wunder. Der Köhler bestand auf seiner Erzählung und der Ritter ergriff im Eifer des Gesprächs sein Schwert, stieß es in einen

Hasselnußstrauch und rief: So gewiß aus diesem Strauche kein Blut fließt, so gewiß gibt es kein Wunder. Und siehe, als der Ritter das Schwert zurück zog, war es vom Blute geröthet. Der Ritter war nicht weniger erschrocken, als der Köhler, sie bogen den Strauch aus einander und fanden ein Muttergottesbild mit dem Christkindchen auf dem Arme. Der Ritter ließ eine kleine Kapelle an der Stelle bauen, wo sie das Bild gefunden und dasselbe darein stellen.

Die Kunde von dem wunderthätigen Bilde verbreitete sich bald weit umher, und führte viel Volks dahin. Aus den wenigen Hütten wurde ein kleines Dorf und der Ritter erbaute darin eine größere Kapelle und ließ das wunderthätige Bild in feierlicher Prozession aus dem älteren Kapellchen abholen und in die neue Kapelle bringen. Am andern Morgen befand sich das Bild an seiner früheren Stelle und das wiederholte sich einige Male. Da that man das Gelübde, daß man in jedem Jahre einmal und zwar am zweiten Pfingstfeiertage in feierlicher Prozession das Bild in das kleine Kapellchen tragen wolle, und das Bild blieb in der neuen Kapelle und ist die Zuflucht vieler Andächtigen bis auf den heutigen Tag. Der neuen Kapelle, die an einem Pfeiler die Jahreszahl 1272 hat, wurden von Erzbischöfen und Kardinälen viele Ablässe verliehen, namentlich schon in den Jahren 1293 und 1294.

Das Kapellchen an dem Wege in die hohe Wart ist noch vorhanden und führt den Namen Herrnbild, wahrscheinlich von einem steinernen Crucifixe, das über dem Eingange eingemauert ist. Das Kapellchen ist nicht mehr

das ursprüngliche, sondern wurde wiederholt erneuert, zuletzt von Hans Löfler und Hans Fleckenstein im Jahre 1670. Das Crucifix hat die Jahreszahl 1551. — Die Wallfahrt von Hessenthal zu dem Kapellchen fand Statt, bis es die Franzosen in den Revolutionskriegen entweiht und als Schlachthaus benützt hatten.

Ganz nahe an der Kapelle zu Hessenthal erbauten die Echter von Mespelbrunn eine zweite größere, die sie zunächst zu ihrem Erbbegräbnisse bestimmten. Es zieren viele Grabmäler der Echter und ihrer Verwandten die Kapelle, das Vorzüglichste aber ist das, welches Julius Echter, Bischof zu Würzburg, seinen Eltern setzen ließ. Auf beiden Seiten eines Crucifixes knieen in Lebensgröße Vater und Mutter mit ihren fünf Söhnen (worunter der Bischof Julius mit der Inful) und vier Töchtern. Oberhalb des Vaters steht: Anno MDLXXVI. Samstag nach Sebastiani den XXI. Jener ist der Edel vnd Ehrenfest Peter Echter zu Mespelbrunn, so dreyen Churfürsten zu Maintz trewlich gedient, XXXIII Jar Raht auch Amptmann zu Brotzelden und Dyppurg gewesen, christlich in Gott verschieden, dem Gott genade Amen — und unter der Bildsäule:

Der Letzt von meinem Stamm war ich
Mit Dir hat Gott gesegnet mich
Töchter vnd Söhne vns gebenn,
Die Itzt zu Geistlich vnd weltlichem Beruff leben.
Von Dir zu Gott scheid Ich mein Liebe Gemahl
Dem ich dich befilch In diesem Jammerthal.

Oberhalb der Bildsäule der Mutter ist zu lesen: Anno MDLXXXIII. vff Freytag den 28 Tag Juni Ist In Gott verschieden die Edel vnd Tugendhafft Fraw Gertraud

Echterin von Mespelbrunn geboren von Adeltzheim, Peter Echters Ehelich Gemahl, dieser Kinder Mutter, der Gott genedig sein wolle Amen.

Unter der Bildsäule:

Mein Liebster Mann, Mein Zuversicht,
Dein scheiden mir Mein Hertz zerbricht.
Du zeugst dahin In das Rechte Vatterlandt,
Last mich traurig in Einem betrübten stand.
Doch Einen Trost sehe Ich für mir
Das Ich baldt werd Nachfolgen Dir.

---

4. Das hohe Kreuz von Hessenthal.

Könnt' ich in dem Zimmer bleiben,
Wenn das Volk zur Kirche wallt?
Könnt' ich Alltagswerke treiben,
Wenn der Glockenruf erschallt?
Max von Schenkendorf.

Oberhalb der Kapelle zu Hessenthal stand ein kleines Haus. Darin wohnte eine betagte Frau, die Wittwe war und kinderlos. Sie hatte ihr gutes Auskommen, gab sich aber nie zufrieden und trachtete nur, immer mehr zu erwerben. Sie gönnte weder sich, noch einem Andern etwas, gab keinem Armen ein Almosen und schaffte vom Morgen bis zum Abend, an Werk- und Feiertagen, nur um des leidigen Geldes willen. Denn das war ihr Gott, um den im Himmel kümmerte sie sich wenig, und kam nur höchst selten in die Kirche, die doch nur drei Schritte von ihrer Wohnung lag. Schon oft hatte sie der kleinen Gemeinde durch ihr Schaffen während des Gottesdienstes Ärgerniß gegeben, schon oft war sie gemahnt worden, wenigstens die Andacht Anderer nicht zu stören, aber vergebens.

Am Samstage vor Pfingsten tief in der Nacht war sie mit dem Flachsspinnen fertig geworden. Sie war am darauf folgenden Tage noch so müde, daß sie ausruhen mußte, allein am Pfingstmontage schürte sie den Kessel und begann ihr Garn zu kochen. Eine Nachbars-Frau ging vorüber zur Kirche und sah durch die offene Hausthüre das Feuer unter dem Kessel und das Sieden des Garnes. Sie rief der Frau zu: „Ei, Nachbarin, wißt Ihr denn nicht, daß heute Pfingstmontag ist und schämt Ihr Euch denn nicht vor den Leuten? Gleich wird die Wallfahrt zum Herrnbilde abgehen: was werden die Leute dazu sagen, wenn Ihr da steht und Garn kocht, statt daß Ihr andächtig, wie Andre, sein solltet?" „Was kümmert mich" sprach die Frau, „Euer Pfingstmontag und Eure Wallfahrt! Wallfahrten mag gehen, wer nichts Besseres zu thun weiß; ich sage: Pfingstmontag hin, Pfingstmontag her, heute muß mein Garn gekocht sein".

Als die Prozession von dem Herrnbilde zurückkam, war das Häuschen der Frau mit Allem, was es enthielt, in die Erde versunken: nur ein tiefer Schlund war sichtbar und in der Tiefe hörte man das Strudeln des kochenden Wassers.

Lange Zeit war die Öffnung unbedeckt; später ward eine Mauer darüber errichtet und drei steinerne Crucifixe mit den Bildsäulen der heiligen Mutter Gottes und des heiligen Johannes darauf gestellt. In der Mauer blieb eine viereckige Nische, die keine Öffnung nach innen hat; man hört aber daraus immer noch das Kochen des Wassers, am deutlichsten am Pfingstmontage.

---

5. Der Echterspfahl.

Süß ist des Erlittenen Gedächtniß.
Virgil.

1.

Unter die ältesten Geschlechter Deutschlands gehören die Echter; Wolff Echter nahm schon im Jahre 1019 Theil an dem sechsten allgemeinen Turniere, das zu Trier abgehalten wurde. Damals hausten sie aber noch nicht im Spessart, sondern im Odenwalde, namentlich im Maranbacher (Ohrenbacher) Thale, woselbst sie in dem heutigen Weckbach eine feste Burg besaßen.

Als Friedrich der Rothbart den deutschen Thron bestieg, war der Adel ganz verwildert; das Stegreifen hatte aufgehört eine Schande zu sein und galt für eine ritterliche Uebung, und die festen Schlösser, die zum Schutze des Landes dienen sollten, waren der Schrecken des Landvolkes und der Wanderer geworden. Friedrich trat ernst gegen die Räuber auf; wer sich seinem Gebote nicht fügte, büßte schwer seinen Ungehorsam: zerstörte Burgen gaben allenthalben Zeugniß von der strengen Gerechtigkeitspflege des Kaisers.

In dem Schlosse zu Weckbach wohnten damals drei Brüder, die, jung und thatenlustig, auch der allgemeinen Unsitte fröhnten und sich zum Schrecken des Odenwaldes gemacht hatten. Kaiser Friedrich gebot ihnen, das Stegreifen einzustellen; aber der Kaiser war weit und ihre Burg war sicher, sie lachten darum nur der Gebote des Kaisers. Da machte sich Friedrich mit einem kleinen

Heere auf und zog mainaufwärts, um die Echter und andre Räuber, die er in die Acht erklärt hatte, zu züchtigen. Dem gewaltigen Kaiser getrauten sich die Echter nicht die Spitze zu bieten. Als er herannahte, verließen sie ihre Burg, die bald darauf gebrochen und verbrannt wurde, und flüchteten sich in die verborgensten Thäler des Spessarts. Der Sicherheit wegen trennten sie sich und bauten drei kleine Häuser, das eine bei Partenstein, das andere bei Lindenfurt und das dritte unfern einer reichen Quelle, welche der Espelborn hieß. Hier lebten sie längere Zeit in gänzlicher Abgeschiedenheit; da sie sich aber doch zu sehen und über ihr Schicksal zu berathen wünschten, so kamen sie von Zeit zu Zeit auf dem Berge zusammen, wo jetzt das Jagdhaus „der Jockel" steht. Ihre Rosse banden sie dort an einen Pfahl, an welchem zu diesem Zwecke drei eiserne Ringe befestigt waren.

Als der Zorn des Kaisers verraucht und die gegen die Echter ausgesprochene Acht zurück genommen war, kehrten sie in den Odenwald zurück. Zum Gedächtnisse ihres Lebens im Spessart aber führten sie von nun an einen silbernen Pfahl mit drei blauen Ringen im Wappen und die Stelle, wo sich die Brüder getroffen hatten, hieß und heißt noch „am Echterspfahl".

2.

Mehrere Jahrhunderte später, als die Echter schon lange den Besitz von Espelbrunn, oder, wie es der an die Quelle gepflanzten Mispelbäume wegen später hieß, von Mespelbrunn zurück erhalten hatten, trat ein Ereigniß ein, das den fast vergessenen Namen des Echters-

pfahls auf eine traurige Weise wieder auffrischte. Die Besitzungen der Grafen von Rieneck und der Echter stießen im Spessart an einander. Die Rienecker, wie die Echter, waren hitzige Jäger, und so geschah es, daß die Jagdgrenzen nicht immer streng eingehalten wurden, insbesondere ließ sich ein junger Echter durch seinen Jagdeifer häufig zu einer Verletzung des Rienecker Gebietes verleiten. Der Graf von Rieneck, der die Echter zu seinen Vasallen zählte, hatte den jungen Echter mehrmals verwarnen lassen, aber vergebens. Da schwur der Graf, daß er dem Echter, wenn er ihn auf seinem Jagdgebiete betreffe, den Kopf abschlagen und zur Warnung für Andre an der Grenze aufstecken lassen werde. Bald darauf verfolgte der Echter wieder ein Wild in das Rienecker Gebiet. Der Graf jagte eben auch in jenem Forste. Der Echter fiel dem Jagdgefolge des Grafen in die Hände und der Letztere erfüllte seinen Schwur buchstäblich und ließ dem Echter den Kopf abschlagen und auf einem Pfahle an der Grenze aufstecken. Die Stelle, wo die blutige That geschah, war eben auch am Echterspfahl.

6. Mespelbrunn.

Als war Erzbischoff Johann,
Mespelbrunn fing ich zu bauen an.
Zu Aschaffenburg war ich Vitzedom,
Kam allhier in diese Wüstung.
Allen Nachkommen mein wünsch' ich Gnad,
Auf der folgt Glück und aller Rath.
Unterschrift der Abbildung Haman Echters
im Rittersaale zu Mespelbrunn.

Die Echter standen häufig in den Diensten der Kurfürsten von Mainz. So auch Haman Echter im Anfange des 15ten Jahrhunderts. Er war der Liebling des Kurfürsten Johann, der ihn zum Vicedom von Aschaffenburg ernannt hatte und Haman mußte den Kurfürsten stets auf seinen häufigen Jagdzügen in den Spessart begleiten.

Am 1. Mai 1412 wollte der Kurfürst die Hirschjagd im Spessart eröffnen; obwohl ein Maitag, war er doch so heiß, als wäre man mitten im Juli gewesen. Der Morgen schien dem Waidwerke nicht günstig, es ließ sich kein Wild erblicken; als aber die Sonne am höchsten stand, ward ein starker Hirsch aufgetrieben. Der Kurfürst, ein kühner Reiter, setzte ihm so rasch nach, daß seine Leute nicht folgen konnten; nur Haman Echter blieb nicht zurück. Über Berg und Thal, durch Gebüsch und Hochwald ging die Hetze stundenlang; die Rosse waren mit weißem Schaume bedeckt und das verfolgte edle Thier keuchte nur schwankend noch weiter — endlich brach es zusammen. Der Kurfürst fing es ab, jetzt aber verließ auch ihn die Kraft; der Durst quälte ihn dergestalt, daß

er verschmachten zu müssen glaubte. Haman Echter, der den Kurfürsten nicht verlassen hatte, war nicht viel weniger vom Durste gepeinigt: dennoch raffte er sich auf und suchte nach einer Quelle, mehr für seinen Herrn als für sich. Die sandsteinreichen Höhen des Spessarts laben keinen Durstigen; darum mußte Haman einen weiten Weg in ein frisches Thal machen: dort fand er, was er suchte, unter Mispelbäumen versteckt einen frischen Born. Er kühlte seine brennende Zunge und eilte dann, seinen Herrn herbei zu holen, da ihm jedes Gefäß fehlte, womit er ihm einen Trunk hätte bringen können. Haman fand den Kurfürsten halb ohnmächtig im Schatten einer Buche; er hatte nicht mehr die Kraft zu stehen, noch weniger vermochte er in das Thal hinab zu schreiten. Da entschloß sich Haman schnell, lud den Kurfürsten auf seine Schultern und trug ihn mit der letzten Anstrengung seiner Kräfte die weite Strecke bis zur Quelle. Durch das frische Wasser hatte sich der Kurfürst in kurzer Frist erholt und ein Händedruck sicherte dem Echter zu, daß ihm sein Herr den geleisteten Dienst nie vergessen werde.

Als sie nach gehaltener Rast die erfrischten Rosse bestiegen und das Thal entlang ritten, fanden sie einiges Mauerwerk. Es waren die Trümmer des Hauses, das 250 Jahre vorher ein Echter errichtet und Espelbrunn genannt hatte: der Ort selbst zeigte dem Kurfürsten den Weg, wie er dem Haman Echter seine Dankbarkeit angemessen beweisen könne, und kaum angelangt in seinem Schlosse zu Aschaffenburg, ließ der Kurfürst einen Brief ausfertigen, des Inhalts:

„Wir Johann ꝛc. bekennen ꝛc. das wir angesehen

haben getrewe fleissige Dienste, die vns vnd vnserem Stifft Hamman Echter vnser Vitzthumb zu Aschaffenburg vnd lieber getrewer gethan hat, vnd noch in künfftigen Zeyten dhun soll vnd mag, vnd darumb vmb sonderliche günst vnd gnade, die wir zu Jme vndt Annen seiner ehelichen Hausfrawen han, So haben wir Jme vnd Jren erben geben zu Eigen die wüstung vnd Hoffstede genannt der Espelborn." —

Bei der Wüstung und Hofstätte war aber auch der schöne Wald, der noch zu Mespelbrunn gehört.

Haman Echter baute sich ein festes Schloß in Mespelbrunn. Davon steht nur noch der Thurm; das jetzige Wohngebäude ward von Peter Echter errichtet und die Überschrift des Eingangs lautet:

1569.
Ehelich Lieb und stete Trew
Bringt Glück und Segen on all Rew.
Mit Ernst und Fleiß haben wir Got vertraut
Den unsern zu guet dies Haus erbaut.

Darunter sind die Brustbilder des Erbauers Peter Echter und seiner Gemahlin Gertraud, gebornen von Adeltzheim, ausgehauen mit dem Beisatze bei ihm: alt 49, — bei ihr: alt 44.

7. Der Bettler zu Mespelbrunn.

Ein alter Mann, ein armer Mann,
Der nimmer rüstig schaffen kann,
Die Stirn gefurcht, der Scheitel kahl,
Die Augen trüb, die Wangen fahl,
Zerfetzt der Schuh und blöd der Rock:
So knappt er her am Krückenstock.
Laßt euch erbarmen seine Noth,
Ein Scherflein nur, ein Stückchen Brod,
Dazu ein herzlich tröstend Wort,
Und heit'rer geht er weiter fort.

Friedrich Güll.

Mespelbrunn ist rings von dichten Forsten umgeben, welche reich mit Wild bevölkert waren, sonst noch reicher, als jetzt: was Wunder, wenn die Burgherrn, gleich ihrem Ahnherrn, Freunde des edlen Waidwerks waren und wenn die Jagdlust von dem Vater auf den Sohn forterbte.

Der St. Ottilientag hatte prächtiges Jagdwetter gebracht. Das trübe Gewölk, das wochenlang am Himmel gehangen, hatte einen frischen Schnee in den Forst gelegt, daß man die Fährte des Wildes nicht verfehlen konnte; ein leichter Wind kühlte die Brust des Jägers und hell strahlte die Sonne am Himmel, daß der Schnee funkelte, wie mit Demantsteinen besät. Im Burghofe zu Mespelbrunn war Alles zur Jagd bereit. Das edle Roß des Ritters stand gesattelt, hieb ungeduldig in den Boden und bließ zwei Dampfsäulen aus den Nüstern; die Bracken zogen kläffend an den Riemen und die Hörner der Jäger riefen wiederholt den Herrn, der heute länger als gewöhnlich verweilte. Endlich kam er aus dem Schlosse und setzte den

Fuß in den Bügel, um das Roß zu besteigen; da erschien ein alter Bettler und bat um eine Gabe. „Komm ein anderes Mal", sprach der Ritter, „du siehst, daß es mir jetzt an Zeit gebricht". „Herr," flehte der Bettler, „der kleine Aufschub ist bald eingebracht; ich habe keinen Bissen Brod und bin sehr hungrig." „Hungrig?" rief der Ritter, der eben einen guten Imbis zu sich genommen hatte, „und es ist kaum die Sonne aufgegangen! Will denn das Bettelvolk vom frühen Morgen bis in die späte Nacht essen?" „Herr," sagte demüthig der Bettler, „ich habe auch gestern nicht gegessen". „Laß mich mit deinem Mährlein„ zürnte der Ritter und schwang sich auf sein Roß, „laß mich und gieb Raum, sonst zermalmt Dich meines Rappen Huf." — Und jetzt bließen die Jäger ein lustiges Stücklein, das wilde Jagdroß war nicht mehr zu halten und unter Rüdengebell, unter Hörnerschall und Peitschenknall brauste die wilde Jagd zum Burgthor hinaus in den Wald, daß der Bettler nur wie durch ein Wunder unverletzt davon kam.

Die Jagd war ergiebig, aber mit dem Jagdglücke wächst die Jagdlust, und so wurde fortgejagt, bis die Sonne hinter den Bergen hinabstieg. Die Waidmänner hatten den ganzen Tag keinen Bissen gegessen und keinen Tropfen getrunken; so lange sie gejagt, hatten sie Alles vergessen; als sie sich aber bei einbrechender Dämmerung um ihren Herrn sammelten und dessen Befehl zur Heimkehr erwarteten, meldeten sich ungestüm zwei unangenehme Gäste, der Hunger und der Durst. Da zog noch ein stolzer Sechzehnender unfern von ihnen vorüber. Kaum erblickte ihn der Ritter, so sprengte er ihm nach, obwohl der erfahrne

Jäger nicht auf die Hirschjagd ausgezogen war. Die Leute des Ritters blieben zurück, denn sie konnten voraus sehen, daß er mit seinem ermüdeten Rappen bald die unnütze Verfolgung des Hirsches aufgeben und zu ihnen zurückkehren werde. Aber der Ritter kehrte nicht zurück; er folgte dem Hirsche, der gar keine Eile zu haben schien, immer weiter. Auf einmal verschwand der Hirsch und in demselben Augenblicke rissen alle Riemen am Saume und Sattelzeug des Ritters zusammen, als wenn sie Zunder wären; er mußte sich schnell vom Pferde werfen, um nicht herabgeschleudert zu werden. Da stand der Ritter rathlos; das wilde Roß war ohne Sattel und Zaum gar nicht zu reiten und Mespelbrunn, so wie jede menschliche Wohnung lagen zu fern. um sie bald zu Fuß zu erreichen und zudem eilte auch die schmale Mondessichel dem Untergange zu und dann war es in dem Schatten der hohen Buchen zu dunkel, um mit Sicherheit den Pfad finden zu können. Im Walde zu übernachten war's zu kalt und den Ritter quälten nunmehr Hunger und Durst nicht minder, als seine Jagdgenossen. Während der Ritter sein Mißgeschick verwünschte, erschien der Bettler, welcher am Morgen in Mespelbrunn gewesen. Stillschweigend nahm er seine Halsbinde ab, zerriß sie in schmale Streifen und befestigte mit ihnen, gleich starken Riemen, Sattel und Zeug des Rosses, das sonst kaum zu bändigen war, aber jetzt wie ein Lamm still hielt. In sprachlosem Staunen hatte ihm der Ritter zugeschaut; erst als der Bettler ihm den Zügel in die Hand gab und ihm auf das Roß half, fand er die Frage: „Wer bist du?“ Aber der Bettler beantwortete sie nicht, sondern sprach in gleich demü-

thigem Tone wie am Morgen: „Herr, Ihr habt nun gefühlt, wie's einem Manne zu Muthe ist, in dessen Eingeweiden der Hunger wühlt. Ihr werdet wohl keinen hungrigen Bettler mehr fortjagen. Er sprach's und war verschwunden.

Mit der Schamröthe auf den Wangen ritt der Ritter seines Weges und gelangte bald wieder in seine Burg. Er stiftete demnächst eine jährliche Brodvertheilung an die Armen, eine Stiftung, die von der Frau Maria Ottilia, dem letzten Sprossen der Echter von Mespelbrunn und der Stammmutter des edlen Geschlechtes der Ingelheimer Grafen im Jahre 1701 vergrößert wurde. Sie besteht heute noch und an jedem Ottilientage (13. December) wird im Ingelheimer Hofe zu Aschaffenburg das Brod von drei Maltern Korn an die Armen vertheilt.

---

8. Die Frau Hulle.

Der Alte hat's gerufen, der Himmel hat's gehört,
Die Mauern liegen nieder, die Hallen sind zerstört.
Uhland.

Auf dem Schellenberge zwischen Haimbuchenthal und Wintersbach stand vor Zeiten ein Schloß, und im Schloßhof ein Lindenbaum. Der war sehr groß und schön und es ging die Sage, so lang der Lindenbaum stehe und grün sei, werde das Schloß auch stehen, wenn er aber dürr und abgängig würde, würde das Schloß verfallen, und die Herrenleute würden ins Abwesen gerathen.

In dem Schloß nun lebte einmal ein Schloßherr, der hatte zwei Söhne. Der älteste war sehr groß und schön, der jüngste aber war klein und häßlich. In seiner Jugend hatte er einmal das Bein gebrochen, und man nannte ihn darum nur den krummen Jakob. Wie nun der Schloßherr sein Ende nahe fühlte, ließ er sie beide vor sein Bett kommen, übergab dem Einen das Schloß, als dem Erstgebornen und eine große Kiste mit Geld und ermahnte ihn, den Jakob bei sich zu behalten, zeitlebens ihm brüderlich zu begegnen und an nichts es ihm fehlen zu lassen. Das versprach nun der Aelteste mit Hand und Mund, wie aber der Vater gestorben war und er das Schloß überkommen hatte, hielt er's nicht, vielmehr behandelte er den Bruder schlechter, als den geringsten Taglöhner. Er ließ ihn nicht mit sich am Tisch essen und nicht in seinem Schlosse wohnen, sondern er mußte im Stall bei den Pferden schlafen und mit den Hunden aus einer Schüssel essen. Da ging der Jakob, als er sah, daß der Bruder kein brüderliches Herz gegen ihn habe, eines Tages zu ihm und verlangte sein Erbe, denn er wollte sein Glück weiter suchen, der Schloßherr aber gab ihm nichts, sondern schlug ihn und ließ ihn zum Schloß hinauswerfen.

Also geht der krumme Jakob traurig fort in den Wald, immer zu, Berg auf Berg ab, und wie er in's Thal kommt, wo heutzutage die Karthause steht und die alte verfallene Kirche, ist's Abend, und er setzt sich unter einen Baum, legt den Kopf in die Hände und weint bitterlich. Wie er wieder aufstehen will, sitzt gegenüber auf einem Stein eine alte Frau mit grauen Haaren und runzlichtem Gesicht, die spinnt und wie sie das Rad tritt, nickt sie

in Einem fort dazu mit dem Kopf, — das war die Frau Hulle. Sie hatte eine kleine Platthaube auf dem Kopf, wie sie die alten Weiber sonst in die Kirche aufzusetzen pflegten, und eben ein solches schwarzes wollenes Mützchen, das nur bis knapp unter die Ellenbogen ging, und darunter vom Ellenbogen bis an die Hände weiße Stauchen. Sie fragt ihn, warum er so traurig sei? er aber sagt: „ihr könnt mir doch nicht helfen!“ und will weiter. „Du bist der krumme Jakob aus dem Schloß,“ sagt sie, „ich kenne dich und deinen Bruder und will dir wohl und kann dir helfen, wenn du mir das Zutrauen schenken willst.“ Da ging dem krummen Jakob das Herz auf, — denn seit seines Vaters Tod hatte noch kein Mensch freundlich ihm zugeredet, — und er klagte, wie sein Bruder ihn so schlecht behandelt, wie er sein Erbe ihm vorenthalten, und ihn, wie einen Bettler, aus seinem väterlichen Schloß hinausgeworfen. Die Alte aber sagte: „komm mit mir; nach drei Jahren wollen wir wieder zu deinem Bruder gehen, vielleicht reut's ihn bis dahin, und er gibt dir dein Eigenthum.“

Der Jakob ließ sich das gerne gefallen, und sie nahm ihn mit sich in ihr Häuschen und gab ihm auf, ihren Rosmarinstock zu gießen, und ihre Katze zu füttern, und ihr Flachsfeld zu bauen, und im Winter mußte er Pfahlstecken schneiden für die Weinbergsbauern und Schiffsstangen für die Schiffsleute, und im Frühjahr trug er sie an den Main, um sie zu verkaufen. Wenn die rechte Zeit dazu gekommen war, nahm die Frau Hulle ihren Spinnrocken in die Hand, als einen Gehstock, und ihre Kötze (Huckelkorb) auf den Rücken und packte ihr Garn

hinein, um es auch zu verkaufen und ging mit, und wenn dem Jakob die Pfahlstecken und Schiffsstangen zu schwer wurden wegen seines lahmen Beines, nahm sie ihm die Last ab und warf sie mit ihren dürren Armen oben auf die Kötze, als wenn's Strohbürden wären. Zwischen Haßloch aber und Faulbach ist hart am Weg ein Stein, dort ruhte sie jedesmal aus, und wo ihre Kötze mit den Füßen aufstand, sind die Löcher davon heute noch zu sehen. So hatte es der Jakob recht gut bei ihr: dabei lehrte sie ihn alle Bauernarbeit, so daß er sich zuletzt besser darauf verstand, als ein geborner Bauer.

Wie aber die drei Jahre um waren, sagte die Alte: „komm, nun wollen wir zu deinem Bruder gehen"! und nahm ihren Spinnrocken in die Hand und die Kötze auf den Rücken, und der Jakob ging mit. Den Bruder fanden sie im Schloßhof unter der Linde sitzen, — denn es war sehr schwül an dem Tag, und die Linde blühte und gab einen großen kühlen Schatten, und die Vögel sangen in ihren Zweigen. Wie sie herankommen, fragt er sie nach ihrem Begehr, und die Frau Hulle nimmt das Wort für den krummen Jakob und sagt, sein Bruder sei da und wolle, was ihm gehöre. Der Schloßherr aber flucht und sagt, wenn sie nicht gleich gingen, wolle er ihr ihren alten wackeligen Kopf herunterreißen und dem Krummen das andere Bein auch noch lahm schlagen. Da wurde die Alte sehr zornig, nahm ihren Spinnrocken und stieß ihn in die Linde, und alsbald, wie dies geschehen, fliegen die Vögel auf, und der Baum fängt an zu zittern von der Wurzel bis zum Gipfel, und aus dem Stamm und den Ästen und Zweigen läuft der Saft und tropft

auf den Boden, und die Blätter werden gelb und fallen ab, und die Frau Hulle sagt: „O du arger Bösewicht, sieh her! wie dem Lindenbaum, so soll es dir gehen und deinem Hause, — so sollst du verdorren und verschmachten und absterben und kein Glück mehr haben ewiglich!" dann ging sie mit dem Jakob von dannen.

Wie sie gesagt hatte, so geschah's. Als der Lindenbaum verdorrt war, da hielt das Schloß nicht mehr. So oft es stürmte, fiel auch ein Thurm, oder eine Mauer ein, und der Regen schwemmte die Steine hinweg, so daß man's nicht mehr aufbauen konnte. Kein Mensch wollte mehr im Schlosse bleiben, und der Schloßherr wohnte im Keller, — dort stand die Geldkiste, und von der wollte er sich nicht trennen, sondern hütete sie Tag und Nacht. Zuletzt wie nichts mehr vom Schlosse übrig war, als der Keller und der verdorrte Lindenbaum, der vor dem Keller stand, kam auf Martini in der Mitternacht ein großer Sturm und warf den Lindenbaum auch um: der fiel gerade vor die Kellerthür und sperrte den Ausgang, und der Schloßherr konnte die Thüre nicht mehr aufbringen, wie er sich auch anstemmte und nach Hülfe schrie, und mußte elendiglich auf seiner Geldkiste verhungern.

Die Frau Hulle aber wußte das Alles gar wohl, und den Tag nach seinem Tod kommt sie, hebt den Lindenbaum hinweg, öffnet die Kiste und scheidet das Geld in zwei gleiche Theile: den einen läßt sie liegen, den andern nimmt sie mit und wie sie aus dem Keller tritt, stürzt der auch zusammen. Daheim gibt sie dem Jakob das Geld und sagt: „So! jetzt hat jedweder das Seine, — er und

du! — wie's der Vater befohlen hat. Nimm, was dein ist, aber den Edelmann schlag dir aus dem Sinn und werd ein Bauer: so kannst du noch Glück haben. Leb wohl, mich wirst du jetzt nicht mehr sehen!"

Da nahm der Jakob Abschied und baute sich von dem Gelde einen großen Bauernhof auf dem Hundsrück bei Altenbuch, nahm eine Frau und viel Knechte und Mägde und ward ein großer Bauer. Keine Seuche kam in seinen Stall, und keine Raupen auf seine Obstbäume, und kein Hagelschlag über seine Felder. In der Erndtezeit, wenn das Gesinde alle Hände voll zu thun hatte, damit das gute Erndtewetter nicht verpaßt würde, geschah es oft, daß, wenn sie in der Früh auf's Feld kamen, die Arbeit schon gethan war, daß die Garben alle geschnitten und gebunden und auf Haufen gestellt waren, daß man sie nur hineinzufahren brauchte. Die Leute sahen sich groß darum an, — der Jakob aber wußte wohl, wer's gethan hatte. Wie ihm sein erster Sohn geboren wurde, und er's den Nachbarsleuten anzuzeigen ging, meinte er in seiner Freude, er müsse der Frau Hulle doch auch davon Meldung thun, und machte sich zu ihr auf den Weg, aber wie er auch suchte und sich die Augen rieb, er konnte weder das Häuschen mehr finden, noch das Thal, in dem das Häuschen gestanden, und nachdem er den ganzen Tag vergeblich im Walde herum gelaufen, fand er sich Abends, als man die Lichter anzündete, wieder vor seinem Bauernhof. Endlich ist er in hohem Alter gestorben.

Sein Hof steht noch und der Bauer der ihn heutzutag im Bestand hat, heißt der Hundsrücks-Philipp.

9. Der Scharstein.

S'ist gewiß und kein Gedicht
Was das Buch der Weisheit spricht:
Man soll keiner Frauen trauen,
Und sein Glück auf keine bauen.
Volkslied.

Vor Zeiten lebte in Heimbuchenthal ein Müller, der ein einziges Töchterchen hatte. Das war eine gar feine Dirne, und die Bursche von 10 Stunden Wegs gingen ihr zu Gefallen. Das Mägdlein aber meinte anfangs, der schlanke Bäcker-Philipp von Krausenbach sei unter allen der schönste und gab ihm sein Herz Als aber bald darauf der krummhalsige, aber steinreiche Schulzen-Dick von da ihm gar stark das Neujahr anschoß und ihm eine Bretzel, groß, wie ein Pflugrad, in den Fensterschlag hing, da war der der schönste. — Beide Bursche waren zuvor gut Freund mit einander, nun aber sahen sie sich an, wie Hund und Katze. Doch dem Schulzen-Dicken brachte die Liebe auch keine Rosen. Es kam die Fastnacht. Die Rothenbucher Amtsschreiber tänzelten die schöne Müllerin den ganzen Nachmittag herum, und Abends kam der neue Rohrbrunner Jäger, der war ein schmucker, junger Mann und weltslustig, aber doch kein Leichtfuß, wie die Schreiber. Er hatte von der Müllerstochter zu Heimbuchenthal gehört, wie sie schön, reich und brav sei, und ihr zu lieb machte er extra den Weg dahin, und wie er sie sieht, denkt er: „Das ist wirklich eine nette Dirne, wenn ihr Herz auch so klar und rein ist, wie ihr Blauaug, mag sie wohl mein Weib werden“. Drauf tanzt er mehrere Reihen mit

ihr, nimmt sie dann neben sich hinter den Tisch, sagt ihr heimlich manch Liebes in's Ohr, wie sie sein Schatz sein und vielleicht gar sein Ehegespons werden solle, und wie er sie Mariä Geburt auf's Rohrbrunner Schießen führen wolle und dergleichen. Da klopft dem Mägdlein das Herz bis an den Hals. Von Stund an siehts auf die Andern herab, als wenn's schon die Frau Jägerin wäre, und der garstige Schulzen-Dick kriegt Feierabend. Der macht ein gar sauer Gesicht und kann die Welt nimmer froh ansehen, aber dafür hängt dem Mägdlein der Himmel voll Geigen und als das Rohrbrunner Schießen kam, da wurden sie gespielt, aber nicht der schönen Müllerin — der Jäger ließ sie sitzen. Er hatte unterdessen gesehen und gehört, daß sie nicht weit her sei und meinte: „So ein Stückchen Hausrath taugt nicht in meinen Kram". Das hätte sich aber die Müllerin nicht träumen lassen; sie dachte nur, der Jäger habe sie deshalb nicht geholt, weil sie bei einem solchen Schießen gegen die Herrenleute nicht stolz genug angethan sein möchte und vertröstete sich auf die Heimbuchenthaler Kirchweih.

Diese kam 14 Tage darauf. Die Spielleute machten Raritätsstückchen, und der Rohrbrunner Jäger saß wieder auf seinem alten Platze hinter dem Tisch. Nicht weit von ihm an der Thüre stand, aufgeputzt, wie eine Feuerrose, das Müllerstöchterlein und äugelte einmal um's andere Mal zu ihm hinüber, aber er that, als wenn er es nicht sähe, und die Andern mochten's heute nicht ansehen. So mußte es denn an der Thüre stehen und müßig zuschauen. — Da kommt auf einmal rasch die Stiege herauf der Bäcker-Philipp mit einer Pflugschar,

die er bei dem geschickten Heimbuchenthaler Schmied hatte dängeln lassen. Zu dem tritt das Mägdlein mit nassen Augen und sagt, es habe schon lange auf ihn gepaßt, es wolle fortan mit keinem Andern tanzen, als mit ihm; es habe so unrecht gethan, daß es ihn verlassen, aber es sei kein Mensch Schuld daran, als die Hullen-Hexe, die habe ihm, wie es zu Weihnachten krank gewesen, ein Tränklein gegeben, daß sie dem reichen Krummhals hätte nachlaufen müssen. Mit dem schlechten Jäger habe es nichts, und dabei machte es so verliebte Augen zu ihm hinüber, daß man meinte, es wolle ihm das Herz aus dem Leibe stehlen. Und wiewohl das der Bäcker-Philipp recht gut sah, so ward ihm doch das Herz wieder warm, und er meint bei sich: „Dem Schulzen-Dicken könnte ich wohl das Bein stellen, daß er einen Purzelbaum schlägt, bei dem verdammten Grünkittel dahinten geht's halt doch nicht so leicht, der darf nur wieder einmal seinen kleinen Finger ausstrecken, so packt ihn das lose Ding bei der ganzen Faust. Aber ich will sie ihm heute Nacht stutzen, wäre nur noch ein Krausenbacher bei mir!" Dann packt er seinen alten Schatz und tanzt mit ihm bis zum Abend, und als das abgemacht war, geht er hinaus und sieht nach seiner Pflugschar, die er in die Fenster-Ecke versteckt hatte. Wie er dabei zum Fenster hinaus schaut, sieht er den Schulzen-Dicken, hemdärmelig und pudelnaß geschwitzt aus der Schmiede stracks auf das Wirthshaus zulaufen, der hatte auch eine frisch gedängelte Pflugschaar unterm Arm. Der Bäcker-Philipp war froh mit ihm und denkt: „Zum Zuschlagen ist der gut, wenn ich ihn auch sonst nicht mag;" er stellt sich freundlich, tritt ihm bis zur

Hausthüre entgegen und sagt: „Bruder, 's ist recht, daß du auch kommst; gib mir deine Hand und sei mir wieder gut! Komm, wir trinken einen guten Sodener Schoppen da neben in der Schenke!" D'rauf sagt er ihm zutraulich ins Ohr: „Bruder, du bist ein glücklicher Kerl, das Müllersgretchen hat mich hintangesetzt und Dich genommen, ich verdenk's ihm auch nicht, denn du bist reich und kannst alle Tage heirathen, aber der vermaledeite Jäger dort hat Dir deinen Schatz abspenstig gemacht und macht sich noch lustig darüber. Bruder, bedenk's! einem Fremden und dazu einem Spitzbuben*jäger* läßt du sie nicht; sie muß wieder Dein werden, aber du mußt dem Grünkittel noch heute Nacht ein Halseisen legen, daß er sich darin zu todt zappelt; ich helf Dir dazu"! Dem Schulzen-Dicken dünkt der Einfall gut. Aus lauter Eifersucht vergißt er das Müllersgretchen, dem er doch zu Gefallen gegangen, und *ein* Gedanke geht ihm im Kopf herum, wie er seinen Erzfeind, den Jäger, aus der Welt schaffen könne. Der Plan war bald zuweg gebracht, und als der Bäcker-Philipp heimlich unter vier Augen von der Müllerin Abschied genommen und dabei noch einmal den Jäger durch und durch geschaut, nimmt jeder der Bursche seine Pflugschar und sie stellen sich am Weg zwischen Krausenbach und Heimbuchenthal in einer Eichenhecke an, einer oben, der andere unten, und lauern auf den Jäger. Der trinkt in Heimbuchenthal sein Restchen Klingenberger Rothen aus und geht gutes Muths auf die Eselshöhe zu. Da zupft ihn auf einmal etwas am Flintenriemen; er sieht sich um und Frau Hulle steht vor ihm und keucht: „Kehrt um, oder schlagt Euern Weg rechts über die

krumme Buche ein, der Gang über die Eselshöh' ist Euer letzter!" Damit war sie verschwunden. Und der Jäger bleibt stehen und denkt: „Ich habe einen Fuchsschwanz an meiner Seite, der giftig trifft, damit könnte ich schon ein Paar Spitzbuben kalt legen, aber für Menschenblut ist er nicht geschliffen. Er folgt also der Frau Hulle, die ihm kürzlich schon aus einer argen Noth gegen die Weibersbrunner Wilderer geholfen und kam glücklich heim. Frau Hulle aber war jetzt unvermerkt bei den zwei Weglagerern. Die passen und passen, und die Lust zum Würgen plagt einen mehr, als den andern. Da fängt es auf einmal ganz nahe bei ihnen an zu bellen, wie des Jägers Hund. Der aber lag schon lange zu Hause hinter dem Ofen; es that's Frau Hulle. — Wie ein Pfeil fährt der Bäcker-Philipp oben aus dem Gebüsch und im Augenblick der Schulzen-Dick unten, und es rauscht, wies Wetter und brüllt sie an: „Spitzbuben, Mörder"! — und jeder stürzt, wie ein Drache mit hochgeschwungener Pflugschar auf das Rauschen und Brüllen los, und meint, er habe es jetzt mit dem Jäger zu thun. Ein Streich, — ein Schrei — ein halbmannshoher Satz von beiden zugleich und jeder stürzt mit gespaltenem Gehirnschädel zu Boden.

Der Morgen graute und des Müllers Töchterlein ging auf die Eselshöh' um Laub zu rechen. Es sah gerade vor sich hin und dachte an den schönen Rohrbrunner Jäger und meinte, wenn er jetzt nur daher käme. Auf einmal ist ihm, als stehe er leibhaftig vor ihm, aber wie es verwundert seine Augen aufhebt, sieht es zwei blutige Männer vor seinen Füßen liegen, jeder hält fest eine Pflugschar in der Faust. Da steht dem Mäglein der

Herzschlag still, dunkel wird's ihm um's Auge und so weh in der Brust. „Der Philipp!“ schreit's, und fällt ohnmächtig neben ihm nieder. Wie es wieder zu sich kommt, lehnt die alte Hulle auf ihrem Stöckchen neben ihr, und sagt zornig: „Kennst du diese Zwei da mit ihren blutigen Pflugeisen? Die waren für den Kopf des braven Jägers gemünzt, aber ich habe diesen Burschen den Sinn durch einander gemacht, daß sie sich einander selbst die Hirnkästen eingerannt. Du aber und des Teufels Großmutter tragt daran die Schuld! Du hast dem Bäcker-Philipp mit deinen Lügen das Herz wieder warm gemacht, und selbige Bestie hat daran geschürt und den Mordbissen darin gebraten und der dumme Schulzen-Krumm hat davon halb Part genommen. Denk' Deiner Lebtag d'ran, besonders wenn Dir Heirathsgedanken kommen. Mit diesen Worten schnappte die Alte fort und sang:

„So geht's, wenn ein Mägdlein zwei Knaben lieb hat,
Thut wunderselten gut;
Da haben wir's wieder gesehen, ja, ja gesehen,
Was falsche Liebe thut!“

Das Mägdlein ließ sich's zu Herzen gehen und gelobte ledig zu bleiben und hat's auch gehalten.

An dem Platz aber, wo die zwei Krausenbacher sich erschlugen, setzte man zum ewigen Gedenkzeichen einen Stein, der ist geformt wie eine Pflugschar und steht heutigen Tags noch an dem Weg von Krausenbach nach Heimbuchenthal, und heißt der Scharstein. Und wem der Teufel der Eifersucht ins Herz gefahren, der sehe sich diesen Stein recht an und bete inständig zu unserem Herrgott, der wird ihn wieder austreiben.

10. Die Nachtmahlskannen.

Böse Früchte trägt die böse Saat.
Schiller.

Ehe das Schloß Wildenstein an die Grafen von Rieneck kam, gehörte es den Münzenbergern. Vielleicht haben diese Herren ihren Namen davon bekommen, daß sie, wie man sagt, eine eigne Münze hatten auf dem Berg oberhalb Eschau, den man heutzutage die „Münzplatte“ heißt: denn sie waren sehr reich. Wenn sie aber einer gefragt hätte, wie sie zu dem vielen Gold und Silber gekommen wären, das da oben gemünzt wurde, würde die Antwort nicht schön gelautet haben. Mancher Kaufmann wußte davon zu sagen, den sein Weg durch den Spessart oder den Main herunterführte, manches Dorf und manches Städtlein, das ihren Zorn einmal unversehens gereizt, und die armen Unterthanen auch, mit denen sie kein Einsehen und kein Erbarmen hatten. Es ist vielleicht auch Mancher unter diesen Herren gewesen, der gerade nicht so schlimm war, der Letzte aber, der auf dem Schloß hauste, ehe es an die Rienecker kam, war noch einmal ein ächter Münzenberger, trotzig, waghalsig, raubsüchtig und geizig. Weil aber nun das Geschlecht sein Maaß erfüllt hatte, hub nun auch das Gericht über ihm an, und wie das erfüllt wurde, weiß man heutzutage noch zu erzählen.

In seinen jungen Jahren nämlich hatte dieser letzte Schloßherr von Wildenstein einmal ein Dorf angezündet und ausgeplündert, und hernach wollte er das geraubte Gut theilen lassen. Wie nun seine Knechte vor ihm auf

einen Haufen legen mußten, was ein jeder gefunden, brachten sie auch die Nachtmahlskannen herbei, die sie aus der Kirch geraubt hatten. Diese wollte er für sich behalten, denn sie waren von purem Gold und gar sauber gearbeitet. Da trat der Pfarrer herzu und rieth ihm ab: er möchte sich daran nicht vergreifen, denn es könnte ihm nimmermehr Glück bringen, — weder ihm noch seinen Kindern, er ließ sich aber nicht einreden, sondern frevelte noch dazu, indem er sagte: er wolle es erst abwarten. Wenn ihm die Kannen Unglück ins Haus brächten, dann könne er sie ihm wieder schicken, wenn aber nicht, so sollten sie bei ihm auch gut aufgehoben sein, und er wolle denken, sie seien ihm beschcert und bestimmt gewesen. Wie er heimkam aus dem Krieg, wollte er's doch nicht Rede haben, sondern verbarg die Kannen im Keller unter einem Steinhaufen, und wenn er zuweilen heruntergging, um sie sich anzusehen, durfte Niemand mit, als sein großer schwarzer Fanghund, der niemals von seiner Seite kam, so daß Niemand erfahren hat, wo sie denn eigentlich lägen.

Da geschah es nun, daß der Schloßherr durch Unrecht, Raub, Gewalt und Bedrückung von Jahr zu Jahr reicher wurde, und wie seine drei Söhne heranwuchsen, von denen die zwei ältesten waren, wie der Vater, — der jüngste aber war der Mutter nachgefahren und hatte ein gut Gemüth, — konnte er jedem von ihnen ein Schloß bauen.

Dem ältesten baute er eines an den Künigenberg im Wildenseeer Grund und füllte ihm das ganze Haus mit Gold und Silber, denn er hatte ihn am liebsten: auch ließ er ihm einen großen Hirsch von lauterm Golde

machen und stellte ihn über das Schloßthor, den sah man glänzen und blinken schon von weither. Dem zweiten baute er eines in den Heßgrund neben das Dorf Heckbach, und dem dritten baute er eines auf die Wiese oberhalb Unteraulenbach. Es sah nicht aus, wie wenn ein Unglück kommen wollte über den Schloßherrn und seine Kinder, und er war so sicher und wohlgemuthet, wie nur Einer.

Wie er nun aber einmal des Abends in seiner Stube sitzt und durchs Fenster schaut, fliegt ein Rabe heran und schlägt mit dem Schnabel an's Fenster, der schwarze Hund steht auf und fängt kläglich an zu heulen, und wie er ihm wehren will, thut's einen großen Schlag, daß das ganze Schloß zittert, und der Schloßherr sich am Stuhle halten muß. Folgenden Tages kommt die Nachricht, daß das Schloß am Künigenberg gestern Abends um die und die Stunde mit allen Leuten untergegangen sei: nur der Schlot gucke noch heraus, und aus dem komme der Schloßbrunnen geflossen, wie aus einer Röhre.

Eine Weile gings dem Münzenberger hart nach, denn er dachte an die Nachtmalskannen und an den Pfarrer: er war still und in sich gekehrt und war nicht mehr so hart und grausam gegen die Leute. Nach etlichen Monaten aber starb sein Weib, die ihn von manchem Bösen zurückgehalten, und er nahm eine Haushälterin, Else geheißen, die eben so hartherzig und geizig war, wie er selber. Bald war sein Gewissen wieder still geworden, und er triebs wieder wie zuvor.

Jetzt kam ein großer Krieg ins Land. Der Feind kam und hauste mit Sengen und Brennen so übel, daß es zum Erbarmen war. Just um die Zeit, als der Feind

heranzog, hatte der Schloßherr auf Wildenstein einen bösen Traum. Es kam ihm nämlich vor, als ob das Schloß, das er im Heßgrund gebaut hatte, auch nicht stehen bleiben wolle, sondern sich senke, und wie es schon stockwerkstief eingesunken, erscheine sein Sohn am Fenster und riefe: „Da seid ihr dran Schuld, Vater, weil ihr das Haus auf Sand gebaut, und weil ihr kein Kreuz darauf gesteckt habt und weil die Kannen noch unter dem Steinhaufen liegen.“ Wie er erwachte, schickt er gleich einen Boten nach Heckbach, er solle sehen, was sein Sohn mache, und wie er dem Boten nachschaut, steigt hinter dem Berg, wo Heckbach liegt, ein großer Rauch auf. Da wird's ihm noch bänger. Endlich aber kommt der Bote zurück und meldet, der Feind habe das Dorf abgebrannt und sei weiter gezogen, das Schloß stehe aber noch, und sein Sohn sei wohl und lasse ihn grüßen. Da wards ihm wieder leichter und er meinte, das werde ihm im Traum vorgegangen sein.

Wie er aber des Abends in seinem Zimmer sitzt, heult der Hund wieder, grade wie damals, und wie er zum Fenster hinaussieht, kommt der Rabe wieder geflogen, — langsam, wie ein Vogelgeyer, aber gerade aus, wie ein Pfeil, — und schlägt mit dem Schnabel ans Fenster, und es kracht wieder, wie wenn die Erde aus einander fahren wollte. Da war das Schloß im Heßgrund auch untergegangen und wie er folgenden Tages den Ort sich besieht, war keine Spur mehr davon zu sehn, — nur ein großer leerer Platz, wo es gestanden, und dabei die Mauern von dem verbrannten Dorf, grade wie man's heutzutage noch zwischen dem Haidekraut und Gebüsch sehen kann.

Diesmal war's dem Schloßherrn doch zu arg geworden: er konnte sich des Pfarrers Worte nicht mehr aus dem Sinn bringen und vertraute die Sache von den Nachtmahlskannen der Else, — wo er sie aber versteckt hatte, das sagte er ihr nicht. Diese aber wollte ihm nach dem Munde reden und sagte: „Hin ist hin! eure Söhne kommen doch nicht wieder, der dritte aber ist ein Betbruder, dem wird's nicht schaden, wenn ihr auch die Kannen behaltet." Das gefiel dem Münzenberger wohl, denn der Geiz hatte sein Herz in einen Stein verwandelt, und er that wieder, wie zuvor, doch sprach er schier mit Niemand mehr ein Wort, als mit der Else und seinem Hunde, lachte auch nicht mehr, sondern war stumm und finster.

Wiederum ist der Schloßherr eines Abends in seinem Zimmer. Sein schwarzer Hund war krank geworden und eben im Verenden begriffen, — der Schloßherr hielt ihm ein Schüsselchen mit Milch unter die Schnauze, daß er fressen sollte, aber der Hund rührte sich nicht. Mit einem Male aber steht er auf und stößt wieder sein erbärmliches Geheul aus, dann fällt er um und streckt alle Viere von sich. Der Schloßherr fährt zusammen und läuft ans Fenster, — richtig! Da kömmt der Rabe wieder geflogen, gradaus wie ein Pfeil, diesmal aber nicht langsam, sondern schnell, daß die Luft pfiff, und schlägt mit seinem Schnabel an's Fenster, daß die Scheibe klirrt. Da that der Münzenberger einen Schrei, daß es Einem durch Mark und Bein ging, und rief: „Zwei sind hin, jetzt kommts an den Dritten; lauft und holt mir den Pfarrer, denn ich muß beichten!" Die Else läuft in einer Hast nach Eschau und holt ihn. Wie er ankommt, war's

dunkel geworden, und wie ihn die Else in's Herrenzimmer führt, waren die Lichter angesteckt und der Münzenberger liegt in einem Sessel und schreit in Einem fort: „Zwei sind hin, jetzt kommts an den Dritten!" Der Pfarrer vermahnt ihn, daß er sich das Herz erleichtern solle, und der Schloßherr nickt mit dem Kopf und sagt: „Die Kannen liegen im — im —" weiter kömmt er nicht. Seine Kinnbacken fingen an zu arbeiten, als wenn er noch etwas sagen wollte, konnte es aber nicht mehr herausbringen. Der kalte Schweiß trat ihm auf die Stirne, dann schnappte er noch einmal nach Luft und — aus war es mit ihm. Wie er nun daliegt mit offenem, aufgesperrten Munde, wie wenn er immer noch etwas zu sagen hätte, — hui da klirrt das Fenster, die Scheiben fahren auf den Boden und der Rabe schießt herein, fliegt schreiend durchs Zimmer und schlägt mit seinen Flügeln die Lichter aus, daß es stockfinster wurde.

An dem Abend ist die Else närrisch geworden. Da der jüngste Sohn nicht herauf in's Schloß ziehen wollte, blieb sie allein drin wohnen. Bei Tag ging sie niemals heraus, in den mondhellen Nächten aber kam sie herunter in's Dorf an den Brunnen und wusch ihre Wäsche. Sie grüßte nicht und dankte nicht, wenn ihr Jemand begegnete, wenn man aber fragte: „wie geht's Else"? blieb sie stehen, sah Einem mit starren Augen an und murmelte: „es wirft, es wirft, es wirft im Keller mit Steinen, — man kann kaum bleiben vor dem Werfen".

Nun war noch der jüngste Sohn des Schloßherrn übrig: der war ein rechtschaffener, leutseliger Mann und hatte sich verheirathet, — Kinder aber hatte er nicht. Sonst

gings ihm gut, und alle Menschen gönnten's ihm, und er lebte noch lange mit seinem Weib, nachdem sein Vater gestorben war. Da zog der Krieg wieder heran, und alle Leute, die einzeln wohnten, flüchteten: so wollten denn auch die beiden Herrenleute, weil sie das Wildensteiner Schloß nicht bewohnen wollten, hinabziehen nach Eschau.

Ihre Habe hatten sie zusammengepackt, die Pferde waren angeschirrt und standen im Hof, — vom Thale aber zog ein Gewitter auf. Wie sie nun über die Schloßbrücke fahren, bricht das Wetter los, es donnert und blitzt, und die Pferde werden scheu und springen mit dem Wagen in den See: drin sind die Herrenleute ertrunken. Den Grund, der ihnen gehörte, heißt man heute noch den Herrengrund, und die Wiese, wo ihr Schloß stand, die Herrenwiese, und den Brunnen, der dort quillt, den Herrenbrunnen. Das Schloß aber verfiel ganz und gar und aus den Steinen ist das erste Haus in der Unteraulenbach gebaut, links am Weg, wenn man von Eschau aus in's Dorf kommt. Hiermit war das Geschlecht der Münzenberger ausgestorben, und das Wildensteiner Schloß und Amt kam nun an die Grafen von Rieneck, die ein edles Geschlecht waren und viele Jahre regierten.

Der Künigenbrunnen im Wildenseeer Grund dort, wo das Schloß mit dem vielen Gold und Silber versunken, fließt heute noch und spült von dem Golde hie und da aus. Vor nicht langer Zeit sind fremde Leute von weither gekommen und haben Sand aus dem Brunnen geholt und nach einem Jahre holten sie wieder, und wußte Niemand, wo sie her waren, und was sie damit wollten. Wie sie

aber zum dritten Male gekommen und den Sand geholt hatten, sagten sie: „Jetzt kommen wir nicht mehr, wir haben nun Golds genug: wenn die Leute wüßten, was in dem Sand wäre, könnten sie alle reich werden". Man vermuthet, es seien Bergleute gewesen.

11. Der Hannes-Jakob von Hoppach.

Ha! fluchten sie: Hol euch die Pest!
Am klügsten wär's, wir gingen.
Nun läßt sich doch das Teufelsnest
Auch nicht durch Hunger zwingen.
A. F. E. Langbein.

Man erzählt, in Neustadt an der Aisch habe einmal ein Schneider, als die Feinde das Städtchen belagerten, und es ausgehungert zu haben meinten, einen guten Rath erfunden. Er habe sich nämlich in eine Bockshaut einnähen und unter lustigem Meckern auf der Stadtmauer sehen lassen, bis die Feinde, in der Meinung, die drinnen müßten noch Lebensmittel genug haben, voll Verdruß und Aerger wieder abgezogen. Das war ein gescheidter Bursche — dieser Neustadter Schneider, aber der Hannes Jakob von Hoppach war auch nicht auf den Kopf gefallen.

Wenn man von Eschau nach Hoppach geht, kommt man an einem Berg vorbei, der bis herunter in den Grund reicht — drauf liegt das Wildensteiner Schloß. Jetzt steht davon nur noch eine große Mauer und das Thor, das sonst eine Zugbrücke gehabt hat, und ein hoher viereckiger Thurm und im Hof ist noch der Keller zu sehen und ein

tiefer Brunnen, der aber mit Steinen ausgefüllt ist. Vor hundert Jahren wohnte noch der Jäger im Schloß und der Schäfer, seitdem aber ist's öd' und verlassen: im Hof weiden die Küh', auf dem Gemäuer haben die Vögel und der Wind Tannenbäume und Vogelbeeren ausgesät, und auf dem Schloßweg wächst das Gras. Daß es hier einmal so aussehen würde, hätte von den Rienecker Grafen, die vor Zeiten in dem Schlosse hausten, Keiner geglaubt, als vielleicht der Letzte, der, als seine Leute im Schlosse alle geflohen oder geblieben waren, mit dem Pfarrer durch den unterirdischen Gang sich retten wollte, aber sich in sein Schwert stürzte, da er den Ausgang, dort wo man's „die Badstube" heißt, vom Feind bereits besetzt fand. Sonst waren die Rienecker Grafen lange Zeit reiche und große Herren, die Geld und Gut und Grund und Boden genug gehabt, und wäre auch heute noch von ihrem Gold und Silber viel im Schlosse zu heben, wenn man nur wüßte, wie und wo? — So aber wird's liegen bleiben bis zum jüngsten Tag.

Immer hilft Geld und Gut auch nicht, und ein guter Einfall ist manchmal mehr werth, als Gold und Silber: das haben die Herren einmal recht deutlich erfahren, wie sie den großen Streit mit den Mainzern führten. Diese hatten die ganze Gegend mit ihren Leuten belegt, daß kein Rienecker mehr vom Schlosse sich wagen durfte. War's ihnen auch nicht lieb, se gaben sie sich doch darein, tummelten ihre Gäule im Hof, daß sie nicht steif wurden, hielten die Fastnacht im Schloßsal, und warteten auf bessere Zeiten. Als aber der Schnee schmolz, und die wilden Wasser sich verlaufen hatten, und man just

auf die Märzveilchen wartete, siehe! da kamen eines Abends die Mainzer in hellen Haufen das Thal heraufgezogen und legten sich vor das Schloß und die Rienecker machten große Augen. Zwar hatten sie Mannschaft genug und die Mauern waren hoch und der Graben tief, aber mit der Nahrung sah's übel bei ihnen aus, und sie wußten wohl, wenn der Magen leer ist, will das Herz nicht muthig sein und der Arm nicht zuschlagen. Anfangs hofften sie zwar immer noch, der Feind, wenn er sich den Kopf an der Mauer zerstoßen, werde wieder abziehn, aber es war nicht so: die Lerchenbäume wurden grün, und die Birken bekamen Blätter, und die Fichten und Tannen setzten an, und der Kuckuck fing an zu schreien, — aber nach wie vor lagen die Mainzer im Thal, und der Rauch stieg auf aus dem Lager — jeden Tag dreimal, gerade wie wenn sie daheim wären. Das war den Rieneckern ein bitt'rer Anblick, wie sie so des Morgens, Mittags und Abends die Mainzer sich um die Feldkessel lagern sahen, denn bei ihnen war Schmalhans schon lang Küchenmeister, — Mehl und Fleisch war dem Ende nah, wiewohl sie auf Viertelskost gesetzt waren, und wenn auch Einer kein besondrer Rechenmeister war, konnte er doch auf's Haar sagen, wann sie den letzten Laib Brod backen, und wann sie den letzten Schinken anschneiden würden. Was aber den Rienecker am meisten verdroß, die Feinde mußten davon Wind bekommen haben. Denn wie er einmal mit seinem Knecht, dem Hannes-Jakob, über die Schloßmauer in's Thal schaut, hört er zwei Mainzer sagen: „sie haben nichts mehr, als ein Schwein und eine Kuh, jetzt wird das Nest bald unser sein“.

Der Hannes-Jakob aber war, wie gemeldet, nicht auf den Kopf gefallen. Oben im Grund liegt Hoppach. Es ist einmal Einer, sagt man, den Grund herab gekommen und hat einen Sack auf der Schulter getragen: der bekam ein Loch und es fielen Häuser heraus, hieher und dorthin, zuerst eines, und nach einer Weile wieder eines, eins rechts vom Bach, eins links vom Bach, und wie er sich umsieht und den Ort anschaut, der daraus entstanden war, mußte er lachen, weil die Häuser so verstrüppelt lagen, daß ein Nachbar, wenn er zu dem andern wollte, einen Zusprung nehmen und über den Bach hüpfen („hoppen") mußte — und nannte das Dorf Hoppach. Dorther war der Hannes-Jakob gebürtig. Wie er nun seines Herrn Betrübniß sah, ging's ihm durch's Herz und er hatte einen guten Einfall. Er ging nämlich hinunter in den Stall, holte das einzige Schwein, das sie noch hatten, heraus, warf's nieder und kniete ihm auf den Hals, daß es zu schreien anfing, wie wenn's geschlachtet würde. Da spitzten die Mainzer die Ohren und lachten, weil sie meinten, jetzt müßte es bald zu Ende gehen. Wie er's aber nach drei Tagen wieder that, und nach drei Tagen abermals und immer so fort, da sagten sie: „Sie müssen's noch vollauf haben im Schloß: hört! sie schlachten schon wieder ein Schwein!

Als er's so eine Weile fortgetrieben und die Leute den Gurt um den Leib sich anzogen, daß sie aussahen wie die Wespen, und auch die Katze geschlachtet hatten, — „denn auf die Mäusejagd", meinten sie, „wollten sie schon selber gehen" — konnten sie endlich nicht anders, und mußten ihr letztes und einziges Schwein schlachten. Da hieß der

Rienecker seine Leute sich noch einmal satt essen und sagte: „wir müssen nun doch bald sterben". Der Hannes-Jakob aber ging wieder in den Stall und blöckte bald wie ein Kalb, bald brüllte er wie eine Kuh, und draußen sagten sie: „die Schweine sind geschlachtet, jetzt kommen sie an's Rindvieh!" und hatten's bald satt, vor dem Schlosse zu liegen.

Die im Schlosse aber wußten's besser und waren am Verhungern, und eines Tages, wie von ihrem Schwein nur noch der letzte Schinken übrig war, und sich kaum noch Jemand auf den Beinen halten konnte, außer dem Hannes-Jakob, da trat der Rienecker mitten unter sie und sagte: „Habt Dank, liebe und getreue Gesellen, daß ihr so mannhaft ausgehalten habt bis zuletzt — jetzt aber ist unser Stündlein gekommen. Wir wollen einander das Herz nicht schwer machen, sondern guten Muths einander in dieser falschen Welt gute Nacht geben auf's Wiedersehen in einem besseren Leben. Morgen werden wir mit des Seilers Tochter copulirt und werden lustig im Winde baumeln, denn wir sind nur noch wie ein Schemen!" und wie er das sagte, gab er Jedem die Hand, und es flossen ihm die hellen Thränen von den Backen und den Leuten auch. Der Hannes-Jakob allein wollte noch etwas versuchen.

So führt er denn die Kuh, von deren Milch sie bisher gelebt, aus dem Stall, bindet ihr mit Flachs den letzten noch übrigen Schinken zwischen die Hörner, läßt vom Schloßkaplan, der sich im Bett die traurigen Gedanken vertrieb und seinen letzten Buchstaben meinte geschrieben zu haben, einen Zettel schreiben und bindet ihn um den

Schinken, — dann trieb er die Kuh zum Thor hinaus. Wie die Mainzer die Kuh kommen sahen, die stracks dem Thal zuschritt, wo sie in bessren Tagen so oft auf der grünen Wiese geweidet, stutzten sie, endlich aber fingen etliche Gesellen die Kuh ein und wickelten den Flachs von ihren Hörnern. Drin fanden sie den Schinken und um den Schinken die Schrift, welche lautete:

„So wenig die Kuh den Schinken frißt,
So wenig die Festung euer ist."

Da machten sie große Augen und brachten die Kuh sammt der Schrift zu dem Kommandirenden. Dem war seit etlichen Wochen schon Zeit und Weile lang genug geworden und wäre längst schon gerne weiter gezogen, wenn er nicht jeden Tag gehofft, der Hunger werde ihm das Schloß in die Hände liefern. Wie er aber die Kuh sah und den Schinken und die Schrift gelesen, sagte er: „Blast zum Abmarsch, denn da verhungern wir eher, als daß den Schwerenöthern da droben die Kost ausginge."

Morgens zogen sie ab mit Sack und Pack das Thal wieder hinunter. Die Rienecker sahen ihnen zuerst zu mit klopfenden Herzen und wagten nicht zu muckſen, wie aber der letzte Mainzer das Thal verlassen hatte, da ging der Jubel los an allen Ecken und Enden. Die Kranken wurden wieder gesund, die Schwachen standen wieder auf ihre Füße, der Schloßkaplan kam aus seinem Bett hervor, der Constabler schickte den Mainzern einen Karthaunenschuß nach, aber blind, damit sie's nicht für Ernst nähmen und wieder umkehrten, und der Thürmer blies vom Thurme herab, als wenn er sich die Seele ausblasen wollte: „Nun danket Alle Gott!" Der Rienecker aber

zog seine Kappe ab und legte seine Hände zusammen bis es ausgeblasen war, dann strich er schmunzelnd seinen Schnauzbart und sagte: „Das hat uns Gott gerathen! Aber so oft ich ein Schwein schreien und eine Kuh brüllen höre, will ich an den Hans-Jakob von Hoppach gedenken und an seinen Einfall. — Das soll ein Wort sein!"

---

12. Die ungleichen Brüder.

> Es begab sich, daß der Arme starb und ward — getragen von den Engeln in Abrahams Schoos.
>
> Der Reiche aber starb auch und ward — begraben.
>
> Evangel. St. Lucä.

Droben im Wald, wo die Tannen an's Wildensteiner Feld stoßen, heißt man's „beim Haubenschneider". Es hat einst einen Mann gegeben, den man so zu nennen pflegte, und an dem Ort, wo man noch einen Steinhaufen sieht und ein Viereck, wie von einer abgebrochenen Mauer, ist sein Häuschen gestanden, in dem er etliche Jahre gewohnt hat und zuletzt gestorben ist. Davon erzählt man sich folgendes:

Zu einem Amtmann auf dem Wildensteiner Schloß, der ein böses Gerücht hatte, kamen einmal vor Zeiten zwei Brüder, weither aus dem Schwabenland gebürtig, die daheim weggegangen waren, um sich ein Unterkommen zu suchen. Der älteste hieß Rasmus und war ein Schreiber, der jüngste trug eine Geige mit sich und war ein

Musikant. Doch nannte man ihn auch den Haubenschneider, vielleicht weil er das Handwerk gelernt hatte und darauf sich zu nähren pflegte.

Als der Amtmann nun lang genug sich mit ihnen besprochen hatte, nahm er den Rasmus zu seinem Schreiber an und ward von Tag zu Tag mehr Freund mit ihm: denn der Rasmus war ein feiner Kopf und der Amtmann merkte bald, daß der ihm zu seinen bösen Stücken wohl helfen könne. Den Musikanten konnte er zwar nicht brauchen, aber er hieß ihn auch dableiben: denn er hatte ihn gern um sich und ließ ihn manchmal ein Lied singen, um sich die bösen Gedanken zu vertreiben. Da wollte dieser auch einmal ein Kirchenlied singen, welches anfängt:

„O wüster Sünder, denkst du nicht,
„Was dein verruchtes Leben
„An jenem großen Weltgericht
„Für Lohn dir werde geben?“

Darüber wurde der Amtmann so bös, daß er aufsprang und ihm die Geige zerschlagen wollte, und ihn anfuhr, er solle nur gleich weiter gehen und ihm niemals mehr vor die Augen kommen. Der Haubenschneider nahm seine Geige und seinen Stecken und ging auch alsbald, und sein Bruder Rasmus gab ihm das Geleite. Wie sie nun durch Wildenstein gekommen und aus dem Wald getreten waren, wo man unten im Thal die Hesselsmühle liegen sieht und links im Grund Eschau, nahmen sie von einander Abschied und der Haubenschneider sagte: „Rasmus, wir werden in dieser Welt einander nicht mehr sehen, aber einst zu deinem Begräbniß werde ich kommen. Laß mich dann Gutes von dir hören. Du bist in kein gutes

Haus gekommen und geräthst wieder auf deinen alten, bösen Weg, was Gott verhüte!" Das ging dem Rasmus durch's Herz und er gab seinem Bruder die Hand und weinte und versprach ihm alles Liebe und Gute, — dann schieden sie.

Als der Rasmus aber von seinem Bruder getrennt war, war sein guter Engel von ihm gewichen, und bald hatte er sein Versprechen wieder vergessen. Durch den Amtmann kam er herunter nach Eschau und wurde zum Kornmesser gemacht. Nun that er, was ihm wohl gefiel, hielt den Amtmann, die Herrschaft und die Unterthanen ganz gleich, — er betrog sie nämlich alle drei mit falschem Maaß und wurde je länger, je ärger. Es kamen theure Jahre, und in der ganzen Gegend wurden die Leute ihm schuldig. Aber da mochten die Schuldleute kommen, denen er in der theuren Zeit einen Vorschuß geleistet, und auf die Kniee vor ihm fallen und um noch ein wenig Geduld betteln, er kannte kein Erbarmen: er ließ ihnen die einzige Kuh aus dem Stall und das Hemd vom Leibe verkaufen und trieb sie fort in's Elend, und wenn sie weinten, es würden ihre und ihrer Kinder Thränen ihm noch auf der Seele brennen, so meinte er, die würden ablaufen, wie das Regenwasser von einem Ziegeldach. Freunde hatte er keine, vielmehr die Leute seufzten und schrieen wider ihn zu Gott, bis der sie endlich von ihm erlöste. In einer Nacht hört man ihn fürchterlich schreien, bald im obern, bald im untern Stock, bald in der vordern, bald in der hintern Stube, — am Morgen lag er todt im Bett, das ganze Gesicht blau unterlaufen.

Beweint hat ihn Niemand, bei seinem Begräbniß aber

ist's seltsam zugegangen. Wie nämlich der Sarg schon zugemacht im Hofe steht, und der Pfarrer und der Schullehrer da sind, und die Leute das Lied singen, und die Träger den Sarg aufheben wollen, guckt der Rasmus oben zum Bodenloch heraus und schaut zu, gerade wie er geleibt und gelebt hat. Die ganze Gemeinde hat ihn gesehen, und ist Manchem das Singen davon vergangen, der Pfarrer aber hat nichts gesehen, sonst wär er nicht ehrlich begraben worden. So aber trug man ihn hinaus auf den Gottesacker.

Wie nun dort der Pfarrer ihn eingesegnet hat und die Gemeinde anstimmt: „Nun laßt uns den Leib begraben", und man den Sarg in's Grab läßt, da kommt ein fremder Mann gegangen, drängt sich durch die Leute und wirft drei Hand voll Erde auf den Sarg, und ist der Einzige, der nasse Augen hatte. Es war der Haubenschneider, der zu seines Bruders Begräbniß gekommen. Er war auch alt und grau geworden, aber er hatte noch seine Geige umhängen, gerade wie ehedem. Als das Grab fertig war, steckte er das Kreuz darauf und ging mit den Leuten zum Gottesacker hinaus. Er fragte nach, wie sich sein Bruder gehalten, aber da hörte er ein böses Gerücht. Das ging ihm durchs Herz, und wie er genug und übergenug gehört hatte, sagte er blos: „es ist also doch wahr"! ging rechts ab von den Leuten hinüber nach dem Platz, wo er seinen Bruder noch einmal weichmüthig gesehen hatte und mit einem guten Vorsatz, baute sich dort ein Häuschen und wohnte daselbst viele Jahre. Er war freundlich und dienstfertig gegen Jedermann, aber er sprach nicht viel mit den Leuten, sondern war immer allein: nur singen

und spielen hörte man ihn jeden Morgen und Abend. Einmal war er krank und als er mehrere Tage sich gar nicht mehr hatte sehen lassen, hörte ihn eines Abends ein Mann, der mit Holz aus dem Walde kam und an seinem Häuschen ausruhte, gar beweglich singen:

„Valet will ich dir geben,
„Du arge, falsche Welt,
„Dein sündlich böses Leben
„Mir gar nicht mehr gefällt.
„Im Himmel ist's gut wohnen,
„Dahin steht mein Begier,
„Dort wird Gott ewig lohnen
„Den, der ihm dient allhier."

Dem Holzhauer trat, während er ihn singen hörte, das Wasser in die Augen. Es war wohl sein letztes Lied gewesen. Tags darauf hat man ihn todt in seinem Bett gefunden. Das Gesangbuch war noch aufgeschlagen, aus dem er gebetet, das Oellämpchen war ausgebrannt, das Wasserkrüglein leer, und die Saiten auf der Geige zersprungen, — er aber lag da, wie schlafend.

Der Rasmus, sagt man, kann im Grabe keine Ruhe finden. Auf dem Speicher mißt er oft ganze Nächte hindurch das Korn, kehrt zusammen und hebt die Säcke: am Morgen aber liegt Alles wieder an seinem Ort. Einmal waren Leute auf dem Speicher und redeten von ihm, und Einer rief: Rasmus komm! da stand er plötzlich da, und als sie eilends die Treppe hinunter sprangen, fiel der, welcher gerufen hatte und brach das Bein. Auch in einem andern Hause, wo er einen Fruchtboden hatte, mußte er sein Wesen treiben. Der Mann im Hause hörte, wie er einfaßte und abstrich und

dabei in Einem fort fragte: „Wo soll ich's denn hintragen das Korn, wo soll ich's hintragen"? Da faßte sich der Mann ein Herz und rief: „Trag's wieder hin, wo Du's genommen hast!" Wie er das gesagt hatte, war Alles still, und seitdem hat er sich nicht mehr im Hause hören lassen.

Wahr ist das Alles schwerlich, aber eine Ehre ist's just nicht, wenn einem nach dem Tod eine solche Nachrede wird.

Seines Bruders Name wird hie und da auch noch manchmal genannt, wiewohl sein Häuschen verfallen und unter dem Haidekraut und Gebüsch, das jetzt dort wächst, wenig mehr davon zu sehen ist. Manche Leute nämlich, wenn sie spät in der Nacht den Wald herabgekommen sind über die Münzplatte, haben sie mit einem Male, als wenn's aus der Luft käme, eine Musik gehört von lauter Geigen, so hehr und lieblich, als wenn die Engel im Himmel selber die Spielleute wären. Rechtschaffenen Leuten kommt's Beten drüber an, — wenn aber Einer flucht, so lautet's, wie wenn eine Saite zerreißt auf einer Geige, und die Musik hört auf.

Wo die Musik wohl herkommen mag? Die droben sind, mögen nicht mehr auf diese Welt, und die drunten — dürfen nicht; es ist aber so eine Rede geworden, wenn Einer die Musik hört und fragt, wer denn die Geigen spiele? daß man sagt: das thut der Haubenschneider.

13. Die verwünschte Dame.*)

Als die Grafen von Rieneck ausgestorben und auch der Amtmann herab in's Dorf gezogen war, wohnte auf dem Wildensteiner Schloß der Schäfer. Er hatte ein Stück Ackerfeld für sich und einen Weidplatz für seine Schafe.

Einmal nun stand der Schafpferch auf dem sogenannten kleinen Höhacker, an welchem oben und unten das Gebüsch des Waldes anstößt und es war Nacht und der Schafknecht lag in seiner Hütte bei den Schafen und schlief. Da geschah eine Erschütterung an seiner Hütte und er sah hinaus und erblickte eine weiße Frau, dieselbe hatte einen schwarzer Schleier um den Kopf und ganz nasse Augen und winkte ihm, er aber erschrack, hielt sich die Augen zu und kroch in die Tiefe seiner Hütte. Des Morgens sagte er es seinem Herrn.

„Wenn sie wiederkommt", sagte dieser, „so rede sie an und sprich: Alle guten Geister loben Gott den Herrn! Was ist dein Begehr?" Den Abend kam sie wieder und er that, wie sein Herr geboten. Die Frau sprach: „Ich bin eine verwünschte Dame aus dem Schloß, und du kannst mich erlösen. Sei morgen Abend zwischen elf und zwölf Uhr an der Schloßbrücke, da komme ich aber nicht so wie jetzt, sondern als eine Schlange, winde mich an dir hinauf und gebe dir die Schlüssel. Du darfst dich aber nicht fürchten, ich thue dir nichts und kann dir nichts thun".

*) Ist dem Herausgeber schriftlich von einem Schäfer mitgetheilt worden, und, einige Abkürzungen abgerechnet, unverändert wiedergegeben.

Der Schafknecht sagte: „Ja! ich komme!“ — „Was soll ich mich auch fürchten?“ dachte er, „ich bin (als ein Schäfer) aus dem Geschlechte Mosis — derselbe hat sich vor der Schlange, die aus dem Hirtenstabe wurde, auch nicht gefürchtet,“ faßte guten Muth und einen ordentlichen Stolz in seinen Kopf, daß er Mosis Nachfolger werden sollte, und als nun die bestimmte Zeit da war, und die Nacht dunkelte, stellte er sich an den bestimmten Ort. Auf einmal erhob sich ein großes Krachen in dem Schloß, daß er meinte, das Schloß wolle zusammenstürzen und ein erschreckliches Rauschen und Rollen, wie das Donnern eines Gewitters — und siehe! eine große eisgraue Schlange kroch daher, hatte ein Gebund Schlüssel im Maul und fuhr auf den Schafknecht los; der aber, wie er sie sah, schrie auf und lief davon.

Da wurde die Schlange wieder zu einer Frau, jammerte herzzerreißend und sprach: „Wehe! jetzt dauerts wieder hundert Jahre, bis ich erlöst kann werden. Denn es wird ein Kirschbaum wachsen drüben im Wald, und von diesem werden Bretter geschnitten, und aus den Brettern eine Wiege gemacht werden, und das Kind erst, das zuerst darin gewiegt wird, kann mich erlösen“! —

Am folgenden Tag nahm der Schafknecht seine Schäferschippe und seinen Hund und wanderte; denn er hätte das Weinen und Jammern der Frau nicht noch einmal hören können.

14. Der Künigenbrunnen.

> Braune Tochter des Dorfs! o trinke nicht
> Von dem Wasser des Rakos: sein Wasser fließt
> Salzig von Thränen.
>
> Ungarisches Volkslied.

In dem Waldthale, durch welches man von Eschau nach Wildensee geht, ist ein Brunnen von seltsamer Beschaffenheit. Sein Wasser ist nicht gut zu trinken: es ist ungesund und hat einen bitteren Geschmack. — Das kommt von den bittern Kummerthränen, die einmal in diesen Brunnen sind geweint worden.

Es ist nämlich in der uralten Zeit, als von Eschau noch kein Haus stand, sondern nur das Schloß auf der Wiese zwischen dem Schleifbächlein und der Elsava, welches jetzt spurlos verschwunden ist, eine Königin durch's Thal gegangen — in großem Leide. Ihr Gemahl war geblieben im Krieg, ihre Kinder in Feindesgewalt gerathen. Drei Tage lang war sie schon durch den Wald geirrt, ihre Kleider waren zerrissen von den Dornen, und ihre Füße wund vom harten Gestein, und die Augen brannten ihr im Kopfe, denn sie hatte noch keine Thräne weinen können. Da legte sie sich nieder unter den Buchen neben dem Brunnen und meinte, das Herz müsse ihr zerspringen vor großem Weh, Gott aber hatte endlich Mitleid mit ihr: sie hielt ihr brennendes Gesicht in den kühlen Quell, und ihre Zähren lösten sich und rannen hinein. Seit dem schmeckt der Brunnen nach den Thränen der Königin und heißt der Künigenbrunnen. Was es aber für eine Königin gewesen ist, weiß man nicht.

15. Das Gewissen.

Es ist ja nichts so fein gesponnen,
Es kommt doch endlich an die Sonnen.
Altdeutscher Spruch.

In Eschau ist einmal vor vielen Jahren auf Fastnacht beim Tanz ein Mord geschehen, und der Erschlagne auf der Wiese, wo man ihn todt gefunden, begraben worden. Da die That im Dunkeln geschah und außerhalb des Wirthshauses, konnte man nicht sagen, wer der Thäter gewesen. Die man als verdächtig eingesetzt hatte, wurden wieder frei gegeben; auf die Wiese, wo der Erschlagene gefunden und begraben, worden, ließ die Gemeinde ein steinernes Kreuz setzen, und die ganze Sache, die Anfangs viel von sich reden gemacht, wurde allmählig vergessen.

Mehrere Jahre darauf predigt der Pfarrer eines Sonntags über das fünfte Gebot: „Du sollst nicht tödten!“ denkt aber weder an den Mord, der damals geschehen war, noch an den Mörder. Wie die Kirche aus ist, geht ein Unteraulenbacher auf dem Heimweg an den Bach hinauf — im Sonntagsanzug, aber ohne Hut. Über dem Bach drüben lag die Wiese, auf der man das Kreuz zum Gedächtniß des Mordes aufgerichtet hatte. Da bemerkte ihn ein Mann, der gerade sein Vieh tränkte, und rief ihm nach: „Nachbar, ihr habt ja keinen Hut auf, wo habt ihr denn euern Hut gelassen? „Ach,“ antwortet dieser und fährt sich mit der Hand über die Stirne, „der dumme Pfaff hat heute gepredigt, ich hätte auf Fastnacht jenen Mann umgebracht, darüber war ich verstürzt, und habe meinen Hut in der Kirche stehen lassen.“ „Wenn ihr's

nicht gethan habt," sagt der Andre, „so braucht ihr auch nicht zu erschrecken!"

Der Mann ging seines Wegs weiter, und hat ihn von dieser Stunde an Niemand mehr gesehen. Man erzählt aber, er habe daheim in seiner Scheuer sich erhängt und sei von seinen Kindern, um die Schande nicht auf die Familie zu bringen, abgeschnitten und im Scheuertenn eingegraben worden.

---

16. Der Schwedenkopf.

Städte rauchen, Ströme röthen
Sich mit Freund= und Feindes=Blut,
Aller Schöpfung Odem ruht;
Keine Stimme in den öden
Feldern als der Waffenschall
Und der Klagen Wiederhall! —

Sonst und Jetzt.

Wer im Dorfe Eschau bereits die zwanziger Jahre erreicht hat, erinnert sich gar wohl einer steinernen Säule, auf der der Kopf eines Mannes, in Stein ausgehauen, sich befand, der „Schwedenkopf" geheißen. Sie stand in der Mitte des Dorfes neben dem damaligen Ziehbrunnen, zur Seite der das Dorf durchziehenden Hauptstraße. Es ist schade darum, daß die Säule, als man vor einigen Jahren den Ziehbrunnen zu einem Pumpbrunnen umwandelte, verschwunden ist und bis jetzt, trotz aller Mühe, nicht mehr aufgefunden werden konnte: denn sie galt als das Wahrzeichen des Dorfes und stammte aus einer, zwar an großem Elend reichen, doch aber ewig denkwürdigen Zeit.

Als nämlich der dreißigjährige Krieg in Deutschland wüthete, hatte auch das Erbachische Gebiet, zu dem ehmals das Dorf gehörte, alle Drangsale zu erleiden, die überall im Gefolge dieses Krieges zu sein pflegten. Zuerst kam derselbe mit Plünderung und Brandschatzungen *), dann, als Nichts mehr zu plündern übrig war, brachte der Krieg zwei noch furchtbarere Begleiter — den Hunger und die Pest. Alle Kirchhöfe waren damals zu klein, denn die mörderische Seuche begnügte sich nicht mit einzelnen Opfern, sondern raffte gleich ganze Haushaltungen dahin. Es wurden große Gruben gegraben, und ohne Sarg und Kreuz, ohne Sang und Klang wurden die am selben Tage Gestorbenen, Mann und Weib, Jung und Alt, Freund und Feind zusammen eingescharrt. Vom Herrn von Fechenbach erzählt man, daß er täglich vom Thurm aus die Schornsteine zählte, die noch rauchten, — mit jedem Tag wurden ihrer weniger und am Ende der Pest rauchten im ganzen Orte Sommerau nur noch drei. Der Graf Georg Albrecht von Erbach hatte seinen Unterthanen geboten, daß die Hausväter aus allen benachbarten Orten allsonntäglich nach Fürstenau in die Schloßkirche gehen sollten, und stellte sich unter die Kirchenthüre, um sie zu zählen, und zählte unter Thränen jeden Sonntag

*) Eine alte „Erbachische Reformationsgeschichte von Luck" ist reich in Aufzählung der einzelnen geübten Greuel. „Den 3. Okt. 1622", heißt es darin, „quartirte die ganze Cosackische Armee à 12000 Mann zu Heubach. Und das war die 12te Einquartirung in diesem Jahr. Alle Stuben, Keller, Kirchhof 2c. standen voller Pferde. 50 Brandensteinische Reuter fielen in Eschau ein, plünderten den Ort, öfneten die Kirche mit Hebeln, raubten den Kelch und Kirchenornat 2c. Haben auch in jedem Dorf jemand erhenkt oder sonst ermordet" 2c.

weniger, bis zuletzt noch ein halbes Dutzend sich einstellte, die allein übrig waren und mehr Schatten ähnlich sahen, als lebenden Wesen.

Damals wurde die obengedachte Säule aufgerichtet. Allgemein nämlich in Deutschland schrieb man die Krankheit einer Vergiftung der Brunnen zu, und so suchte man auch in Eschau durch Ausgraben frischer Brunnen sich zu helfen. Zuerst grub man einen neuen Brunnen an der Kirchenstaffel, dann den Brunnen in der sogenannten Vorstadt, dann den an dem jetzigen Wagnershause, das damals die schöne Inschrift trug: „der Engel Schaar dies Haus bewahr," — aber das Wasser, das aus allen diesen Brunnen floß, hatte die bläuliche Farbe und war Pestwasser. Endlich wollte man noch einen Versuch machen und einen fünften Brunnen graben in der Mitte des Dorfs, — aber es fehlte an Händen: die Pest hatte schon so aufgeräumt, daß die Wenigen, die noch gesund und lebendig waren, für das Werk nicht ausreichten.

Da kamen gerade, als man rathlos das Unternehmen aufgeben wollte, die ersten Schweden in's Ort, eine ganze Compagnie, und weil sie längere Zeit in Eschau in's Quartier sich legen wollten, vielleicht auch, weil die Einwohner ihres Glaubens waren, erboten sie sich dienstfertig den Brunnen zu graben. Sie hatten ihn bald zu Stande gebracht: man untersuchte das Wasser, und siehe! es war klar und rein, wie nur jemals eines aus einem Brunnen gekommen.

So sehr man sich darüber freute, konnte man sich doch der Besorgniß nicht erwehren, es werde mit diesen Brunnen auch gehen, wie mit den andern: nach einer Weile

werde das Wasser auch wieder vergiftet sein. Der schwedische Hauptmann aber sagte: „Da will ich euch einen guten Rath geben! Laßt einen Schwedenkopf aushauen und an dem Brunnen anbringen, dann wird er ungefährdet bleiben. Denn der Schwed wird von unserm Herrgott geliebt und vom Teufel selbst gefürchtet." Die Leute thaten so, sei's weil sie auch der Meinung waren, oder den tapfern Schweden zu Ehren, ließen neben dem Brunnen eine steinerne Säule aufrichten und auf der Säule einen Kopf aushauen, der den Kopf eines Schweden vorstellen sollte. Die Säule, an der die Schweden ihre Pferde beim Trinken anhängten, nannte man, so lang sie stand, die „Schwedensäule" und den Kopf den „Schwedenkopf". Der Brunnen aber gibt sein Wasser rein und unverdorben bis auf den heutigen Tag.

Anmerkung. Wie im Wasser, so suchte man auch im Feuer, der Sage nach, die Ursache der Pest. Man löschte darum in Eschau und Sommerau alles Feuer auf's Sorgfältigste aus, machte mitten auf dem Steg, der über den, beide Dörfer trennenden, Bach führt, durch aneinander geriebene Holzstücke ein sogenanntes Nothfeuer, von dem, als einem Urfeuer, die Hausbewohner sich Feuer für den Heerd mitnahmen. Es scheint dieses Verfahren in einem schon älteren allgemeineren Glauben seinen Grund gehabt, wenigstens irgendwie im Zusammenhange gestanden zu haben, indem bei der im Jahre 1563 in London grassirenden Pest täglich ein dreimaliges Anzünden von Feuer in den Gassen der Stadt geboten war. Cf. das neuerdings herausgegebene Diary of Henry Machyn, merchant-taylor of London from A. D. 1550 to A. D. 1563.

Anfänglich war man ohne alle Heilmittel gegen die Krankheit; zuletzt aber brauchte man Bibernell (Pimpinella), weil plötzlich eines Tages ein fremder Vogel im Dorfe erschien und von einem Baume herabsang: „Eßt Bibernell, sterbt ihr nicht so schnell"!

17. Das glückliche Ehepaar.

John Anderson, mein Herz,
Zusammen ging's bergauf,
Und mancher Tag war fröhlich für uns in seinem Lauf!
Nun gehen wir hinunter, vereint und ohne Schmerz,
Und wollen drunten ruhen,
John Anderson, mein Herz!

Schottisches Volkslied.

Zu Anfang des dreißigjährigen Kriegs kommt ein gemeiner Soldat aus Westphalenland, aber von gutem Geschlecht stammend, nach Mönchberg in's Quartier zu dem Herrn von Spina, und wie er das Edelfräulein ersieht, meint er, just die müsse ihm zur Ehefrau bestimmt sein und keine andere, und das Edelfräulein meint's auch und denkt: „Den oder keinen"! — nur der Freiherr meint nicht so, der sagt kurz und gut: „Einem gemeinen Soldaten geb ich meine Tochter nicht! — erst solle er etwas werden; nach sieben Jahren könne er wieder einmal kommen, da ließe sich weiter von der Sache reden." Im Grund aber denkt er: Wer weiß, was in sieben Jahren sich Alles ändern kann!" und wie eines Morgens die Trommel durch's Dorf rasselt, und sein Westphälinger, den Tornister auf dem Rücken und die Partisane in der Hand und das Sturmband fest um's Kinn geschnallt, zu ihm in's Zimmer tritt, für genossene Herberge zu danken, fällt ihm ein Stein vom Herzen, und er wünscht ihm alles Glück auf den Weg, die jungen Leute aber denken: „Wir lassen doch nimmer von einander!" geloben sich Treue bis zum Tod und schieden. Sieben Jahre vergingen,

ohne daß sie etwas von einander hörten, aber die gelobte Treue hielten sie sich dennoch, — und auf Johannis, am selben Tage, an dem sie vor sieben Jahren geschieden, kam der Soldat wieder. Zwar der Rosmarin war verdorrt, den er beim Abschied von des Edelfräuleins Stöcklein sich geschnitten, und das schöne rothe Band, das sie ihm an den Hut gebunden, war gelb geworden, aber ihrer beider Herz war ohne Wandel geblieben, und er — war während dieser Zeit Hauptmann geworden. Da gab ihnen der alte Spina seinen Segen und sie wurden Mann und Frau, der Hauptmann aber nahm nun seinen Abschied und sie lebten ungetrennt bei einander und eines war des andern Glück.

Zwölf Söhne gebar die Frau ihrem Manne, und kein Kind starb und alle waren wohlgerathen und gediehen an Leib und Seele und wurden stattliche Männer und nahmen wackere Hausfrauen und, wiewohl die Zeiten nicht die besten waren, hatten die beiden Eheleute und ihre Kinder nur von Glück und Segen zu erzählen, außer daß der alte Spina, wie seine Zeit erfüllt war, müd und lebenssatt endlich zu seinen Vätern versammelt wurde.

Wie sie nun selber alt und schwach geworden waren, sagten sie's oft einander, daß nachdem ihnen Alles so wohl gerathen in diesem Leben, sie nur einen Wunsch noch hätten: — mit einander auch zu sterben, damit keines hier das andere vermissen und keines dort das andere erwarten dürfe. Der Wunsch wurde ihnen auch erfüllt. Es kam ein großes Sterben in's Dorf, und als dem Tod auch im Herrenhause aufgethan werden mußte, ging er im Schlafzimmer von Bett zu Bett und bot den alten Leuten

Feierabend an einem und demselben Tage. Um ihr Grab standen ihre zwölf Söhne und deren Frauen und Kinder alle und auch ein Urenkel, der trug bereits ein schwarzes spanisches Mäntelein und eine weiße Halskrause, und auf seinem Hut hatte er eine Feder, die ihm der Urgroßvater noch kurz vor seinem Ende gekauft hatte — denn er war sein Liebling gewesen.

Weil sie beide evangelisch waren, wurden sie nach Eschau neben die Kirche begraben. Dort ist ihr Leichenstein in die Kirchenmauer eingefügt. Die Schrift lautet:

> 1672 den 22. Oct. seind beyde Eheleut Herr Johann Herrmann Pfannkuch aus Westphalen gewesener Hauptmann &c. und Frauw Louise Johanna eine geborne von Spina in Gott verschieden und in Ein Grab allhie neben einander begraben worden.

Über der Schrift sind ihre Wappen angebracht, in dem seinigen ist ein Löwe, in dem ihrigen eine Feldrose: um die beiden Wappen herum ist ein Kranz ausgehauen und im Kranz ist unten ein Todtenschädel und oben ein Engelskopf eingefügt, wie wenn beide in den Kranz mit hinein gehörten. Das soll bedeuten: daß der Kranz ihrer Liebe durch Nichts sei zerrissen worden, sondern daß sie im Leben hier, im Tod und im Leben dort ungetrennt bei einander geblieben und also ein glückliches Ehepaar gewesen.

18. Das Lisbethchen von Möndberg.

Margarethe: Dein bin ich Vater! Rette mich!
Ihr Engel, ihr heiligen Schaaren,
Lagert euch umher, mich zu bewahren!
Mephistopheles: Sie ist gerichtet!
Stimme von oben: Ist gerettet!

Göthe's Faust.

Am Eingang des Wildenseer Grundes liegt links der Münzplattenberg, auf dem sonst der Eschauer Galgen stand. Der Hensle ist noch dort gehenkt, und die Schmidts Christine mit dem Schwert hingerichtet worden. Wo der Wildenseer Grund aber nach Mönchberg hinüberbiegt, oberhalb der Waldmühle, auf der Mönchberger Seite ist ein Platz, der „Hexenbrand", und dabei ein Brunnen, das „Hexenbrünnlein" genannt. Dort haben vor Zeiten die Mönchberger ihre Hexen verbrannt und der Platz hat davon seinen Namen. Wenn die Schäfer sonst des Nachts auf dem Wirbel die Schafe hüteten, sahen sie drüben oft ein Feuer glimmen — sobald sie doch hinzugingen, war's aus und keine Asche und keine Kohle zu sehen. Gras wuchs noch vor zwanzig Jahren keines auf dem Platz, jetzt aber wird er wohl eingesä't sein.

Auf dem Hexenbrand nun liegt ein Mönchberger Schultheiß begraben, der Staudersjörg genannt, und das Lisbethchen von Mönchberg wäre auch beinahe dahin begraben worden, wenn das Unglück hätte seinen Willen haben dürfen.

Der Staudersjörg war sehr reich, aber ein böser Mensch und ein Hexenmeister, wie keiner. Obwohl's dem

Amtmann und der ganzen Gemeinde bekannt war, wollte sich doch Keiner an ihn wagen aus Furcht, daß er ihm ein's anthun möchte und er ward je länger, desto kecker und hatte seine Hand in allen schlimmen Händeln. Endlich aber, nachdem er's viele Jahre getrieben, kam ein neuer Amtmann, der war sehr scharf und wollte dem Gräuel mit Ernst ein Ende machen. Da hatte er's denn vor Allem auf den Staudersjörg abgesehen und that Befehl, ihn einzubringen. Wie der's hörte, wußte er wohl, daß es ihm an's Leben gehen würde, machte aber nicht Reu und Leid, sondern wurde so falsch, daß er gern die ganze Welt umgebracht hätte, wenn's nur in seiner Gewalt gestanden wäre. In seinem Zorn geht er in den Stall und sticht die beste Kuh todt, die er besaß. Dann geht er hinaus an das Herenbrünnlein, wo er eine Wiese hatte, und findet dort das Lisbethchen, die als Magd bei ihm diente, mit dem Grasstumpf Futter machen. Sie war auch aus Mönchberg und rechtschaffener Leute Kind. Wie er sie sieht, schreit er sie an: sie habe ihm seine beste Kuh verfüttert, daheim liege sie maustodt im Stall, und sie müsse sie nun bezahlen, — wenn nicht, so wolle er sie in den Thurm setzen und krumm schließen lassen, und Vater und Mutter dazu, und wolle ihr ein solches Geschrei im ganzen Land anrichten, daß sie keinem Menschen mehr unter die Augen treten dürfe. Darüber entsetzte sich das Mädchen so sehr, daß sie laut jammerte und die Hände wand, und als er wieder fortgegangen war, jammerte sie immer noch und wußte sich nicht zu helfen.

Da steht mit einem Mal Einer neben ihr und fragt

warum sie so thue? Ja, sagt sie, sie habe ihrem Herrn die beste Kuh verfüttert und könne doch nichts dazu: nun solle sie die Kuh bezahlen und hätte kein Geld, und ihre Eltern auch nicht. Wenn's Einem so gehen könne, so müsse doch kein Gott im Himmel sein. Ei, sagte der Andere, das glaube er auch nicht; er sei ein besserer Freund und wenn sie ihm ihre Seele verschreiben wolle, solle das Geld gleich zu Handen sein. Weil sie nun vor Angst nicht mehr wußte, was sie that, versprach sie's — der Fremde aber war der Teufel. Sie wollte mit ihm heimgehen und unterschreiben, er sagte aber, das sei nicht nöthig: Feder und Papier habe er bei sich, und vom Finger laufe ihr ja Blut, damit könne sie auch unterschreiben. Sie betrachtet ihre Hand und wirklich! sie hatte sich mit dem Grasstumpf geschnitten, — das war sie aber vorher nicht weiß geworden.

Sie unterschreibt also, und der Teufel gibt ihr einen Beutel mit Geld und geht davon, sie aber hebt das Tuch mit dem Gras auf den Kopf und geht heim. Im Vorbeigehen an ihrem väterlichen Haus hört sie drinnen ihre Mutter wimmern, als ob sie krank wäre. Wie sie nun eilends in die Scheuer tritt und das Gras in's Tenne geworfen hat, sieht sie ihren Herrn vor sich: er hatte sich an einem Balken aufgehängt, weil er sich nicht wollte brennen lassen. Dann geht sie in den Stall, um nach der Kuh zu sehen und wird gewahr, daß die Kuh nicht verfüttert, sondern todt gestochen war mit Fleiß und Absicht. Da fällt's ihr Centnerschwer auf's Herz, daß sie umsonst ihre Seele dem Teufel verschrieben habe, jammert noch mehr, als zuvor und läuft zu dem Pfarrer, erzählt ihm Alles und bittet ihn auf den Knieen, ihr einen Rath

zu geben, wie sie ihre arme Seele retten und von dem Bösen loskommen könne, denn ihre Verzweiflung sei groß. Der sagt, sie solle das Geld gleich wegwerfen und in die Kirche gehen und beten und nicht mehr die Kirche verlassen, bis er's ihr sage. So wirft sie denn das Geld in die Scheuer, nimmt das Gebetbuch und will in die Kirche.

Unter der Zeit war's Abend geworden. Wie sie nun aus dem Hause tritt, steht der Teufel da, bietet ihr einen guten Abend und sagt: „Ich hab' mein Geld klingen hören, wo willst du hin, — doch nicht in die Kirche?“ „Zu meiner Mutter,“ sagt das Lisbetchen, „die am Brunnen wohnt, laß mich gehen, ich fürchte mich vor dir,“ — und will vorbei. „Warum hast du denn so Eile,“ fragt der Teufel, indem er neben ihr hergeht und sie am Rock hält, nimm mich nur auch mit!“ Das Lisbethchen sagt: „Ach, mir ist Angst, sie stirbt und ich seh sie nimmer in alle Ewigkeit.“ „Ha! antwortet der Teufel, „sie wird nicht gleich sterben! — und packt sie bei der Hand. „Laß mich gehen!“ bittet das Lisbethchen und hebt an zu weinen und zu schluchzen, „die Hand thut mir wehe, ich habe mich ja heute mit dem Grasstumpf hinein geschnitten,“ und ringt mit ihm, aber der Teufel will nicht und hält sie fest, wie mit eisernen Zangen.

Indem fängt's vom Kirchthurm an zu Abend zu läuten, und die Leute, die noch auf der Gasse waren, ziehen den Hut ab und beten, der Teufel aber muß vor Jedem, der betet, stehen bleiben und kann nicht vorbei, als bis er ausgebetet. Wie dies das Mädchen merkt, fängt sie an zu laufen, geht aber nicht in ihr Haus, sondern will nur

so schnell wie möglich die Kirche erreichen und der Teufel bleibt immer weiter zurück, und wie das Mädchen den Berg hinaufgekommen ist und auf die Kirchenstaffel tritt, schaut sie sich um und sieht den Teufel noch wie gebannt unten am Brunnen stehen, — dort stand ihr Vater und betete noch, und sie erkannte ihn an seinem weißen Kittel. Da hört das Läuten auf, — und in dem Augenblick kommt der Teufel, wie ein Sturmwind ihr nachgefahren, packt sie am Haare, wie sie gerade die Kirchthüre in die Hand nehmen will und sagt: „Es hilft dir nichts, Lisbeth! hättest du das Geschrei nicht gemacht bei dem Pfaffen, so hättest du immer noch eine Weile gute Tage haben können, — jetzt aber ist's aus. Vor einer Stunde habe ich den Herrn geholt, jetzt hole ich die Magd. Aber die Kirche sollst du dir noch einmal ansehen!" Wie er das sagt, fährt er mit ihr in die Höhe und schwenkt sie bei den Haaren dreimal um den Kirchthum herum. Das Lisbethchen aber fängt an zu beten: „Herr Jesu, dir leb' ich, Herr Jesu dir sterb' ich." Da muß der Teufel sie auf die Erde niedersetzen; wie er's aber gethan, fällt das Mädchen um und ist todt.

Den Staudersjörg haben die Henkersknechte abgeschnitten und auf dem Schindersfarren hinausgeführt auf den Hexenbrand und dort eingescharrt. Für das Lisbethchen aber hat der Pfarrer gebeten, und so haben sie's ehrlich begraben. Seine Mutter ist bald nach ihm auch gestorben, und sein Vater ist weggezogen.

Man soll an unserm Hergott nicht irre werden, — am allerwenigsten, wenn Einem ein Bösewicht bange machen will.

Anmerkung. Wie lange und wie genau sich Thatsachen im Munde des Volkes erhalten, zeigt ein Theil der erzählten Sage. Denn über den Standersgörg findet sich in einem alten Kirchenbuche folgende Notiz:

„1672 Sambstags den 20. April hat sich der Mönchberger Schultheiß, Georg Stander genannt, so 34 Jahr Schultheiß gewesen und manche schlimme Händel angestellt, in seiner Scheuer selbst erhengt und über 8 Tag hernacher, den 27. ejusdem durch 3 Henkersknecht auf dem Schinderskarren hinausgeschleppt. und durch dieselben an den Orth, da man hiebevor Hexen verbrannt, begraben worden. Ist von vielen Leuthen vor ein Hexenmeister gehalten worden. Nota dessen Vorfahr vor ihm ist als ein Hexenmeister öffentlich verbrannt worden und haben also die Mönchberger schlecht Glück zu ihren Schultheißen".

---

19. Die Maßkanne.

Unglückliches Geschenk, das du empfangen!
Unglücklich Loos, das dir daraus entsprungen!
Zedlitz.

Zwischen Eschau und dem Kloster Himmelthal in der Wiese nahe am Ufer der Elsava liegt der Weibersbrunnen. Er ist so tief, daß man mit dem längsten Wiesbaum nicht auf seinen Grund langen kann, und auf der Oberfläche mit Meerlinsen bedeckt. Drinnen wohnen die Nunnen oder Wasserweibchen. Seit die Holzfuhren durch's Thal gehen, haben sie sich unsichtbar gemacht; in den alten Zeiten aber, als noch keine Straße gebaut war, und das Holz noch in der Elsava geflößt wurde, als die Hirsche

und Rehe noch herunter an den Bach kamen, und nur manchmal ein Leinreuter durch das Thal zog oder ein Müller mit seinem Esel, kamen die Nunnen oft aus dem Brunnen und gingen mit den Menschen um. Sie gaben den Kindern, die beim Heumachen an ihren Brunnen kamen, schöne Blumen, und im Winter kamen sie unversehens in die Spinnstuben und sangen mit den Burschen und Mägden, bis die Glocke zwölf schlug. Dann gingen sie eben so schnell wieder fort, als sie gekommen waren. Niemand aber durfte sie fragen: woher oder wohin? sonst kamen sie lange Zeit nicht wieder in's Dorf. Manchmal gaben sie auch einem Sonntagskind einen Ring; wenn das den Ring drehte, mußten sie kommen und nach seinem Begehr fragen — wenn man aber zwischen 12 Uhr Nachts und dem Hahnenschrei dies versuchte, so war die Nunne verloren.

Auf der Agneshöh wohnte eine Gräfin, die rückte ihren Ring einmal, als es schon zwölf geschlagen hatte, weil ihr Kind krank geworden war und die Nunne ihm einen Trank bereiten sollte. Dieselbe kam zwar und half dem Kinde, aber sie war sehr traurig und sagte: jetzt muß ich sterben, und als sie aus dem Schloß gegangen, hörte man großes Wehklagen und Wimmern in der Luft und des andern Tags sah man auf dem ganzen Weg vom Schloß bis an den Brunnen die hellen Blutstropfen — einen an dem andern.

Selbiger Zeit wohnte auch eine Müllersfrau im Kloster, die hatte ein kleines Töchterchen, Kathrinchen genannt, und wenn sie das Kind einschläferte, so sang sie, wie heut zu Tage noch die Frauen thun:

„Heio popeio die Nunne
Die bringe mei'm Kathrinche Blume. *)

Das hören die Nunnen gern und sie hatten das Kind lieb, brachten ihm Blumen und spielten mit ihm — und als es groß wurde, ward es auch sehr schön und sittsam. Als es in die Jahre gekommen war, da die Mädchen heirathen, bekam es einen Burschen zum Mann, der aus dem Maingrund gebürtig war. Sein Vater war ein Schiffmann, er aber übernahm die Klostermühle und ward ein Müller. Wie sie nun an ihrem Hochzeitstage ganz allein des Abends spät noch an dem Bache sitzen, kommt die Nunne und schenkt ihnen eine große schöne Maßkanne von Silber und sagt: „Da bring ich euch auch ein Hochzeits-Geschenk. Mit dieser Kanne schöpft jeden Tag euern Abendtrunk aus dem Brunnen und trinkt daraus und es soll euch wohl bekommen. Zweimal aber an einem Tag dürft ihr die Kanne nicht füllen, sonst wär's euch zu großem Unglück!" — Als sie nun anderen Tags die Kanne füllten und tranken, siehe! da war's eitel Wein, so gut, wie sie noch keinen getrunken, und so war's jeden Tag und sie waren sehr froh darüber und thaten genau, wie die Nunne ihnen befohlen.

Da geschah es aber, daß am Abend vor Fastnacht ein Musikant zu ihnen kam, den man nur den lustigen Eckart hieß, und bei ihnen über Nacht blieb. Er hatte früher-

*) In Aschaffenburg singen die Mütter:
Heio popeio die Nünnercher
Bringe dem Kindche Blümercher,
Un die schöne Rosmarei
Soll mei Kindche schläfern ei.

einmal das Kathrinchen sehr lieb gehabt, und das Kathrinchen hätte ihn auch genommen, aber der alte Müller wollte es nicht leiden. Gegen den waren sie freundlich und brachten's ihm zu aus ihrer Kanne, und weil ihm der Wein so lieblich vorkam, wie noch nie einer, und weil die Musikanten in aller Welt eine trockene Leber haben, ruhte er nicht eher, als bis die Kanne noch einmal gefüllt wurde. Weil's die Müllersleute nicht thun wollten, ging er selber mit der Kanne zum Brunnen und schöpfte und stellte den Wein auf den Tisch in der Stube, und sie plauderten und tranken und der Wein schmeckte wie immer. Da schaut das Kathrinchen einmal von Ungefähr in die Kanne und erschrickt — denn der Wein war blutroth — und der Müller erschrack auch. Der Musikant aber sagte: das sei ihm eben recht, der Klingenberger sei ihm lieber, als der Rücker, und trank fort und nöthigte sie auch zu trinken. Wie aber der letzte Tropfen getrunken war und der Musikant die leere Kanne auf den Tisch setzte, that's einen Schlag, als ob das Haus einstürzte: und die Weidenbäume am Bach fingen an zu ächzen, als wenn sie eine menschliche Stimme bekommen hätten; das Wasser hörte auf zu fließen, die Mühlräder hörten auf zu rauschen und die Uhr hörte auf zu picken — und die drei saßen da und schauten sich einander an und waren verblaßt, wie wenn sie todt wären. Da sagte das Kathrinchen: „mir ist's, als sollte ich sterben" — und in demselben Augenblicke fing der Grasstumpf an der Wand an, sich zu bewegen, und der Musikant sagte: „mir ist's, als scharrten sie mich ein, aber nicht auf dem Gottesacker" — und bei den Worten hing ihm der Arm am

Leib, wie abgeschlagen und ein rother Streif lief ihm quer über die Stirne — und der Müller sagte: „mir ist's, als säh ich meinen Vater sterben und er schaute mich grimmig an und machte mir eine Faust!" und als er das sagte, klang die Kanne und bekam einen großen blutrothen Flecken.

Folgenden Tags wollte der Müller in den Maingrund gehen, damit ihm sein Vater sein mütterliches Erbe herausbezahle. Als er weg war, wollte das Kathrinchen auf dem Felde nachsehen, wo die Magd graste. Mit der bekam es einen Wortwechsel, so daß die Magd nach ihm hackte mit dem Grasstumpf; der Grasstumpf fuhr ihm in den rechten Schlaf und es fiel um und war augenblicklich des Todes. Der Musikant spielte an dem Tag im Eschauer Wirthshaus und als die Bursche mit einander rauften, mischte er sich auch in den Streit: da schlug ihm Einer mit einem Stuhlbein erst den Arm ab und dann den Schädel entzwei, daß er nicht mehr aufstand — und ward auf der Wiese begraben.

Der Müller war in aller Frühe von daheim weggegangen und kam an dem Brunnen vorbei. Dort saß die Nunne auf einem Weidenstumpf, ganz blaß und traurig, rang die Hände und weinte. Wie er umsah nach ihr, däuchte es ihm nur wie ein Nebel, aber im selben Augenblicke hatte er die Kanne in seiner Hand und wußte nicht, wie er dazu gekommen war. Als er nun durch Eschau und den Wildenseer Grund gegangen war und auf die Höhe kam zwischen Wildensee und Prozelten, kam ihm sein Vater entgegen. Als der sein Begehr hörte, sagt er ihm, er solle umkehren, er sei jetzt dazu nicht im Stand,

und will ihn mit Gewalt aufhalten; ein Wort giebt das andere und es fallen böse Worte, bis der Alte endlich den Sohn an der Brust faßte. Da wollte der Müller ihm mit der Kanne wehren und hob sie in die Höhe, aber siehe! die Kanne wurde so schwer, als wenn sie mit Blei gefüllt wäre, und bekam einen Zug, wie ein Schmiedehammer und fuhr zu und zerschmetterte dem Alten den Kopf, daß er starb, obwohl der Müller sich die Haare zerraufte über dem, was er gethan.

Wenn man vom Kloster nach Eschau geht, so steht eine kleine Strecke über dem Kloster, just wo der Weg links abgeht nach Sommerau, ein Kreuz: dort ward das Kathrinchen mit dem Grasstumpf erschlagen. Auf der Wiese gegenüber dem Löwenwirthshaus in Eschau steht auch ein Kreuz, aber nur mit einem Arm — dort liegt der Musikant begraben und die Wiese heißt bis auf den heutigen Tag die Eckartswiese. Auf der Höhe aber zwischen Wildensee und Prozelten liegt links am Weg ein Stein, auf dem eine Maßkanne eingehauen ist, — das ist die Nunnenkanne, mit der der Müller seinen Vater todtgeschlagen. Was aus dem Müller geworden ist, hat man nicht mehr erfahren, der Platz aber, wo er die That gethan, heißt heute noch zum ewigen Gedächtniß „die Maßkanne“.

20. Das eiserne Pferd.

Mein Vetter ritt den Schecken an dem Tag,
Und Roß und Reiter sah ich niemals wieder.
Schiller.

„Im Namen der heiligen und ungetheilten Dreifaltig„keit! Amen! Dem heiligsten Vater in Christo und Un„serm Herrn, Herrn Siegfried, des heiligen Sitzes zu „Mainz Erzbischoffen, entbiete ich Ludwig Graf zu „Rieneck und Adelheid, Gräfin daselbst, unsre demü„thigen und schuldigen Dienste. Wir haben uns vorge„nommen, Euerer Väterlichkeit zu verkündigen und mit „dem Zeugniß gegenwärtiger Schrift zu bestätigen, daß „Wir, aus Liebe zu Gott und seiner heiligen Mutter „für Unser und der Unsrigen Heil, sowohl derer die „nun todt sind, als derer die noch leben, ein „Jungfrauen-Kloster des Ordens der Cistercienserinnen „in Unserem, bisher „Wohlperg" genannten Landgut „gestiftet, demselben aber nun diesen Namen „Himmelthal" „gegeben und dasselbe ausgestattet haben mit dem dabei „liegenden Dorfe Wohlperch und allen seinen Zugehörungen, „Wiesen, Waiden, Wäldern, Wassern, Fischereien und „Mühlen, und den daselbst Gott dienenden Personen mit „einträchtiger Hand gegeben haben, frei und mit vollem „Recht, wie wir es bisher besessen haben, zu ewigem Be„sitz. Wir bitten Eure Heiligkeit, diese Unsre Handlung „beifällig aufzunehmen und zu bestätigen mit Euren Pri„vilegien gnädiglich, wie ihr wißt und könnt. Geschehen „im Jahr der Gnade 1233 der XI. Römer Zahl."

So lautet die Urkunde, die in barbarischem Latein verfaßt, über die Stiftung des Klosters Himmelthal sich vorfindet.

Wie von einem Menschen, der Fleisch und Blut, ein Herz und lebendige Gliedmaßen gehabt hat, zuletzt nur noch ein Skelett übrig bleibt, so ist gar oft von einer lebendigen Thatsache nach Jahren nur noch eine todte Urkunde da. Die trocknen Buchstaben lassen wenig von den Freuden- oder Schmerzens-Zähren wahrnehmen und wenig von dem Herzschlag hören, darunter die Urkunde zu Stande gekommen, doch übernimmt es manchmal die Sage, das trockne Skelett, mehr oder minder glücklich, mit Fleisch und Blut zu überkleiden. An der oben angeführten Urkunde werden wir auch diese Erfahrung machen, wenn wir aus den Bruchstücken der Sage, die noch auf uns gekommen, die Geschichte ihrer Entstehung uns zusammensetzen.

Als der im Eingang derselben belobte Graf Ludwig von Rieneck mit seiner Gemahlin Adelheid bald nach der Vermählung das Schloß Wildenstein bezog, fand er dort einen schlimmen Nachbarn vor. Dieser hauste auf dem Thurm im Krausenbacher Thale, dessen Trümmer jetzt noch in der Nähe des, zum Theil aus seinen Steinen erbauten, Jägerhauses sichtbar sind, und war, wie es damals gar oft der Fall gewesen sein soll, mehr ein gemeiner Räuber, als ein wegen seiner adeligen Tugenden gepriesener Ritter. Da er auch in der Gewohnheit hatte, mitunter das Rieneckische Gebiet heimzusuchen, legte ihm der Graf zwar bald das Handwerk, hatte sich aber dadurch auch einen unversöhnlichen und verzweifelten Feind in dem Menschen gemacht. Immer auf's Neue Feind-

seligkeiten übend und jedesmal, wenn's zum offenen Kampfe kam', niedergeworfen, wollte er doch von keiner Aussöhnung hören, wie oft auch der großmüthige Rienecker die Hand dazu bot, bis endlich dieser, um der Sache ein Ende zu machen, das Räubernest nahm und niederbrannte, die Spießgesellen des Wegelagerers an die nächsten Eichbäume aufknüpfte und ihn selber gefangen nach Wildenstein schleppte. Nach einem Jahre entließ er ihn der Haft mit einigen guten Lehren und Warnungen, dieser aber war kaum bei den Trümmern seines Thurmes angekommen, als er einen furchtbaren Eidschwur that, nicht abzulassen, als bis er an dem Grafen, seinem Todfeind, und an dessem ganzen Geschlecht eine furchtbare Rache genommen hätte.

Da er aus Erfahrung wußte, daß er der Mann nicht sei, um dem Rienecker mit Stahl und Eisen beizukommen, machte er einen Bund mit dem Teufel, baute sich oben an der Rieneckischen Grenze zwischen Heimbuchenthal und Hoppach einen festen Thurm, nannte ihn drohend den „Höllenthurm" und das, seitwärts von dem Thurm in den Wald sich ziehende, enge düstre Thal das „Höllenthal", und hatte nichts dawider, daß allmählig die Leute ihn den Höllenhanns zu nennen anfingen. Der Thurm steht heute noch und das Thal heißt auch noch das Höllenthal.

Als der Rienecker davon hörte, wollte er ihm zeigen, daß er weder von seiner Nähe, noch von seinen Künsten sich irgend welchen Unglücks versähe, und baute zwei Wegstunden weiter unten, im Thal an der Elsava, sich einen Lustort, den er, dem „Höllenhanns" und seinem Höllenthal zum Trutz „Wohlberg" nannte. Dort wohnte er oft mit seinem Weibe und seinen drei Söhnen, lud

seine Freunde und seine Vasallen dorthin zu fröhlichen Festen, ließ keinen Fremden und keinen Armen vorbeigehen, ohne daß er einen ganzen Tag vollauf mit Speise und Trank ihn bewirthet hätte, und Freude war in der ganzen Gegend, wenn die Zeit kam, da der Rienecker vom Schloß nach Wohlberg zu ziehen pflegte.

Der Höllenhanns hielt sich eine Weile still und ruhig in seinem Thurm, verschwand dann, Niemand wußte wohin? — nach etlichen Jahren aber war er mit einem Male wieder da, brachte viel reiche Schätze und ziemliche Mannschaft mit und bezog seinen Thurm wieder. Der Rienecker meinte, nun werde der alte Tanz wieder angehen, aber siehe da! der Höllenhanns that freundlich, lud ihn zu sich ein, und als der Rienecker ihn besuchte, ließ er ihn seine Pferde sehen, die er, wie er sagte, aus dem Morgenlande mitgebracht hatte. Darunter war nun ein Grauschimmel besonders ausgezeichnet, den man wegen seiner Farbe und seiner Haare, die sich wie Eisen anfühlten, das „eiserne Pferd" nannte. Da der Rienecker ein besonderes Wohlgefallen daran äußerte, bot er's ihm als Zeichen der Versöhnung zum Geschenk, und dieser nahm es dankbar und hocherfreut mit sich auf Wildenstein. Dies Pferd aber war durch schwarze Teufelskünste so abgerichtet, daß es jedem, der es bestieg, zuletzt den Tod bringen mußte.

Des Rieneckers ältester Sohn ritt es zuerst. Als er aber einst in den Streit zog, stürmte es mit ihm mitten unter das feindliche Volk, ließ sich nicht aufhalten und umwenden, bis er erschlagen war, dann rannte es unversehrt wieder zurück zu dem Rieneckischen Haufen. Der

Graf und sein Weib grämten sich sehr um ihren Sohn, trösteten sich aber damit, daß ihr Erstgeborner doch einen rechten Heldentod gestorben.

Darauf ritt es der Zweite. Dieser wollte auf der Jagd über den Wolfsgraben setzen, das Pferd aber stürzte und der Sohn ward todt heimgetragen.

Als der jüngste herangewachsen, und der Graf und seine Gemahlin schon hoch in die Jahre gekommen waren, ward ihr Sohn in das kaiserliche Heerlager entboten, und ritt aus mit seinem Volk von Wildenstein um die Adventszeit. Sein Vater und seine Mutter sahen ihn mit seinem Gefolge abziehen, er aber ritt das eiserne Pferd und trug die Rieneckische Fahne. Als er nun über die Brücke geritten, ward jenseits auf der Höhe des Berges der Höllenhanns sichtbar und winkte, wie zum Abschied. Kaum ersieht ihn das Pferd, fängt es gräulich an zu schnauben, bäumt sich hoch empor und schüttelt sich, daß es klirrt, als wenn seine Haare wirklich von Eisen wären, schleudert mit einem gewaltigen Ruck den jungen Grafen hinab in den Schloßgraben, daß er das Genick bricht und augenblicks verscheidet. Darauf wendet sich das Pferd mit höllischem Gewieher, wie hohnlachend, rechts hinüber, wo der Höllenhanns stand, und wie sie ihm nachsehen, rennt es gerade durch den Hochwald hinab, und die Bäume brachen und thaten sich knackend vor ihm auseinander, als wenn sie Rohrstengel wären. Nach einer Weile ist es über den Höllengrund hinüber, auf dem Berge bei dem Höllenhanns, der es streichelnd in Empfang nimmt und mit sich davon führt.

Nun wußten der Rienecker und seine Gemahlin, warum

ihre Söhne so elend um's Leben gekommen, und daß sie's der Bosheit und den Teufelskünsten des Höllenhanns zu verdanken hatten, und ihr Jammer war über die Maßen. Der Gräfin aber gin'gs am tiefsten zu Herzen und einstmals sagte sie zu ihrem Gemahl: „Wir haben nicht gut daran gethan, als wir in irdischem Wohlleben der Hölle und ihrer Gewalt spotten wollten. Das Wohl wird Wehe, das nicht vom Himmel stammt. Das Lusthaus, das wir dem Höllenritter zum Trutz unten im Thale gebaut haben, laß uns zum Kloster umwandeln, und statt „Wohlberg" hinfort „Himmelthal" heißen. Dort mögen Dienerinnen Gottes und wir selbst für uns und der Unserigen Heil beten, sowohl „derer, die nun todt sind, als derer, die noch leben" und wenn wir in solchem Himmelthal uns geborgen haben, so acht' ich, wird vom Höllenthal kein Verderben mehr an uns reichen."

So bauten sie denn das Kloster und beschlossen selber ihre Tage daselbst in Buße und Thränen, und wurden endlich, als sie selig verstorben, in der Klosterkirche begraben. Heute noch ist ihr Grabstein daselbst zu sehen, auf dem sie in Stein ausgehauen sind in Lebensgröße, und ernst und tiefsinnig auf das Geschlecht einer andern Zeit herabsehen, das die Stätte betritt, unter der ihr Staub schläft bis zum Tage der Auferstehung.

In der Adventszeit aber hört man im obern Elsavathal manchmal um Mitternacht hastige, kurz abgestoßene dumpfe Töne. Wers nicht weiß, meint das Pochen des Eisenhammers zu hören, der oben unter dem Höllenthurm liegt und der Höllenhammer heißt, es ist aber das eiserne Pferd, das alljährlich, wenn die Advents-

stürme brausen, schnaubend und pustend das Thal hinunterstürmt, an dem Schloße vorbei, dessen junge Gebieter es einst in den Tod getragen, bis es an den Klostermarken seinen Lauf geendet hat und spurlos im Nebel verschwindet.

---

21. Himmelthal.

O holde Einsamkeit,
O süßer Waldschatten,
Ihr grüne Wiesen, stille Matten,
Bei euch nur wohnt die Herzensfreudigkeit
L. Tieck.

Bei dem Kloster Himmelthal verengt sich das Elsavathal, daß es kaum ein Paar hundert Schritte breit bleibt. Frische blumenreiche Wiesen füllen den schmalen gebogenen Grund und rechts und links steigen waldbedeckte Berge jäh empor und schließen das kleine Thal von der übrigen Welt ab; das Auge sieht nur den blauen Himmel und das helle Grün der Wiesen und das dunklere des Waldes — und das Ohr hört nur das Rauschen der eilenden Elsava, das Säuseln des Windes in den Baumwipfeln und den Gesang der gefiederten Waldbewohner. Der Frieden Gottes ruht auf der Stätte und das Herz sehnt sich, aus der bewegten Welt zu scheiden und hier sich selbst und dem Dienste des Herrn zu leben.

Die Bewohnerinnen des Klosters Himmelthal lebten Jahrhunderte hindurch auch nur dem Dienste des Herrn. Die Grafen von Rieneck waren des Klosters Schirmherrn

geblieben und unter ihrer Obhut und bei dem musterhaften Lebenswandel der Nonnen gelangte das Kloster bald zu hoher Blüthe; das Dorf Eichelsbach und der größte Theil der Ortschaften Großheubach und Reistenhausen, die Hofgüter zu Mechenhart, das Patronatsrecht der Pfarrei Erlenbach und viele andere Besitzungen wurden Eigenthum des Klosters.

Der Reichthum erzeugt häufig Üppigkeit und die Üppigkeit führt auf weitere Abwege. Auch die Nonnen zu Himmelthal fröhnten allmählig der Weltlust mehr, als sich mit den strengen Regeln des h. Bernard vertrug. Der Erzbischof von Mainz fand sich deshalb bewogen, einen geistlichen Commissär nach Himmelthal abzuordnen. Dieser stellte den versammelten Nonnen das Sündhafte ihres Treibens in eindringlicher Rede vor und warnte sie vor den Fallstricken, die der Böse Allen lege, die nicht fest an dem Herrn hielten. In vielen Herzen schlugen seine Worte tiefe Wurzeln, aber in anderen fanden sie nur unfruchtbaren Boden und zu diesen gehörte auch eine junge Nonne, die Schwester Agnes, die sich bei Gleichgesinnten über den ehrwürdigen Geistlichen nur lustig machte. „Der alte Herr", meinte sie, „habe gut reden; wenn sie einmal weißes Haar habe, wie er, werde sie sich auch um die Weltlust nicht mehr kümmern. Aber jetzt solle er ihr mit seinen Mährlein wegbleiben. Mit dem Teufel schrecke man nur Kinder. Sie habe noch nie gehört, daß Jemanden der Teufel geholt habe und es liefen doch arge Sünder genug in der Welt herum. Darauf wolle sie es ankommen lassen" — und was dergleichen gottlose Reden mehr waren.

Die Schwester Agnes hatte Gelegenheit gefunden, eine Liebschaft mit einem Jägersmann anzuknüpfen. In dem Taumel ihrer Leidenschaft war ihr nichts mehr heilig; sie vergaß ihr Gelübde und den Himmel und versprach dem Jägersmann, aus dem Kloster zu entfliehen und ihm in seinen Wald zu folgen.

Es war ein schwüler Sommertag gewesen. Schwere Gewitterwolken waren über den Spessart gezogen und hatten ihre Last in die engen Waldthäler gegossen, daß sie sich hoch mit Wasser füllten und die Elsava im wilden Strome dahin brauste. Die Nacht, welche diesem Gewittertage folgte, war zur Flucht aus dem Kloster verabredet worden; der Jägersmann sollte die Schwester Agnes unfern des Klosters erwarten. Er mußte aber vorher die Elsava überschreiten und die ungebändigte Fluth hatte Brücken und Stege weggerissen; er ließ sich dadurch nicht abhalten und suchte durch das Wasser zu dringen — die Wellen ergriffen ihn und führten seine Leiche dem Maine zu.

Unterdessen war es der Schwester Agnes gelungen, aus dem Kloster zu entkommen; es war ihr dieses um so leichter gewesen, als das fortwährende Aufleuchten der Blitze, das unaufhörliche Rollen des Donners alle Nonnen in ihre Zellen gescheucht hatte. An dem bestimmten Platze sah Agnes den Jägersmann stehen, sie eilte auf ihn zu: da zückte ein heller Blitzstrahl durch die schwarze Gewitternacht und ein Schrei, den man durch das Brausen des Sturmes im Kloster hörte, gab Kunde, daß Agnes den erkannt hatte, der die Stelle ihres Buhlen einnahm. — Am andern Morgen fand man nur den halbverbrannten Schleier der Schwester.

Zu dessen Gedächtniß wurde da, wo man den Schleier gefunden, ein Stein eingemauert, der den Teufel vorstellt, wie er mit seinen Krallen grimmig das Nönnlein faßt. Das Denkmal ist heute noch an der Scheuer des Klosters zu sehen.

Bald darauf verbreitete sich Luther's Lehre und fand auch Eingang im Kloster. Eine Nonne nach der Andern verließ die heilige Stätte, so daß zuletzt nur noch Eine vorhanden war, die sich selbst zur Äbtissin wählte, und nun Äbtissin und Convent in einer Person vorstellte. Der Churfürst zu Mainz war damit nicht einverstanden, hob im Jahre 1619 das Kloster auf und überließ dessen Güter den Jesuiten, die um diese Zeit nach Aschaffenburg gekommen waren. Diese errichteten in der Mitte des vorigen Jahrhunderts alle Gebäude neu, so daß von dem alten Kloster kaum noch eine Wand übrig ist. Nach der Jesuiten Aufhebung fielen die Güter dem Gymnasiumsfonde zu Aschaffenburg zu.

---

22. Das graue Männchen beim Kloster Himmelthal.

In der Mundart des mittleren Elsavathales.

Maant (meint) e Mancher, vor Alters wer'n die Leut gor ze dumm gêwese, weil se ûmögliche Geschichte als enanner verzäihlt hawe, wie wenn se werklich wohr wer'n. Sell is awer weit gefehlt! 'S kummt nor druf â, wie mer son e Geschichte âsicht (ansieht): je noch dem is se dumm un je noch dem is se gescheit. Sou hot mer als

verzäihlt, bâm Klouster hett sich vor Zeite e groh (grau) Mennche ufgehäle (aufgehalten), un wann âner an de Stutz kumme wer, un sei Ochse ode sei Küh hette de Wage net nuf ziehe kenne, sou hett er nor e Vaterunser ze bete brauche, — noch (darnach) hett'n des Mennche nuf geschobe.

Sell (soll) des bedeute, es geb' grohe Mennchen, die A'm (Einem) die Wäge die Berg' naus schiebe, sou is es freilich e dummi Geschichte, sell's aber bedeute, mit'm Bete käm' âner besser vorâ, als mit'm Fluche, — un wann'm aach die gräißte Berg in de Weg geschmisse wer'n, sou wer doch just die Geschichte net grod dumm ze nenne, un der se verzäihlt — aach net.

---

23. Der Schäfer von Elsenfeld.

Das gilt für nichts, was Menschen nicht gewahren.
Yngurd v. Müllner.

Vor hundert und mehr Jahren lebte zu Elsenfeld ein Schäfer, der Hirtenjörg genannt, und seine Frau die Ev', und galten beide weit und breit für gottselige, recht-schaff'ne Leute. Besonders der Mann wußte viel' fromme Sprüche und heilige Geschichten, und wenn er die Schafe hütete auf dem Dammesfeld, pflegte er lauter geistliche Lieder dazu zu blasen, so schön, daß den Leuten, die ihn hörten, das Herz davon bewegt wurde.

Es geschahen aber selbiger Zeit in der Gegend viele erschreckliche Unthaten, und wie man's auch anstellte, man

konnte den Thätern nicht auf die Spur kommen: die Kirchen wurden ausgeraubt, und die Leute auf der Straße angefallen und todtgeschlagen, und besonders das Dammesfeld kam so in's Geschrei, daß sich Niemand mehr des Abends durch's Thal getraute. Denn nicht nur Einzelne, sondern auch Zwei und Drei, die sich verspätet hatten, wurden am Morgen todt im Wald gefunden, und man meinte nicht anders, als es müßte eine große Bande im Wald ihr Wesen haben.

Wer hätte gedacht, daß der Schäfer und sein Weib so gottlose Heuchler seien, und daß sie allein alle Raub- und Mordthaten verübten? Es war aber doch so, und sie brachtens fertig durch die schwarze Kunst und stellten es also an: wenn ihnen ein Kind geboren wurde, brachten sie's um, schnitten ihm den kleinen Finger ab und dörrten ihn im Backofen. Wenn sie dann einen Einbruch oder Mord begehen wollten, brannten sie den Finger an, wie eine Kerze, und so lange der Finger brannte, waren sie unsichtbar. So gewahrten denn die Leute, wenn sie Nachts unter Schippach durch den Tannenwald gingen Nichts, als ein Licht neben dem Weg, wenn sie aber hinzukamen und an nichts Böses dachten, schlug sie der Schäfer mit dem Holzbeil todt, ehe sie noch wußten, wo die Schläge herkamen.

Ehe nun der Schäfer sich verheirathet hatte und ein Mörder geworden war, gingen einmal im Frühjahre auf den zweiten Ostertag drei Bursche aus Elsenfeld in die Fremde: der eine war ein Schneider, der andere ein Schmied, der dritte, mit Namen Kasper, war der einzige Sohn aus der Mühle und war ein Müller. Da-

heim waren sie still und traurig fortgegangen, wie's aber das junge Blut zu machen pflegt, in Rück kehrten sie ein im Wirthshaus, um noch Ein's mit einander zu trinken, weil sie immer so gute Kameraden gewesen. Da wurden sie wieder munter, führten allerlei Reden, und zuletzt machten sie mit einander aus, sie wollten sieben Jahre in der Fremde bleiben, nach sieben Jahren aber, wenn sie am Leben blieben, auf den zweiten Ostertag wieder hier zusammenkommen und, wie ihren Auszug, so auch ihren Einzug wieder in Elsenfeld halten — alle drei mit einander. Darauf zogen sie durch's Dorf, singend das Handwerksburschenlied:

„Ich will mein Glück probiren,
Marschiren!"

gingen den Bach hinauf, am Kloster vorbei, und bei der Aubrücke trennten sie sich, — Zwei gingen rechts, und der Dritte ging links. In der Fremde hatten sie alle drei viel Glück, lernten ihr Handwerk ohne Tadel und ersparten sich auch noch ein jeder ein schönes Stück Geld, und als die sieben Jahre zu Ende gingen, dachten sie auf's Heimgehen, und auf den zweiten Ostertag kamen sie wieder in der Krone zu Rück zusammen, wie sie's verabredet hatten. Der Müller war zuerst auf dem Platz, dann kam der Schmied, und hernach der Schneider. Wie nun Einer nach dem Andern gesund zur Thüre hereintrat, hatten sie eine große Freude, erzählten und ließen eine Kanne nach der andern bringen, auf baldige Meisterschaft anzustoßen, bis es endlich anfing zu dunkeln, — da brachen sie mit einander auf und wollten heimwärts. Draußen aber blies seit etlichen Tagen der Thauwind und die Elsava war

ausgetreten und hatte das ganze Thal unter Wasser gesetzt, und es brauste, wie wenn der Rhein das Thal entlang ginge.

Wie sie nun unter die Kreuzmühle kommen, dorthin wo der große Nußbaum steht und der Bildstock, hören sie den Schäfer blasen: „Nun sich der Tag geendet hat", und sagen: „Das ist der Hirtenjörg, jetzt werden wir bald daheim sein." Mit Einem Male aber hört das Blasen auf, und es wird ein Licht angesteckt und sie sehen das Licht, aber Keinen, der es trägt, sondern das Licht fackelt vor ihnen kerzengrad in der Luft herum, — der Hirtenjörg hatte sie kommen hören, und hielt sich hinter dem Baum und lauerte auf sie, der ausgetretene Bach aber ging bis gerad unter den Nußbaum. Wie sie nun stutzten und nicht wußten, sollten sie voran oder zurück, schreit er ihnen zu: „Legt die Felleisen ab, hernach will ich jedem von Euch seinen Treff geben!" und zugleich schlug er dem Schneider, der voranging, vor den Kopf, daß er taumelte. Da wußten die drei nicht, wie ihnen geschah, und fingen an zu bitten, er solle die Felleisen nehmen, nur das Leben solle er ihnen lassen. Endlich sagte der Hirtenjörg: „Meinetwegen, ob ich's schon nicht gern thue, aber die Felleisen legt ihr hierher und all' euere Kleider darauf, und wenn ihr euch ausgezogen habt, steigt ihr auf den Nußbaum und muckst euch nicht, — sonst ist's euer Letztes". Sie thaten so und stiegen auf den Nußbaum, und der Schäfer, wie sie droben waren, wollte mit den Felleisen und Kleidern davon gehen, ließ aber dabei den Finger, den er angesteckt hatte, von ungefähr fallen: der ging aus, und in demselben Augenblick war der Schäfer sicht-

bar, und weil der Mond grad hinter einer Wolke hervorkam, kannten ihn die drei und schrieen: „Hirtenjörg, Hirtenjörg!“ Da warf er die Felleisen und die Kleider wieder hin, nahm seine Doppelflinte von der Schulter, trat unter den Baum und sagte: „Habt ihr mich erkannt, ihr drei, nun so betet jetzt euer letztes Vater unser!“ Wie sie das hörten, fingen sie auf's Neue an, um ihr Leben zu bitten, versprachen auch, ihn nie zu verrathen, und er sollte an den großen Jammer denken, den er anrichten würde, wenn er sie umbrächte. Der Hirtenjörg aber lachte und meinte: wem's denn so arg zu Leid geschehen würde, wenn er sie jetzt alle umbrächte?

Da sagte der Schneider: „mein Meister hat mich immer gar zu lieb gehabt, denn es hat ihm Keiner so die Arbeit zu Dank gemacht, wie ich. Ich hab' ihm geschrieben, daß ich komm' und wieder zu ihm will, und heute wartet er auf mich und wird sich gar keinen Rath wissen, wenn ich nicht eintreffe.“

S'ist nicht wahr,“ sagte der Schäfer, „heute morgen erst hat er sich einen neuen Gesellen eingestellt,“ und schoß ihn vom Baum. Der Schneider aber war nicht gleich todt, sondern fiel hellaufschreiend herab in's Wasser und plätscherte und gurgelte drin herum und schlägelte mit Händen und Füßen, daß der Schäfer laut auflachte — dann ward er das Thal hinab geschwemmt.

Der Schmied sagte: „das Evchen und ich kennen uns seit zehn Jahren, und jetzt wollen wir Hochzeit halten. Sieh' in meinem Felleisen steckt das Kränzchen, — das soll sie tragen an ihrem Hochzeitstag! Heute wartet sie auf mich und hat keine frohe Stunde mehr, wenn ich nicht heim komme.“

„'S ist nicht wahr," lacht der Schäfer, „das Evchen denkt nicht mehr an dich, — es ist schon seit sechs Jahren meine Frau, — schau hinüber, dort steht sie bei den Schafen!" und damit drückt er los. So fällt der Schmied maustodt vom Baum und schwimmt auch das Thal hinunter.

Der Kasper sagte: „Hirtenjörg, Hirtenjörg! Wir stehen in Einem Taufbuch und haben als Kinder mit einander gespielt und sind mitsammen zum hl. Nachtmahl gegangen. Wenn du mir auch thust, wie den zwei Andern, will ich dich verklagen vor Gottes Gericht, und sollst keine ruhige Stunde mehr haben dein Lebenlang. Seit sieben Jahren hat meine Mutter jeden Morgen und Abend gebetet, daß ich noch einmal heimkomme und ihr die Augen zudrücke, heute ist sie fünf und siebenzig Jahre alt geworden und wartet auf mich.

„'S ist nicht wahr," sagt der Schäfer, „deine Mutter ist alt und täppelig geworden die letzten Jahre her, und weiß gar nicht mehr, daß sie noch einen Sohn hat, und liegt jetzt schon lang in ihrem Bette". Damit schoß er ihn vom Baum. Er hatte ihn aber nicht recht getroffen und der Kasper, wie er fortgeflößt wurde, schrie immer noch: „Hirtenjörg, Hirtenjörg"! Dieser aber meinte, er könne sich noch einmal an's Land herausarbeiten, und schlich am Wasser hinunter, um ihm den Garaus zu machen. So kommt er auch an die Mühle, und weil er noch Licht drin sieht, schaut er durch's Fenster, — da sitzt wirklich des Kaspers Mutter, die alte Müllersfrau, noch in ihrem Sessel und betet, und der Tisch war mit weißem Linnen gedeckt, und standen zwei

Teller darauf und eine Flasche Wein mit zwei Gläsern. Da schreit's noch einmal weit unten vom Wasser her: „Hirtenjörg, Hirtenjörg!“ daß die alte Frau den Kopf aufhob und horchte, den Schäfer aber schüttelte es am ganzen Leibe — denn grade jetzt mußte der Kasper in den Main getrieben sein. *)

Wie aber dieser gesagt, so geschah's. Der Schäfer hatte von nun an keine ruhige Stunde mehr. Wo er gehen und stehen mochte, hörte er das Wasser brausen und zwischen drein rufen: „Hirtenjörg, Hirtenjörg!“ Bald riefen's die drei Handwerksburschen mit einander, bald der Kasper allein, wie er grade untergehen wollte, und bald die alte Frau, und weil er's nicht mehr länger aushalten konnte, ging er hin vor Gericht und gab sich an und seine Frau und bekannte Alles, was er gethan hatte. Dort ward ihnen das Urtheil gesprochen, daß sie auf dem Dammesfeld lebendig von vier Pferden sollten zerrissen werden.

Sein Weib starb reumüthig. Der Schäfer aber sollte keine Gnade bei Gott mehr finden, sondern, nachdem er bekannt hatte, ward er wieder so hart und verstockt, wie vorher. Als er schon auf dem Richtplatz stand, fing er an zu lachen, und als sie ihn fragten, warum? sagte er: drüben sähe er den Nußbaum stehen, von dem er die drei Handwerksbursche herabgeschossen habe, und da falle ihm grade ein, wie der Schneider im Wasser so geplätschert und gegurgelt habe: das sei so lustig anzusehen gewesen, daß er jetzt noch darüber lachen müsse.

---

*) Unterhalb der Elsenfelder Mühle mündet die Elsava in den Main.

Als die Hinrichtung vollzogen war, wurden ihre Körper verbrannt, und die Asche in den Main gestreut.

---

24. Erlenbach.

Und wenn die andern Regimenter alle
Sich von dir wenden, wollen wir allein
Dir treu sein, unser Leben für dich lassen.
Schiller.

Das Dorf Erlenbach hat dermalen seine dritte Stätte. Erst lag es weiter mainabwärts, das Feld heißt noch Altdorf, dann stand es etwas oberhalb des jetzigen Dorfes dort, wo sich ein Bildstock des hl. Urbanus befindet; endlich erhielt es seine jetzige Stelle. Was die Einwohner zu diesem Wechsel, der vor langen Jahren Statt fand, vermochte, ist unbekannt.

Erlenbach war nie ein großer Ort, aber seine Bewohner zeichneten sich schon frühe durch ihre Treue aus. Friedrich der Rothbart hatte schwere Kämpfe zu bestehen, bis er das Reich, das in der größten Verwirrung war, einiger Maßen in Ordnung brachte. Bei jenen Wirren, wo Raub und Erpressung täglich geübt wurden, hatten Viele ihre Rechnung gefunden; sie Alle wurden des Kaisers Feinde, als er ihnen das Handwerk legte. Bei einem Zuge des Kaisers, den er von Gelnhausen aus mainaufwärts unternahm, übernachtete er zu Erlenbach; seine Feinde hatten sich verschworen, ihn vor Tages-Anbruch in dem offenen Dorfe zu überfallen, aber die treuen

Erlenbacher wachten über ihren Kaiser und als seine Feinde angezogen kamen, fanden sie zwar keine Mauern und Thore, aber kräftige Männer, die bereit waren, ihr Blut für den Kaiser herzugeben — und der Kaiser war gerettet. Dankbaren Herzens befreite Friedrich die Erlenbacher von der Leibeigenschaft und der Jagdfrohn, gab ihnen das Privilegium, daß sich nie ein Jude im Orte ansiedeln solle, und erhob Erlenbach zu einem Reichsdorfe, dem er die Halsgerichtsbarkeit verlieh. Zum Gedächtnisse der bewiesenen Wachsamkeit und der verliehenen Rechte wurde mitten in Erlenbach eine hohe hölzerne Säule mit einem eisernen Kreuze darauf errichtet; auf der Spitze saß ein Hahn und an den beiden Armen wurden eine Hand und ein Schwert befestigt. Die hölzerne Säule zerfiel, das Kreuz mit jenen Ehrenzeichen ist aber noch auf der Brunnenbedachung zu sehen.

Erlenbach blieb ein Reichsdorf bis zum Anfange des fünfzehnten Jahrhunderts, wo es sich in den Schutz der Grafen von Wertheim begab.

Eine halbe Stunde unterhalb Erlenbach, ungefähr der Mündung der Mömmling gegenüber, wo jetzt ein Kiefernwäldchen ist, lag am Main das Dorf Mainhausen. Pest und Krieg vernichteten im siebzehnten Jahrhundert seine Einwohner bis auf eine alte Frau. Diese wollte nach Obernburg übersiedeln, wurde aber nicht aufgenommen und zog nun nach Erlenbach: nach ihrem Tode fiel die Mainhäuser Gemarkung der Gemeinde Erlenbach zu. Nur den Mainhäuser Gemeinde-Wald, den s. g. Forstwald, nahm der Churfürst von Mainz in Anspruch, allein es wurde der Gemeinde Erlenbach das ausschließliche

Recht des Leseholzes und der Streu in dem Walde zugestanden, welches Recht die Gemeinde noch ausübt.

Zwischen Erlenbach und Elsenfeld liegt das Dammsfeld. Dort schlugen die Römer unter Caracalla im 3ten Jahrhundert eine harte Schlacht gegen die Alemannen; es wurde soviel Blut vergossen, daß es einen tiefen Graben ausfüllte, der vom Dammsfelde über die Stätte des ehemaligen Dorfes Mainhausen an den Main zieht und heute noch der Blutgraben heißt. Das ganze Schlachtfeld war ehemals mit alten Grabhügeln bedeckt, jetzt sind nnr noch wenige vorhanden. — Von dieser Schlacht hat das Dammsfeld seinen Namen, entweder weil die Römer das Land, wo sie so schwere Verluste erlitten, als campus damnatus (verfluchtes Feld) bezeichneten, oder weil die vorgefundenen Überreste des römischen Walles in der Sprache des Mittelalters Damm genannt wurden.

Von Erlenbach schrieb sich eine adelige Familie. Hans von Erlenbach war im Jahre 1441 Vicedom zu Aschaffenburg, und Diether von Erlenbach, der Letzte seines Stammes, starb um das Jahr 1508.

---

25. Das gebannte Feuer.

Zu Mechenhard hielten sich vor Jahren mehrere Zigeuner-Familien auf. Sie vertrugen sich gut mit den Bauern und diese hatten ihnen deshalb gestattet, daß sie ihre Wohnung in einer Scheuer aufschlugen. Als aber die Ernte gekommen war und die Scheuer mit Heu und Getraide

gefüllt wurde, wollte es den Mechenhardern doch nicht gefallen, daß die Zigeuner mitten unter den leicht brennbaren Stoffen Feuer anschürten, um sich ihre Mahlzeiten zu bereiten. Die Zigeuner nahmen dieses wahr und führten deshalb die Mechenharder in die Scheuer; dort hatten sie ein großes Feuer angezündet, das an dem Heu und Stroh hinauf flammte, ohne es in Brand zu setzen. Die Mechenharder waren nun beruhigt und störten die Zigeuner nicht weiter; die Zigeuner aber waren dankbar und feyten das Dorf Mechenhard, daß dort niemals ein Brand auskommen kann.

---

26. Klingenberg.

Zu Bacharach am Rhein,
Zu Klingenberg am Main,
Zu Würzburg am Stein,
Da wachsen die drei besten Wein.
Alter Spruch.

Klingenberg ist eine alte Stadt, deren als solcher schon im Jahre 1276 urkundlich erwähnt wird. Noch älter ist die dabei befindliche, jetzt in Ruinen liegende Burg, die Klingenburg — und ehe beide standen, trug der Berg schon eine römische Veste.

Die Markung von Klingenberg hat einen geringen Umfang und besteht größten Theils aus Weinbergen. Darum ist auch der Feldbau sehr schwach und man sagt, es gebe in Klingenberg keine Spatzen, weil sie sich da nicht ernähren könnten. Der Weinbau dagegen wurde stets mit

sehr günstigem Erfolge betrieben, und die Reime, die oben stehen, schreiben sich aus grauer Vorzeit. Man hat zwar Klingenberg den Ehrenplatz zwischen Bacharach und Würzburg streitig machen wollen und behauptet: es hieße „Hochheim am Main", allein schon der alte Merian sagt von Klingenberg: „ein gar kleines Stättlein, so deß herrlichen Weinwachs halber berühmbt: welcher köstliche Wein weit verführet wird". Und so mag Klingenberg der Ehrenplatz bleiben und wenn's ihn nicht mehr verdient, wird's ihn wieder erringen.

Klingenberg hatte in alten Zeiten gegen Erlenbach zu ein befestigtes Thor und daneben stand die Pankratius-Kapelle, weshalb das Thor auch das Kapellenthor hieß. In der Pankratius-Kapelle, gewöhnlich die alte Kirche genannt, war ein Altar, der schmerzhaften Muttergottes und den heiligen vierzehn Nothhelfern geweiht, das Bild der Letzteren stand auf dem Altare.

Die ersten Jahre des dreißigjährigen Krieges hatten Klingenberg nicht berührt; endlich nahte eine schwedische Heeresabtheilung, die den Main heraufzog. Das Städtchen war zu schwach, um die Schweden abzuwehren, allein ergeben wollte man sich auch nicht, weil man die Schweden zu sehr fürchtete. Da nahm man seine Zuflucht zu den heiligen vierzehn Nothhelfern und ganz Klingenberg lag vor ihrem Altare. Als nun die Schweden anlangten und das Kapellenthor berannten, standen zwar nicht die Klingenberger auf den Mauern, aber Sanct Pankratius mit den heiligen vierzehn Nothhelfern. Und die Schweden wagten nicht, es mit diesen Kämpfern aufzunehmen; sie zogen sich zurück und Klingenberg war gerettet.

Blieb Klingenberg aber auch vom feindlichen Kriegsvolke verschont, so ging doch der Würgengel der Pest, der ganz Deutschland um jene Zeit verheerte, nicht an dem Städtchen vorüber. Das Sterben war da so groß, daß Niemand wußte, ob er am Morgen die Freunde wiederfinden werde, die er am Abend verlassen — und Jeder ging, wenn der Tag graute, und suchte seine Lieben und jeder Morgen hatte neue Opfer gefodert. Da verabredeten sich zweiunddreißig junge Leute, jeden Morgen an einer Quelle vor dem Städtchen zusammenzukommen, und da gemeinschaftlich ihren Frühtrunk zu nehmen. Täglich kamen weniger, am Ende nur noch zwei. —

Die St. Pankratius-Kapelle, woran sich die Jahreszahl 1516 befand, wurde im Jahre 1832 abgebrochen; das Bild der heiligen Nothhelfer befindet sich jetzt in der Pfarrkirche.

27. Die Kapelle zum hohen Kreuze bei Röllfeld.

An der Straße von Klingenberg nach Röllfeld steht eine Kapelle, deren vordere Seite offen ist. Innen befindet sich ein großes hölzernes Kruzifix, das die ganze Höhe der Kapelle einnimmt; davon heißt die Kapelle zum hohen Kreuze. Ein Geländer schützt das Kreuz vor dem Zutritt und es ist dieser Schutz nothwendig, da die Andächtigen, insbesondere die Wallfahrer aus den Rheinlanden nach Walldüren, Splitter von dem Kreuze abzuschneiden pflegten, um mit deren Gebrauch das Zahnweh zu vertreiben.

Das Kruzifix ist seit langen Jahren ein Gegenstand besonderer Verehrung, selbst in weit entlegenen Ländern. Einen Beweis dessen liefert eine kleine Abbildung des Kruzifixes, die sich unter Glas und Rahmen neben demselben befindet und die Unterschrift hat:

Vor diesem Kruzifix soll Ferdinand II, römischer Kaiser, folgendes Gebet gesprochen und sogleich gegenwärtige Hülfe wunderbarer Weise empfangen haben.

(Das Gebet ist beigefügt und weiter unten steht folgendes Chronostichon:)

HoCCe CrVCIs sIgno proteCta TheresIa VICtrIX
FInIbVs agnatIs sIgna InIMICa fVgat (1742)

Belfonti (Schönbrunn?) in capella caes. reg. die 23 maji 1777.

Mathath. Cap.

Und wirklich war das Jahr 1742, nach dem Abschlusse des Friedens mit Preußen (28. Juli) glänzend für die Heere der nachmaligen Kaiserin Maria Theresia, sie siegten überall, namentlich auch gegen die Franzosen.

In jenem Kriege, dem österreichischen Erbfolgekriege, hatte ein französischer Offizier zu Aschaffenburg all sein Geld verspielt. Ärgerlich über den Verlust, vielleicht auch durch den Wein aufgeregt, warf er sich auf sein Pferd, um sich in sein Standquartier bei Miltenberg zu begeben. Als er am hohen Kreuze vorüberritt, rief er dem Kruzifixe zu: du bist an Allem Schuld! und schoß dem Bilde des Gekreuzigten mit seinem Pistol in das Gesicht. Wüthend rannte das Pferd davon und warf den Frevler, ehe er noch Miltenberg erreichte, ab, daß er sich zu Tode fiel. — Der Schuß, der an der rechten Wange eindrang und die Unterlippe verletzte, ist noch sichtbar.

28. Grubingen.

Nach dem Aussterben der Edlen von Klingenberg ward die Burg Klingenberg Eigenthum der Herren von Bickenbach. Im vierzehnten Jahrhundert unternahm Einer der Letztern, Konrad VIII., eine Wallfahrt nach Jerusalem, hatte aber das Unglück, in die Gefangenschaft der Ungläubigen zu gerathen und schmachtete lange in der Sclaverei. Da flehte er den h. Michael um seine Hilfe an und that das Gelübde, daß er, wenn er je wieder zu seiner väterlichen Burg gelangen sollte, an der Stelle, wo er sie zuerst erblicke, dem h. Michael zu Ehren eine Kirche erbauen wolle. In einer Nacht träumte ihm, er befinde sich wieder auf deutscher Erde und auf dem Wege in seine Heimath. Die Freude über seine Befreiung weckte ihn auf — und vergoldet vom Strahle der Morgensonne lag die Burg Klingenberg vor ihm. Entzückt wollte er ihr zueilen, aber sein Schwert sprang aus der Scheide, grub sich in die Erde und mahnte ihn so an sein Gelübde. Konrad wiederholte es dankbar seinem Heiligen und erbaute in der Folge an jener Stelle eine Kirche, die dem h. Michael geweiht wurde, und ein Dorf, das er, weil sich dort sein Schwert in die Erde grub, Grubingen nannte.

Dorf und Kirche lagen eine Viertelstunde oberhalb Röllfeld am Main. Grubingen ward zur Pfarrei erhoben und Stadt und Burg Klingenberg, Röllfeld, Schmachtenberg und Seckmauern gehörten als Filiale zu ihr. Das Dorf verschwand im Anfange des sechzehnten Jahrhunderts, aus welcher Veranlassung ist unbekannt; die Kirche aber

bestand bis zum Jahre 1778, wo sie wegen ihrer Baufälligkeit abgebrochen wurde. Den Kirchhof benützten die Röllfelder noch bis 1847, in welchem Jahre sie einen größeren näher bei Röllfeld anlegten. Von der Kirche steht jetzt nur noch ein kleines Stück Mauerwerk, das einen Theil der Kirchhofsmauer bildet; in dem Kirchhofe aber ist ein steinernes Cruzifix errichtet mit der Inschrift:

> Dahier auf dem Platz stand die Grubinger Pfarrkirche ad S. Michaelem, wohin die Ortschaften Klingenberg und Röllfeld und mehrere andere der Gegend vorhin gehörten. Im Jahre 1778 wurde sie wegen Alterthum abgebrochen und Alles, so sie gehabt, nach dem Weisthum von 1630 unter die beiden Pfarrkirchen Klingenberg und Röllfeld getheilt.

In der Kirche zu Grubingen lag der Stifter derselben, Konrad von Bickenbach, begraben. Sein Epitaphium wurde bei dem Abbruch der Kirche in die Kirchhofsmauer versetzt, später aber wieder herausgenommen, weil es durch die Witterung litt; eine steinerne Tafel bezeichnet die Stelle, wo es gestanden. Jetzt ist es in der Kapelle zum hohen Kreuze zwischen Röllfeld und Klingenberg aufgestellt. Es zeigt einen geharnischten Ritter, der auf einem Löwen, dem Sinnbild der Tapferkeit, steht; der schwere Helm ruht auf seiner linken Schulter. Die Umschrift ist nur noch theilweise lesbar und lautet: anno. dm. m.ccc. lxxxiii . . . . o. conradg dũs in Bickenbach.

29. Die Kapelle der h. Maria zum Schnee bei Röllbach.

Vor mehreren Jahrhunderten ging der Wald fast bis zum Orte Röllbach. Der Hirt, der das Vieh dorthin zur Weide trieb, nahm wahr, daß dasselbe, wenn es an einem Gebüsche vorüber kam, die Knie beugte; er durchsuchte das Gebüsch und fand einen eichenen viereckigen Stock mit einer Nische und darin ein hölzernes Bild der h. Jungfrau mit dem Jesuskinde auf dem Schoose.

Die Einwohner von Röllbach wollten eine Kapelle erbauen und das wunderbarer Weise entdeckte Muttergottesbild dort aufstellen. Die Kapelle sollte unmittelbar vor dem Dorfe errichtet werden und es wurden auch die nöthigen Steine und Balken aufgefahren und der Bau begonnen, allein am andern Morgen fand sich Alles an der Stelle, wo das Bild entdeckt worden war. Man glaubte anfänglich, daß hier Menschenhände thätig gewesen; als aber die zurückgebrachten Steine und Balken abermals an der früheren Stelle lagen, und selbst aufgestellte Wächter ihr Verschwinden nicht hindern konnten, beschloß man endlich, die Kapelle an dem Fundorte zu bauen. Durch das Vorgefallene war man ängstlich geworden und man konnte sich nicht vereinigen, wie groß und in welcher Gestalt die Kapelle errichtet werden solle; da fiel in einer Sommernacht Schnee auf die Stelle und gab den Grundriß zu der Kapelle.

Der Bau ward nun begonnen, der kurmainzische Amtskeller zu Stadtprozelten, zu dessen Sprengel damals Röllbach gehörte, untersagte jedoch, man weiß nicht aus welchem Grunde, den Bau. Er begab sich, um sein Gebot wirksam zu machen, selbst zu Pferd an Ort und Stelle, allein hier stand sein Pferd wie in den Boden gewurzelt, und es war weder im Guten noch im Bösen hinweg zu bringen, obwohl es sonst ein frommes Thier war. Als es endlich heftig gespornt wurde, sprang es in die Höhe, die vier Hufeisen aber blieben auf dem Platze liegen. Der Keller widersetzte sich nun dem Bau nicht länger und die Kapelle ward errichtet, wie sie durch den Schnee vorgezeichnet war.

Wann dieses geschehen, weiß man nicht, allein jedenfalls vor dem Jahre 1521, denn in diesem Jahre wurde das unscheinbar gewordene Bild neu bemalt und vergoldet.

Die Kapelle liegt etwa 200 Schritte von Röllbach rechts des Weges, der nach Mönchberg führt. Der eichene Balken, in dem sich das Bild gefunden, stand früher auf der Evangelien-Seite des Altars und es waren daran die vier Hufeisen von dem Pferde des Kellers angenagelt; zugleich diente er als Opferstock. In der Folge wurde daselbst ein Altar errichtet und hierauf das wunderthätige Bild gestellt. Der Balken ist, da sich die Andächtigen Stücke davon abmachten, klein und unförmig geworden, hat jetzt nur noch eine Höhe von beiläufig zwei Schuhen und steht hinter dem Muttergottes-Altare, jedoch nicht mehr in der Erde. Die Hufeisen am Stocke und die Ex voto, Krücken u. dgl., welche in der Kapelle aufgehangen

waren, sind jetzt aus der Kapelle entfernt; alte Leute haben sie noch gesehen.

Die Kapelle wurde später verschiedene Male erweitert, namentlich im Jahre 1849, so daß sie nun eine stattliche Kirche ist, von der die ehemalige Kapelle den Chor bildet. Sie hat eine Orgel, ein Thürmchen mit zwei Glöckchen, einen eigenen Fond und regelmäßigen Gottesdienst; neben ihr befindet sich der Friedhof.

Dermalen kommen noch die Gemeinden Wörth und Erlenbach in feierlichen Prozessionen dahin; ehedem auch Trennfurt, Klingenberg, Röllfeld, Fechenbach und Reistenhausen. Als vor vielen Jahren einmal ein großes Sterben war, zogen die Leute unter Vortragung des Leichenkreuzes baarhäuptig wie bei einem Begräbnisse zu der Kapelle und fanden dort die Erhörung ihres Gebetes; zu dessen Gedächtnisse wurden später die regelmäßigen Wallfahrten abgehalten. — Die Erlenbacher durften übrigens zu den Zeiten der Pest nicht durch Mechenhart wallfahrten, sondern mußten auf einem eigenen Wege außen vorbei ziehen.

---

30. Der Hammel von Röllbach.

Das Josephs Dortchen von Neudorf diente in ihrer Jugend auf dem Klotzhofe bei Großheubach. Am St. Johannistage 1796 war sie zum Besuche bei ihren Eltern zu Neudorf und hielt sich dort so lange auf, daß sie sich

erst am Abende auf den Rückweg machte. Als sie nach Röllbach kam, war es bereits dunkel, die Leute aber saßen an dem schönen Abende noch vor den Thüren. Da sagte Einer zu ihr: „Wenn du stark fortgehst, bekommst du Gesellschaft, der Hammel geht des Wegs". Es war das nur ein schlechter Spaß, das Dortchen nahms aber für Ernst und weil sie in der Nacht nicht gern allein gehen wollte, so eilte sie, was sie konnte. Unfern des Orts sah sie wirklich einen Mann gehen; sie rief ihm zu: „Hammel, wart' auf mich!" worauf er auch stehen blieb und sie abwartete. Als sie zu ihm gekommen war, sprach sie: „Jetzt geh' zu, daß wir heim kommen, es ist schon spät". Der Mann ging vor ihr her, ohne ein Wort zu sprechen; das Dortchen suchte einige Mal ein Gespräch mit ihm anzufangen, erhielt aber keine Antwort. Da sagte sie zu ihm: „Gelt, du meinst, ich soll mich vor Dir fürchten"? Sie erhielt wieder keine Antwort. Endlich ging der Mond auf, und Dortchen sah nun, daß der Mann nicht auf der Erde ging, sondern drüber hin schwebte. Die Haare sträubten sich ihr und sie lief, was sie laufen konnte; der Mann schwebte eben so schnell neben ihr hin. Erst da, wo die Markungen von Röllbach und vom Klotzenhof zusammen stoßen, verließ er sie. Das Dortchen lief bis in den Klotzenhof und verkroch sich dort aus Furcht und Schrecken in den Kuhstall. Am nächsten Morgen war sie gelähmt, daß sie nicht aufstehen konnte. Ihr Dienstherr fand sie und fragte, was ihr fehle, worauf sie ihm erzählte, was ihr begegnet. Da sagte der Hofbauer: das sei eine bekannte Geschichte; der Hammel habe vor langer Zeit an einem Feiertage die Marksteine zwischen

der Röllbacher Gemarkung und dem Klotzenhofe verrückt und müsse nun an allen Feiertagen wandern.

Das Josephs Dortchen lebt, eine hochbetagte Hausfrau, heute noch und verbürgt die Wahrheit der Geschichte.

X. Die Pest im Spessart. *)

In den Jahren 1605, 1606, 1607, 1608, 1625, 1660 und 1668 und in einigen anderen Jahrgängen des siebenzehnten Jahrhunderts wüthete die Pest auf eine furchtbare Weise im Spessart. Da in dieses unglückliche Jahrhundert auch der dreißigjährige Krieg mit seiner Zerstörungswuth fiel, so war es kein Wunder, wenn das Land entvölkert, ja fast zur Einöde umgewandelt wurde.

Das Ort Damm wurde bereits im Jahre 1606 von der Pest heimgesucht. Eine alte Urkunde sagt darüber: „Ao 1606 im Septembris ist zu Dahm ein großes sterben in der pestilentz Eingefallen, das Ohngefähr in 4 Wochen auff die 300 und 50 persohn aus Dahm gestorben, das fast kein hundert persohn vberig bliepen sein. Also haben sie in höchster Nott auf den negsten Freytag vor Michaelistag zu Gott dem Allmächtigen gebetten und geschrieen vmb Abwendung der großen plag, vndt die Feuer all ausgelescht im Flecken, ein Zugfeuer **) gemacht vndt diesen obgedachten Freytag Gott gelobt zu einem heil.

*) S. auch S. 88, 214 und 252.

**) Durch Reiben von Holz hervorgebrachtes Feuer.

Feyer zu ewigen Tagen zu fasten vndt zu feyern. Darzu hatt der Ehrenhaffte Hanß Kistner vertestiret und vermacht virtzig Gulden, alle Jahr zu pension 2 fl., darvon sol Meeß vndt predig gehalten vndt den Armen ein Almussen gegeben werden.“

Der Freytag vor Michaelis wird auch jetzt noch mit Amt, Predigt und Fasten gefeiert und kein Feuer weder zur Arbeit, noch zum Kochen im Orte angezündet, bis gegen Abend.

Die Frammersbacher thaten der Pest wegen das Gelübde, daß alle Weiber an Sonn- und Feiertagen nur schwarze Joppen und schwarze Röcke und die Männer nur graue Röcke tragen sollten, was bis in die neuere Zeit gehalten wurde.

Zu Eichenberg wird aus demselben Grunde der s. g. Hellfeiertag am Montage nach Michaelis gefeiert. Es wird an diesem Tage keine Feldarbeit vorgenommen und früher fasteten Menschen und Vieh. Vor achtzig Jahren, wo noch Niemand von der strengen Feier dieses Tages abging, sagte ein Bauer am Vorabende: „Was kümmert mich der Hellfeiertag! Morgen fahre ich in's Feld.“ Morgens lag er todt in seinem Bette.

Wegen der Pest wallfahrten oder wallfahrteten am zweiten Dienstage nach Mariä Geburt die Gemeinde Waldaschaff, am dritten Pfingstfeiertage die Gemeinde Rothenbuch, an Mariä Verkündigung die Gemeinde Hösbach nach Hessenthal, früher größten Theils baarfuß oder nüchtern.

Am 16ten August 1666 wallfahrtete die Stadt Lohr zum ersten Male wegen der zu Köln ausgebrochenen und schon bis Hanau heraufgekommenen Pest in die Kapelle

auf dem Valentinusberge bei Lohr. Nach abgehaltenem Gottesdienste gelobten die Bürger zu Lohr, jährlich an diesem Tage feierlich auf den Valentinusberg zu wallfahrten; an diesem Tage solle ferner das weibliche Geschlecht vom 12ten Jahre, und das männliche vom 14ten Jahre an, so wie alles Vieh bis nach abgehaltenem Frühgottesdienste nüchtern bleiben.

Eichenberg starb bis auf einen Mann aus; in Hösbach blieben fünf, in Wenighösbach drei Personen übrig; in Lauffach ein Bursch und ein Mädchen.

Der Kahlgruud wurde durch die Pest und den Krieg fast ganz verödet. In Schimborn blieb nur ein junger lediger Mann, Namens Glaab übrig, der auf dem Hauhofe als Knecht gedient, dann aber im kaiserlichen Heere Kriegsdienste genommen hatte. Nach geschlossenem Frieden kehrte er in sein menschenleeres Geburts-Ort zurück und mit ihm Peter Rosenberger aus Ürspringen, der, wie er, im kaiserlichen Heere gedient hatte und Leibjäger eines hohen Offiziers gewesen war. Rosenberger hatte eine Frau aus Köln, und Glaab verehelichte sich auch bald — und beide Paare begannen Schimborn wieder anzubauen und wurden die Stammältern der Glaabischen und Rosenbergerischen Familien daselbst, deren Zahl einer und anderer Seits gegen zwanzig beträgt.

Dörnsteinbach hatte alle Einwohner verloren. Ein Freiherr Geylingen von Altheim, der Grundherr von Dörnsteinbach war und im kaiserlichen Heere diente, sah einen Kriegsknecht sich besonders tapfer halten und fragte ihn, wo er her sei? — und er war der letzte Dörnsteinbacher. Der Freiherr von Geylingen nahm ihn in seinen beson-

deren Dienst und nach beendigtem Kriege überließ er ihm die ganze Gemarkung von Dörnsteinbach mit Ausnahme der Waldungen.

Krombach wurde durch fremde Ansiedler, die zum Theile aus fernen Landen kamen, wieder angebaut. So kam z. B. die Familie Alig aus Graubündten nach Krombach.

Zu Hörstein wüthete im Jahre 1625 die Pest dergestalt, daß ihr täglich neunzehn, und in wenigen Wochen vierhundert Personen zum Opfer fielen. Die übrig Gebliebenen nahmen ihre Zuflucht zu der Fürbitte des heil. Bernardus und machten das Gelübde, daß am Vorabende seines Festtages und am Morgen desselben um 5 Uhr eine Achtelsstunde mit allen Glocken geläutet werden solle, und daß jeder Hörsteiner, wo er auch sei, beim Beginnen des Geläutes auf seine Knie fallen, daß am Festtage ein Hochamt mit einer Predigt nach dem Credo und darnach eine feierliche Prozession mit dem Hochwürdigsten gehalten werde, und daß jeder Hörsteiner, der nicht zur Bewahrung des Hauses nöthig, beiwohnen solle bei Strafe von 2 Albus, die an den Kirchenbaufond zu erlegen, daß endlich Nachmittags eine feierliche Vesper Statt finde. Dieser Festtag, nämlich der 20te August, erhielt erst am 19ten August 1666, als die Pest, wenn auch gelinder, wieder erschien, die höhere Genehmigung; er wird noch gefeiert, aber freilich hat sich mit der Furcht vor der Pest auch ein großer Theil der Frömmigkeit verloren.

Zu Rottenberg war durch die Pest die Bevölkerung so schwach geworden, daß in dem kleinen Kapellchen, welches nach dem Aufhören der Pest an dem Wege von Rottenberg nach Mittel-Sailauf, etwa eine Achtels-Stunde von

ersterem Orte, zu Ehren der h. Muttergottes errichtet wurde, alle Rottenberger Platz hatten. Bei dem Kapellchen, woselbst jetzt noch an Mariä Himmelfahrt Amt und Predigt abgehalten werden, wurde später eine Einsiedelei erbaut, worin vier und mehr Einsiedler wohnten. Diese Einsiedler lebten von dem Termine und hatten die Verpflichtung, Schulunterricht zu ertheilen. Sie standen unter der Aufsicht des betreffenden Pfarrers, trugen einen Habit und mußten jährlich zum Kapitel nach dem Kloster Marienborn bei Mainz, wo sie mit einem pfarrlichen Zeugnisse versehen, Exercitien zu machen hatten; bei diesen Exercitien wurden etwaige im Zeugnisse bemerkte Vergehen mit Bußen, sogar mit körperlicher Züchtigung, beahndet. — Die Einsiedelei bei dem Rottenberger Kapellchen war der Hauptsitz dieser Einsiedler und gab ihre Leute auch an andere Orte z. B. nach Western, Sulzbach und Straßbessenbach ab, wo sich kleinere Eremitagen befanden. Die Einsiedelei bei dem Rottenberger Kapellchen wurde vor etwa 50 Jahren auf den Abbruch versteigert und ein Haus in Goldbach davon erbaut; der zu der Eremitage gehörige Garten ist jetzt eine Wiese, heißt aber noch der Brudergarten. — Der letzte Eremit war Lorenz Holzmeister von Seilauf, der die Schullehrers-Stelle zu Straßbessenbach bis zum Jahre 1818 versah und in einem Alter von 95 Jahren starb.

Das Dorf Streit war zur Zeit der Pest einmal ganz ausgestorben. Es siedelten sich dann zwei italienische Familien, Namens Gado und Bernard, daselbst an, die das Ort wieder bevölkerten und noch bestehen.

Zwischen Streit und Schippach lag ehemals das Dorf

Ober-Schippach. Es starb durch die Pest aus bis auf eine Person, die nach Schippach zog. Die Schippacher nahmen deshalb die ganze Gemarkung von Ober-Schippach in Anspruch; dazu rechneten sie auch einen Wald, worauf die Gemeinde Streit ebenfalls Rechte geltend machte. Der Prozeß zwischen den beiden Gemeinden über den erwähnten Wald dauerte 104 Jahre und wurde erst vor kurzer Zeit verglichen.

Zu Erlenbach herrschte die Pest in den Jahren 1624, 1625 und 1632. Die Pfarrei war damals sehr klein, es starben aber im Jahre 1632 doch 125 Personen. Die Leichen der an der Pest in den Filialen Gestorbenen durften nicht durch den gewöhnlichen Eingang in den Friedhof, der um die Kirche lag, gebracht werden, sondern nur durch ein eigenes zu diesem Zwecke in der Kirchhofsmauer angebrachtes Thürchen. Dieses Thürchen ist jetzt durch einen Grabstein geschlossen. — Während der Pestzeiten durften die auswärtigen Müller nicht durch das Dorf fahren, sondern oberhalb des Ortes nur bis zum rothen Kreuze und unterhalb desselben bis zur Wendelinus-Kapelle.

Inhalts-Verzeichniß.

I. Aschaffenburg.

II. Das Aschaffthal.

III. Der Kahlgrund.

IV. Das Kinzigthal.

V. Der Joß- und Sinngrund.

VI. Das Thal der Lohr.

VII. Das Thal der Hafenlohr.

VIII. Das Haßlochthal.

---

*) Nr. 2, 5, 8 und 9, sodann VIII. Nr. 2 sind ganz oder größtentheils aus den „Mainufern von Ludwig Braunfels“ entnommen.

XI. Das Elsavathal.

Druckfehler.

Seite	9	Zeile	10	von oben	statt	Nachläuten lies Nachtläuten.
„	76	„	10	„ „	„	Tandenburg lies Randenburg.
„	111	„	8	„ „	„	den lies dem.
„	114	„	6	„ „	„	Rieneck lies Reineck.
„	146	„	14	„ „	„	ein Krallenfuß lies eine Krallenfaust.
„	206	„	11	„ unten	„	weinten lies meinten.
„	257	letzte Zeile			statt	lxxxiii . . . . o. conradg lies lxxxxiii . . . . o. conrad9 (us).

Andere geringere Druckfehler wird der geneigte Leser verbessern.